



225 / XIII



Kleine
Weltgeschichte

zum
Unterricht
und
zur Unterhaltung
von

J. G. A. Galletti,
Professor zu Gotha.

z księgozbioru
STEFANA HEMPLA



Dreizehnter Theil.

Gotha,

in der Eltingerschen Buchhandlung 1805.



WOIEWÓDZKA
BIBLIOT. A PUBLICZNA
26-600 RADOM

*księgozbiór
przebiegny*

16153

Dem
Durchlauchtigsten
Prinzen Friedrich
von
Sachsen, Gotha und Altenburg,
einem
vorzüglichen Verehrer
der historischen Muse,
als ein Denkmahl der innigsten Ehrfurcht,
von dem Verfasser:

Inhalt des dreyzehnten Theils.

Zweiter Abschnitt.

Cromwel unterdrückt die stuartische Parthey in Irland und Schottland. Karl II befin-
det sich in großer Gefahr. Alles unterwirft
sich der neuen Regierung. C. 1

Dritter Abschnitt.

Die vereinigten Niederländer vermehren ihre
auswärtigen Besitzungen, und befestigen ihre
Unabhängigkeit. Der Prinz Wilhelm strebt
nach uneingeschränkter Gewalt. Krieg zwi-
schen den vereinigten Niederlanden und Groß-
britannien. 16

Vierter Abschnitt.

Cromwel beherrscht Großbritannien unter dem
Nahmen eines Protector's. Richard spielt
seine Rolle nur kurze Zeit. Karl II bestigt
den väterlichen Thron. Zweyter Krieg zwi-
schen Großbritannien und den vereinigten
Niederlanden. 40

Fünf-

Fünfter Abschnitt.

Geschichte der Unruhen der Frende in Frankreich. Entstehung des französischen Despotismus. S. 88

Sechster Abschnitt.

Ohnmächtiger Zustand Spaniens. Portugal erhebt sich wieder zum eignen Staate. Neapel empört sich. Frankreich und Spanien schließen den pyrenäischen Frieden. Maraschini stirbt. Colbert erweist sich große Verdienste. Ludwigs XIV Regierungsscharakter. 124

Siebenter Abschnitt.

Ludwig XIV entreißt den Spaniern einen Theil der Niederlande. Von der Eroberung der übrigen hält ihn die Tripleallianz ab. Ludwigs glänzender Feldzug gegen Holland geht in einen allgemeinen Krieg über. 168

Achter Abschnitt.

Die Statthalterwürde der vereinigten Niederlande wird wieder hergestellt. Schreckliche Ermordung der Bader de Wit. Der Prinz von Dranien wird Erbstatthalter. Das deutsche Reich nimmt an dem Kriege gegen Frankreich Antheil. Ueberlegenheit der Franzosen. Friede zu Nimwegen. 195

Neun-

Neunter Abschnitt.

Geschichte der Königin Christina von Schweden. S. 225

Zehnter Abschnitt.

Polen, wo Siegmund III, Wladislaw IV, und Johann II Casimir, eine schwache Regierung führen, wird von dem schwedischen Karl Gustav fast erobert, aber durch die Politik der benachbarten Mächte vom Untergange gerettet. Friedrich Wilhelm von Brandenburg befreit bey dieser Gelegenheit das Herzogthum Preussen von der polnischen Lehnsherrschaft. 258

Elfter Abschnitt.

Ende der Regierung Christians IV. Ulfeld dessen vielgeltender Minister. Ueber Friedrich III fällt Karl Gustav so mächtig her, daß Danemark nur durch die Politik der übrigen Mächte gerettet wird. Dänemark verwandelt sich in ein uneingeschränktes Reich. Greiffenfeld spielt daselbst eine sehr bedeutende Minister-Rolle. Karl XI von Schweden zieht sich, durch den Krieg gegen Brandenburg, zu welchem er sich durch Frankreich vertheilen läßt, eine sehr gefährliche Lage zu. 279

Zwölft-

Zwölfter Abschnitt.

Schwache Regierung in Polen, bis Sobieski König wird. Eben so schwache Regierung der osmanischen Großsultane, deren Schicksal von den Janitscharen und den Großen des Serails abhängt. Kiuperli, Vater und Sohn zwey vortreffliche Großwessire. Die Türken verlieren die Schlacht bey St. Gotthardt. Sie erobern Candia. Dagegen mißlingt die Belagerung Wiens. C. 344

Dreizehnter Abschnitt.

Ludwig XIV vergrößert seine Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande, und entreißt dem deutschen Reiche ein Land nach dem andern. Während der Zeit demüthigt er nicht nur die afrikanischen Seeräuber-Staaten, sondern auch Genua. Während der Zeit läßt er über seine reformirten Unterthanen eine schreckliche Verfolgung ergehen. 381

Auf dem Mittelblatte das spanische Esdorial.

Zwey-

Zwenter Abschnitt.

Cromwel unterdrückt die stuartische Parthen in Irland und Schottland. Karl II befindet sich in großer Gefahr. Alles unterwirft sich der neuen Regierung.

Karl I war hingerichtet worden; aber seine Hinrichtung war zu sehr das Werk einer durch Religionschwärmeren begeisterten Parthey, als daß sie nicht der bey weitem größere Theil der Bewohner der drey Reiche hätte verabscheuungswürdig finden sollen. In Irland und Schottland war die Anhänglichkeit für das stuartische Königshaus auch noch so feurig, daß man sich nicht scheute, Karln II, den Sohn des unglücklichen Monarchen, öffentlich zum Könige auszurufen. In England selbst verhinderte dieß bloß das ausgezeichnete Ansehn, und die uneingeschränkte Gewalt, Galletti Weltg. 13r Th. A die

die sich Oliver Cromwel zu verschaffen gewußt hatte. Das Große und Entschlossene in den Unternehmungen des außerordentlichen Mannes zwang die unter seinem Befehle stehenden Soldaten zur Ehrfurcht und zum Gehorsame, während daß er sich, ohne jedoch seiner Würde etwas zu vergeben, das Zutrauen und die Liebe derselben durch sein leutseliges, spaßhaftes Benehmen zu erhalten wußte. Als der Liebling des gemeinen Volkes, und der Soldaten, konnte er von ihnen alles erwarten, konnte er auf ihre Unterstützung mit aller Sicherheit rechnen.

Mit einer Armee, die ihn liebte, die von ihm begeistert war, gelang einem so unternehmenden und entschlossenen Manne die Unterdrückung der Gegenrevolution in Irland in kurzer Zeit. Ein Hauptsitz derselben war die wohlbesetzte, durch 3000 Mann vertheidigte Stadt Trebagh, am Meere. Zweymahl (1649 im Sept.) wurden seine stürmenden Soldaten zurück geschlagen. Zum drittenmahl aber drangen sie desto unaufhaltsamer ein. Ohne Schonung hieben sie jetzt alles nieder. Selbst einige wenige, die dem

dem Blutdurste der Büthenben noch entgangen waren, wurden am folgenden Morgen, auf Cromwels Befehl, gleichfalls getödtet. Die Vergeltung des irländischen Blutbades war der Vorwand, durch den Cromwel sein unbarmherziges Verfahren zu beschönigen suchte. Die eigentliche Absicht desselben aber war der schreckliche Eindruck, durch den er die Vertheidiger der übrigen Städte von allem Widerstande abhalten wollte. Auch wagte es nun keine dieser Städte, ihm die Thore zu verschließen. Ueber 40000 Irländer, die ihre Ergebenheit für das stuartische Haus nicht unterdrücken konnten, verließen ihr Vaterland, und Cromwel ließ sie ruhig ziehen. Nach neun Monathen war Irland zur Unterwerfung gezwungen.

Einen längern und gefährlichen Kampf verursachte Cromwel die Unterdrückung der schottländischen Gegenrevolution. In Schottland, wo die hohe Geistlichkeit der Herrschaft durchaus nicht entsagen wollte, war man zwar geneigt, Karl II die Regierung zu übertragen; aber man war auch eben so entschlossen, dieser Regierung die engsten

Gränzen zu setzen. Das schottische Parlament schickte den Ritter Douglass, als seinen Bevollmächtigten, an Karl. Karl befand sich in Holland. Seine Lage war ziemlich günstig. Man hatte mit ihm, als mit einem Verwandten des Hauses Oranien, als dem Bruder der Gemahlin des Erbstatthalters, Mitleiden. Dieses Mitleiden zeigte sich sehr deutlich, als man den Gesandten des Parlaments, Dortlaus, einen von den Mitgliedern des Blutgerichtes, von den Anhängern der königlichen Familie ermorden ließ. Dem noch fürchteten sich die Generalstaaten vor dem englischen Parlamente, und vornehmlich vor Cromwelln, so gewaltig, daß sie Karl das Verlangen nach seiner Entfernung zu erkennen gaben. Der bedrängte Prinz gieng nach Paris. Aber er fand sich in der Erwartung, die er sich von der dasigen Aufnahme gemacht hatte, ganz getäuscht. Man erwies ihm nicht einmahl die Höflichkeit, auf die er Anspruch machen konnte. Karl begab sich hierauf nach Jersey, einer von den in der Nähe der Normandie liegenden englischen Inseln, wo die königliche Gewalt noch anerkannt wurde.

En

So lebhaft seine Bedrängniß war, so wenig konnte er sich doch entschließen, die harten Bedingungen, die ihm das schottische Parlament vorschrieb, zu unterzeichnen. Zu dieser gehörte unter andern die feyerliche Anerkennung des Covenants *), durch die er sich der Herrschaft der Geistlichkeit unterworfen hätte, gehörte die Entfernung aller derjenigen, die seinem Vater gedient hatten. Karl hoffte, mit bewaffneter Hand seinen Thron in Schottland zu befestigen. Sein Oberfeldherr war der feurige und unternehmende Montrose, der in Deutschland als kaiserlicher General gedient hatte, und der sowohl hier, als in den Niederlanden, Kriegsteile anwarb. Dänemark und Holstein schickten Geld; Schweden lieferte Waffen, und der Prinz von Oranien gab Schiffe her. Aber die ganze Mannschaft, die man zusammen brachte, belief sich doch nur auf 500 Mann. Dieser stellte (1650) die herrschende Parthey in Schottland gleich eine so ansehnliche Macht entgegen, daß Montrose gefangen wurde. Der edle, standhafte Mann mußte,

*) Theil XII, S. 402.

musste, ehe er hingerichtet wurde, auch noch manche Mißhandlungen erdulden! So rachsüchtig war die Geistlichkeit!

Da der Versuch, sich mit Gewalt zur königlichen Regierung in Schottland den Weg zu bahnen, mißlingen war, so mußte Karl II (15. May) sich entschließen, die vom Parlament ihm vorgeschriebenen Bedingungen zu unterzeichnen. Sieben holländische Kriegsschiffe brachten ihn nach Schottland. Aber Karl spielte eine sehr armselige Königsrolle. Von allen Freunden und Anhängern seines Vaters getrennt, sah er fast alle Regierungsgewalt in den Händen der herrschenden Parthey, sah er eine menschenfeindliche, rachsüchtige Schwärmeren sich immer allgemeiner verbreiten.

Das englische Parlament, dessen Seele Cromwel war, ersuchte den bisherigen Obergeneral Fairfax durch eine Deputation, unter deren Mitgliedern der nachmalige Protector sich befand, den Oberbefehl über die nach Schottland bestimmte Armee zu übernehmen. Allein Fairfax, der sich, wegen der Verbin-

dung zwischen England und Schottland, aus dem Kriege gegen das letztere eine Gewissenssache machte, legte seine Stelle lieber nieder, und gab dadurch Cromwel Gelegenheit, Oberfeldherr zu werden.

Cromwel rückte mit 16000 Mann in Schottland ein. Lesley, der General der Schottländer, verfuhr sehr behutsam. Er wählte sich eine günstige Stellung, wo ihm seine Verschanzungen gegen einen Ueberfall sicherten. In diesem Lager erschien, zur großen Freude der Soldaten, auch der König Karl. Aber die eifersüchtigen, argwöhnischen Geistlichen, denen gleich bange wurde, daß der König bey der Armee ein für ihre Herrschaft nachtheiliges Ansehn erlangen könnte, bestanden darauf, daß er das Lager wieder verlassen sollte. Zugleich mit ihm mußten auch 4000 andere Krieger, lauter Anhänger der königlichen Familie, und gerade die bravsten unter dem Heere, abziehen. Die Geistlichen glaubten nun eine Armee von lauter Heiligen, eine unüberwindliche Armee, zu haben. Ihr General war ihnen nicht thätig genug, und doch sollte er auch nicht an einem

Sonn-

Sonntage fechten. Indessen wurde Cromwel, durch Mangel an Lebensmitteln, zum Rückzuge nach Dunbar genöthigt. Lesley besetzte die zwischen Dunbar und Berwie befindlichen Hohlwege. Cromwel befand sich nun in der äussersten Noth. Schon wollte er sein ganzes Fußvolk, und sein Geschütz, nach England zurückschicken, und an der Spitze seiner Cavallerie sich durchschlagen, als der unüberlegsame Eifer der schottischen Geistlichkeit ihm zu einem entscheidenden Siege Gelegenheit gab.

Diese Geistlichkeit, die indessen, ihrem aus der Bibel entlehnten Ausdrucke nach, Tag und Nacht mit dem Herrn im Gebethe gerungen hatte, und daher in dem schwärmerischen Wahne stand, daß ihre Armee gewiß siegen, daß sie die Sectirer und Ketzer vernichten würde; die befohl dem vorsichtigen Lesley, seine Stellung auf den Anhöhen zu verlassen, um (3. Sept.) gegen Cromwels Heer anzurücken. Aber die Schotten, bey welchen die Schwärmerey den Mangel militärischer Eigenschaften ersetzen sollte, unterlagen, obgleich noch einmahl so stark, der

Erz

Erfahrung und Kriegszucht der cromwellschen Krieger so gewaltig, daß 3000 derselben getödtet, und 9000 gefangen wurden. Cromwel zog nun ungehindert in Edinburg und Leith ein.

Die fromme Armee hätte, der Erwartung der Geistlichkeit gemäß, siegen sollen; aber die Sünden des Königes und seiner Anhänger hatten den Steg vereitelt. Der witzige, muntere, artige Karl fand es (1651) unerträglich, den Heuchler zu machen, und, vom Morgen bis zum Abend, dem Gebethe, und den Predigten der schwärmerischen Geistlichen, beizuwohnen. Auch fand er an dem Umgange mit den Damen noch zu viel Vergnügen. Man hatte ihn mit einem jungen Frauenzimmer scherzen sehen. Die Geistlichkeit hielt ihn daher noch nicht für wiederergeboren genug, und einige Minister befassten den Auftrag, ihm wegen seines Betrages, daß einem in den Covenant aufgenommenen Fürsten so unanständig sey, einen Verweis zu geben. Karl, der dieser Lebensart überdrüssig war, wollte zu einem Generale, den der Covenant in die Acht erklärt hatte,

hatte, in das Hochland flüchten; er wurde aber eingeholt, und sein mißlungener Versuch hatte wenigstens den wohlthätigen Erfolg, daß man ihn, in der Besorgniß der Wiederholung desselben, besser behandelte.

Doch Karls Lage in Schottland war so bedrängt, daß ihm zu seiner Rettung, kein andres Mittel, als ein Marsch nach England übrig blieb. Er trat ihn mit 14000 Mann an. Seine Entschlossenheit setzte Cromwell anfangs in Verlegenheit. Das Parlament war bey der Nation verhaßt. Doch Cromwell ließ, die Zeit der Besinnung abkürzend, den General Monk mit 7000 Mann in Schottland zurück, und eilte mit dem Ueberreste seines Heeres dem Könige nach. Karls kleines Heer wurde immer weniger furchtbar. Seine Schottländer eilten schaarweise nach Hause, und die königlich gesinnten Engländer wagten es, aus Furcht vor der cromwelschen Parthey, noch nicht, sich an ihn anzuschließen. Auch rückte Cromwell, durch neue Truppen; Werbungen verstärkt, mit mehr als 40000 Mann, über Worcester heran. Karl, der (3. Sept.) sehr tapfer focht, sah die kleine Zahl seiner Streiter bald

getödtet, oder überwältigt. Nur von 50 Freunden begleitet entwich er vom Schlachtfelde. Endlich setzte er, der größern Sicherheit wegen, die Flucht allein fort. Auf den Rath des Grafen von Derby begab er sich nach Woscoball, einer einsam liegen den Wohnung an der Gränze von Stafford, deren Besitzer ihn sehr edelmüthig aufnahm, und der Bereitwilligkeit, den unglücklichen König zu retten, die Gefahr hingerichtet zu werden, nachsetzte. Penderell, so hieß der gute Mann, kleidete um den König glücklicher zu verbergen, ihn eben so, wie er und seine vier Brüder sich trugen. Karl begnügte sich mit der Kost dieser Leute, und schlief etliche Nächte hindurch auf einem Strohlager. Ja er verbarg sich, um den forschenden Augen noch weniger sichtbar zu seyn, unter den Aesten und Zweigen einer dickbelaubten Eiche, wo er fast zwey Tage zubrachte. Er sah hier manchen Soldaten, der ihn auffpüren sollte, vorbehey eilen. Er hörte sogar, daß man ihn suchte. Die Eiche, wo er in dieser Angst schwebte, hieß seitdem die königliche Eiche, und sie war für alle, die da herum wohnten, ein Gegenstand der

Verz

Berehrung. Endlich begab sich Karl von einem seiner Anhänger, Wilmot, mit dem er unvermuthet zusammentraf, und von den fünf Penderels begleitet, zu dem Obersten Lane nach Bentley. Dieser brachte ihn glücklich nach Bristol. Aber einen ganzen Monath lang gieng kein Schiff weder nach Spanien, noch nach Frankreich. Daher mußte Karl bey dem Obersten Windham zu Dorset 3 Wochen lang seine Zuflucht suchen, bis ihn endlich, nach 6 Wochen, ein Schiff der Normandie zuführte. Gegen 40 Personen waren mit seiner Flucht bekannt, und doch wurde er nicht verrathen. So zärtlich war die Theilnahme an dem Schicksale des bedrängten Karls! Das Gerücht, daß er umgekommen sey, trug, indem es die Wachsamkeit seiner Feinde schwächte, gleichfalls zu seiner Rettung bey.

Der Sieg bey Worcester gab Cromwelln das, was er seine krönende Gnade nannte; er gab ihm aber auch das innige Gefühl der Gewalt, in deren Besitze er sich befand, und dieses Gefühl reichte seinen ehrsuchtigen Unternehmungsgeist, dessen Entwürfe die Umstände außerordentlich begünstigten. Die

Häupter

Häupter der republikanischen Parthey hatten, ihrer geringen Einsichten und ihres Eigennuzes wegen, alles Vertrauen des Volkes verlohren. Um so höher stieg das Ansehn des unternehmenden und entschlossenen Mannes, dessen Befehlen eine siegreiche Armee Gehorsam leistete, an den sich mancher vortreffliche Officier anschloß, dessen Talente während der bürgerlichen Unruhen sich entwickelt hatten, der, obgleich von geringer Herkunft, auf eine höhere Stufe der Kriegswürde sich zu schwingen, Gelegenheit fand. Cromwels Ansehn vergrößerte vorzüglich auch das Glück, mit welchem er die königliche Parthey in Irland und Schottland völlig unterdrückte. Sein General Ireton, der in Irland an der Spitze von 30000 Mann stand, überwältigte die königlichen Anhänger, und verfuhr besonders gegen diejenigen, die an dem Blute Theil genommen hatten, sehr unbarmherzig. Schottland bezwang der General Monk. Auch die Inseln, und die englischen Colonien in Amerika, mußten sich der neuen Regierung unterwerfen. Der Theil der Flotte der durch seinen Oberbefehlshaber, den pälsischen Prinzen Ruprecht, in der Ergebenheit für

für das Stuartische Königshaus erhalten wurde, gerieth in angstvolle Verlegenheit. Blake, ein edler, muthvoller Republikaner, der sich in dem Kriege gegen den König eben so wohl durch seine Einsichten, als durch seine Tapferkeit, hervorgethan hatte, stieg, obgleich bisher nur Landofficier, und schon 50 Jahre alt, zum Admiral empor, und wurde der Schöpfer der englischen Seemacht. Dieser Blake verfolgte die Flottenabtheilung des Prinzen Ruprecht bis in den Tago bey Lissabon, und nur die Vorstellungen des Königes von Portugal hielten ihn vor der Vernichtung derselben zurück. Im Aerger, den Blake über die Vereitelung seines Planes empfand, nahm er den Portugiesen 20 reichbeladene Schiffe weg. Ruprecht gieng, nachdem er einen großen Theil seiner Schiffe an der spanischen Küste eingebrüht hatte, nach Westindien. Von da kehrte er nach Frankreich zurück, wo er den Ueberrest, der sich von der Freybeuterey erhalten hatte, vollends verkaufte.

Cromwel, der nunmehr alle Freunde des Stuartischen Hauses entweder unterdrückt, oder wenig;

wenigstens sehr geschwächt hatte, war jetzt darauf bedacht, dem Kraftgefühl der englischen Nation eine Beschäftigung zu geben, die sie von der Aufmerksamkeit auf seine ehrgeizigen Pläne entfernte. Die ihren Neigungen angemessenste Beschäftigung schien ihm ein Seekrieg, der zur Erweiterung ihrer Seemacht eine günstige Gelegenheit darboth. Unter allen Seestaaten der damaligen Zeit war der niederländische unstreitig derjenige, der die furchtbarsten Kräfte vereinigte. Der ausgebreitete Seehandel der Niederländer war für die Engländer ein Gegenstand des lebhaftesten Neides. Cromwel erfüllte einen ihrer Lieblingswünsche, wenn er ihnen zur Vernichtung oder Störung desselben Gelegenheit gab. Aber Cromwel hatte noch eine eigenthümliche Ursache, die ihn gegen die vereinigten Niederlande zur Feindschaft reizte. Man hatte die aus England vertriebene Sturarte, die mit dem Hause Oranien verwandt waren, im Haag freundschaftlich aufgenommen. Man hatte es geschehen lassen, daß der Gesandte, den Cromwels Parlament, nach Holland schickte, ermordet worden war. So keimte der Krieg zwischen Großbritannien

nen und den vereinigten Niederlanden, der für die Seeherrschaft der Engländer entschied.

Dritter Abschnitt.

Die vereinigten Niederländer vermehren ihre auswärtigen Besitzungen, und befestigen ihre Unabhängigkeit. Der Prinz Wilhelm strebt nach uneingeschränkter Gewalt. Krieg zwischen den vereinigten Niederlanden und Großbritannien.

Bis um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts waren die vereinigten Niederlande der erste Seestaat. Der glückliche Krieg, den sie mit Spanien, und mit Portugal, der damaligen Provinz der spanischen Monarchie, führten, hatte ihnen die günstigste Gelegenheit zur Vergrößerung ihrer Besitzungen in Ost- und Westindien, und zur Ausbreitung ihres Handels, verschafft *). Die eifrigen, keinen Vortheil unbenuzt lassenden Holländer setzten sich aber nicht allein

*) Thiel XI, S. 278.

in Westindien, sondern auch in Südamerika, in dem portugiesischen Brasilien, fest. Der holländische Viceadmiral, Peter Hein, nahm (1628) bey der Insel Cuba eine spanische Flotte weg, die, außer 16 Millionen an Gold- und Silberstangen, auch noch für 4 Millionen andre kostbare Waaren, geladen hatte. Dieß war eine große Aufmunterung für die neue westindische Compagnie, die (1630) Olinda in Brasilien besetzte. Moritz, der Bruder des neuen Statthalters, Friedrich Heinrich, gieng (1636) selbst nach Amerika, um die Eroberungen in Brasilien in einen sichern Zustand zu versetzen. Aber die westindische Handelsgesellschaft, der diese Eroberungen gehörten, vernachlässigte, allein auf Gewinn bedacht, die Zurüstungen zu wichtigen Unternehmungen, und suchte ihr ganzes Glück in dem Caperkriege, und in dem Schleichhandel mit dem englischen und französischen Westindien. Der darüber mißvergnügte Graf Moritz gieng nach Europa zurück. Die Statthalter verwahrloseten nun nicht nur den Zustand der Festungen, sondern verkauften auch wohl die Pulvervorräthe an die Portugiesen. So konnten die Holländer sich

Galletti Weltg. 13r Th. 3 frey;

freylich nicht bey dem Besitze von Brasilien behaupten.

Doch die Niederlassungen in Ostindien, und vornehmlich auf den sundischen und molukischen Inseln, gaben den niederländischen Staatskräften schon eine hinlängliche Beschäftigung. Die ostindische Compagnie, die ihre Unternehmungen mit thätigem Eifer betrieb, setzte sich nicht nur auf der Insel Ceylon fest, sondern nahm auch den Portugiesen alle ihre Besitzungen auf den Küsten Malabar und Coromandel weg. Durch sie wurde jetzt Europa mit Baumwolle, Zucker und Gewürzen versehen. Die Holländer, die sich mit einem mäßigen Vortheile begnügten, fanden überall bereitwillige Abnehmer ihrer Waaren.

Ein Theil des Reichthums, den sie sich dadurch erwarben, mußte auf den Krieg verwendet werden, den sie gegen Spanien führten. Friedrich Heinrich, ein eben so großer Feldherr als sein Bruder Moriz, aber mehr ein Liebling des Volkes, setzte den Krieg gegen die ehemahligen Oberherren des Lan-

des

des glücklich fort. Spinola, der letzte große General der Spanier, entfernte sich (1627). Frankreich unterstützte die Holländer erst mit Subsidien, und schloß hernach (1635) ein förmliches Bündniß mit ihnen. Spanien wollte die neue Seemacht der seiner Herrschaft entgangenen Niederlande mit Einem Schlage vernichten. Es rüstete daher (1639) eine Flotte aus, welche der sogenannten unüberwindlichen beynähe gleichkam. Das Gerücht bestimmte sie gegen Schweden. Auf einmahl aber erschien sie im Kanale, in der Nähe der niederländischen Küste. Sie stand unter dem Befehle des Herzogs d'Orquendo. Der holländische Admiral, Martin Tromp, der schon eine von Dänkirchen ihr zuellende Abtheilung geschlagen hatte, hielt sie (21. Oct.) mit 17 Schiffen, so lange auf, bis er hinlänglich verstärkt war, um sie besiegen zu können. Von 67 Schiffen retteten sich nicht mehr als 8 nach Dänkirchen, und 18 hatten es blos den Engländern zu danken, wenn sie von den holländischen Brandern in den Dünen nicht vernichtet wurden.

B 2

Aber

Aber auch der Landkrieg, den die Holländer gegen die Spanier führten, hatte einen glücklichen Erfolg. Friedrich Heinrich, und seine Generale, benutzten die Muthlosigkeit, die, seit Spinola's Entfernung, unter den spanischen Feldherren herrschte. Man nahm ihnen unter andern die Festung Herzogenbusch weg. Jetzt trat aber ein neuer Vertheidiger der spanischen Ansprüche auf, der ein furchtbares Ansehen hatte. Seit dem Tode der Prinzessin Isabelle Claire Eugenie (1633) einer höchst verehrten Dame, war Philipps IV Bruder, der Infant Ferdinand, General, Statthalter der spanischen Niederlande, und zwar eben derjenige, der an dem nördlinger Siege des Erzherzogs Ferdinand Thell genommen hatte *). Von diesem Siege kam er (1634 Nov.) nach Brüssel. Wegen des Rangstreites mit dem Herzoge von Savoyen, war er der erste europäische Prinz, der den Titel: Königliche Hoheit, empfing. Auch nannte man ihn, seiner Würde wegen, den Prinz Cardinal. Ferdinand brachte neues Kriegsvolk, und beträchtliche Geldsummen mit.

*) Theil XII, S. 263.

mit. Aber dennoch war er nicht im Stande die französische Eroberung von Arras (1640 Aug.) zu verhindern. Der Verdruß, den er darüber empfand, hatte auf seinen Körper einen tödtlichen Einfluß. (St. 1641 Nov.) Sein Nachfolger war Franz von Mello, ein Abkömmling einer jüngern Linie des Hauses Braganza, und einer der berühmtesten spanischen Feldherren seiner Zeit. Dieser nahm nicht nur (1642) den Franzosen verschiedene Oerter, die sie in der Grafschaft Artois erobert hatten, wieder weg, sondern er erschocht auch, bey Honcourt (1643), über den Marschall von Grammont einen so entscheidenden Sieg, daß die Unordnung und Zerstreuung in der französischen Armee vollkommen war, daß die frühzeitige Flucht der französischen Cavallerie zur Benennung der Sporenschlacht Gelegenheit gab. Doch der Prinz von Enghien gab den gekränkten Franzosen bald Gelegenheit, den Glanz ihres Kriegeruhms wieder herzustellen. Mello belagerte Rocroy in Champagne. Enghien, nicht älter als 22 Jahre, stürzte sich aber (am 19. May) über die spanische Cavallerie so unaufhaltsam her, daß sie das Fußvolk allein zurück ließ. Dieß stellte

stellte jedoch der Graf von Fontana in ein Viereck, in dessen Mitte er sich selbst auf einer offenen Sänfte befand, wo er allen Angriffen, und selbst den Kanonen, so standhaft trogte, daß er, und viele andere Officiere, den Heldentod starben. Aber dem braven Fußvolke mußte doch eine Capitulation zugethan werden. Der Sieger Eughien hieß seit dieser Zeit der große Conde *).

Frankreichs Veystand trug sehr viel dazu bey, daß Spanien sich endlich genöthigt sah, allen Ansprüchen auf das Gebieth der vereinigten Niederlande (1647 März) durch einen feyerlichen Friedensschluß zu entsagen. Die vereinigten Niederlande erhielten, ausser ihrem eigentlichen Lande, und ihren Eroberungen in andern Erdrtheilen, noch beträchtliche Stücke von Brabant, Limburg und Flandern, die sie, unter dem Nahmen der Generalitätslande, als ein gemeinschaftliches Gut, besaßen. Spanien machte sich zu gleicher

Zeit verbindlich, seine Schifffahrt in Ostindien nicht weiter auszudehnen, und die Schelde verschlossen zu halten. Spanien räumte den Generalstaaten alles dieses um so williger ein, als sie ihrem dem Könige von Frankreich gegebenen Versprechen, mit Spanien keinen besondern Frieden zu schließen, nicht treu blieben. So war also Frankreichs Politik Ursache, daß die vereinigten Niederlande ihre Unabhängigkeit völlig befestigten.

Diesen glücklichen Zeitpunkt erlebte der Prinz Friedrich Heinrich nicht völlig. Er starb (1647 am 14. März) 62 Jahre alt. In den Jahren seiner Kindheit von seiner Mutter, der weisen Luise von Coligni, erzogen, und unter der Leitung seines ältern Bruder Moritz zum Feldherrn gebildet, zeigte er seinen Charakter immer uneigennütziger, edelmüthiger, und offener. Auch ließ er so wenig ehrgeizige und herrschsüchtige Absichten merken, daß er das ganze Zutrauen der Generalstaaten besaß. Aber der gute Prinz hatte auch so wenig eigne Kraft, daß er sich meistens von seiner Gemahlin, Amalie von Solms,

*) Ein jüngerer Sohn des Hauses Bourbon Vendôme, Ludwig (st. 1569) war der Stammvater der Prinzen von Conde und Conti.

Solms, leiten ließ. Seine Staatsämter waren schon seit 16 Jahren, seinem Sohne Wilhelm II zugesichert, der (seit 1641) mit der Prinzessin Marie, der Schwester Karls II von Großbritannien, vermählt war. Wilhelm II hatte mehr den mütterlichen, als den väterlichen Geist, geerbt. König der Niederlande zu werden, war ein Gedanke, dessen Ausführung seinen Kopf nicht unwahrscheinlich beschäftigte. Die Ausführung dieses Gedankens konnte ihm die Liebe des gemeinen Volkes, das von jeher den Fürsten aus dem Hause Oranien sehr gewogen war, konnte ihm die Unterstützung der Armee, die unter seinem Befehle stand, als eine nicht sehr schwere Unternehmung darstellen. Eine ansehnliche Landarmee hatte daher für einen Prinzen von Oranien, der den General Capitan vorstellte, eine sehr anziehende Wichtigkeit. Aber die Stände der Provinzen, und besonders die Stände des mächtigern Hollands, die, als gute Kaufleute, Gewinn und Verlust sehr genau berechneten, waren der Meynung, daß, nach Endigung des Landkrieges, die Landarmee, deren Unterhaltung eine beträchtliche Schuldenlast bewirkt hatte,

ver-

vermindert werden müsse. Schon Wilhelms Vater, Friedrich Heinrich, war, dieses Punktes wegen, mit der Provinz Holland in Uneinigkeit gerathen; aber Alter und körperliche Schwachheiten machten seinen Widerspruch weniger wirksam. Desto kräftiger zeigte ihn sein Sohn Wilhelm.

Wilhelm wünschte daher die Fortsetzung des Krieges, dessen Ende Holland, eben der guten Staatswirthschaft wegen, eifrig beförderte. Wilhelm und Holland hatten überhaupt ein verschiedenes Interesse. Holland neigte sich mehr auf die Seite des englischen Parlaments, während daß Wilhelm, als Karls II Schwager, das stuartische Haus wieder hergestellt zu sehen wünschte. Das verschiedene Interesse des Prinzen und der Provinz Holland zeigte sich aber vornehmlich bey den Veränderungen, welche die letztere bey der Landarmee durchgesetzt wissen wollte. Diese bestand zur Zeit des westphälischen Friedens, außer der Leibgarde, aus 12 Regimentern Reitercy, und 30 Regimentern Fußvolk. Diesen war Holland allein über 3,600,000 Gulden schuldig. Man trug daher
auf

auf die Abdankung von 2,600 zu Pferde und 18,750 zu Fuß an, wodurch man jährlich über 2,544,000 Gulden ersparte. Holland, dem diese Ersparniß aber noch nicht genug war, drang auf eine größere Verabschiedung, und auf eine Verminderung des Officierols des. Der Staatsrath machte dagegen Vorstellungen; aber die Provinz Holland nahm, ohne sich daran zu kehren, eigenmächtig eine Verminderung der Truppen vor, die sie bezahlte. Die Generalstaaten, die der Prinz für sein Interesse gewonnen hatte, beschloßsen hierauf, daß einige Abgeordnete aus ihrer Mitte sich nach den holländischen Städten begeben sollten, um sie gegen die Abdankung des Kriegsvolkes zu stimmen. Der Prinz, der sie begleitete, erhielt den Auftrag, Ruhe, Friede und Einigkeit zu erhalten. Aber er fand, wo er hinkam entweder gar kein Gehör, oder eine kalte Aufnahme. Hauptsächlich war dieß zu Amsterdam der Fall. Die Staaten von Holland erklärten überhaupt das Verfahren der Generalstaaten für unrechtmäßig.

Unter

Unter den Abgeordneten der Staaten von Holland hatten sich besonders sechs durch ihre lebhaften Bemühungen, den Absichten des Prinzen entgegen zu arbeiten, ausgezeichnet. Diese ließ der Prinz (1650 Aug.) unversmuthet in Verhaft nehmen, und in das Schloß Löwenstein einsperren. Zugleich rückten noch 5 Compagnien des Leibregiments in Haag ein, und der Graf Wilhelm Friedrich von Nassau marschierte mit einigen Truppen nach Amsterdam. Der Prinz wollte die wegen ihrer Lage unzugängliche Hauptstadt Hollands, vermittelst eines Ueberfalles, in seine Gewalt bringen, um den dasigen Magistrat nach seinen Absichten verändern zu können. Gentillot, der Major eines französischen Regiments, ein muthvoller und entschlossener Mann, schlich sich (am 29.) mit fünfzig ausgesuchten, mit Säbeln und Terzerolen bewaffneten Soldaten, nach Amsterdam, um sich, bey Anbruch des Tages, eines Stadthores zu bemächtigen. Der Graf von Nassau rückte mit einer ansehnlichen Truppenabtheilung nach. Aber ein Theil derselben kam, wegen der regnigen, dunklen und stürmischen Nacht, zu spät an. Der hamburgische Postilion

lion, der nach Amsterdam geht, wird von den Officieren, von welchen kaum drey ihre Bestimmung wußten, durchgelassen. Er ersah zu Amsterdam, was er gesehen hat. Bicker, der einzige gegenwärtige von vier Bürgermeistern, machte nun so schnelle Vertheidigungsanstalten, daß die Ueberrumpelung glücklich vereitelt wurde. Dennoch wollte der Prinz sich selbst nach Amsterdam begeben; aber das Wasser, mit welchem man die umliegende Gegend zu überschwemmen angefangen hatte, hinderte ihn an der Fortsetzung seiner Reise. Indessen erreichte er doch einen Theil seiner Absicht. Die Stadt Amsterdam, die sich vor einer Belagerung fürchtete, versprach ihre Einwilligung zu den Vorschlägen der Generalstaaten und des Prinzen. Man setzte bey der Gelegenheit fest, daß keine Provinz einseitig abdanken sollte. Die Kriegsgewalt des Prinzen erhielt dadurch eine neue Befestigung.

Doch Wilhelm II überlebte diesen wichtigen Zeitpunkt nicht lange. Die große Anstrengung seiner Kräfte, die seine leidenschaftliche Neigung für die Jagd nach sich

zog,

zog, hatte auf seine Gesundheit einen so nachtheiligen Einfluß, daß sie der Kinderblattern nicht lange widerstand. Sehr schön gebildet, immer ernsthaft, und so wenig sprechend, als sein Großvater, unermüdlich, herrschaftlich unternehmend, aber auch liebevoll und freigebig bis zur Verschwendung, hatte er in den Augen der holländischen Republicaner den Hauptfehler, daß er nach einer uneingeschränkten Herrschaft strebte. Man schrieb dieses Bestreben den Antrieben seiner Gemahlin, der Tochter Karls I, zu. Der französische Minister Mazarini rühmte die glückliche Art, mit der man sich seiner zu entledigen gewußt hatte. Wenigstens sang man zu Amsterdam, und in andern Städten, wo man seinen Tod als den Zeitpunkt der wiederbefestigten Freyheit betrachtete, Freudengesänge, brennte man Freudenfeuer ab. Auch ließ es der holländische Wit nicht daran fehlen, sein Andenken durch Spottmünzen zu beschimpfen. Nur Theologen und Soldaten bedauerten ihn.

Wilhelms II Sohn, Wilhelm Heinrich, wurde erst acht Tage nach dem Tode seines Vaters (14 Nov.) geboren. Um so letz-

ter

ter gelang es der republikanischen Parthey, die Stelle eines Statthalters und General-Captains, wenigstens auf einige Zeit, abzuschaffen. Unter die Häupter dieser Parthey gehörten vornehmlich die sechs Abgeordnete der Provinz Holland, die der rasche Wilhelm II in das Schloß Lövenstein hatte einsperren lassen, und die deswegen dem Hause Oranien einen ewigen Haß zuschworen. Der feurigste unter ihnen war der dordrechter Bürgermeister Jacob de Wit, der seinen zweyten Sohn, Johann, der noch nicht völlig 28 Jahre alt, die wichtige Stelle eines Rathspensionärs, oder Ministers der Provinz Holland, erhielt, unablässig zur Rache gegen das oranische Haus aufforderte. Der Sohn both auch alles Ansehen seines Amtes, und alle seine Gewandtheit auf, um das oranische Haus von der Statthalterschaft zu entfernen. Auf seinen Rath sprachen sich die Staaten von Holland (1651) alle Rechte des Statthalters, sprachen sie sich die Besetzung aller Beamten: und Officierstellen zu. Auch verhinderten sie es, daß die Provinz Seeland den jungen Prinzen von Oranien nicht zum Statthalter wählte. Da diese beyden Pro-

vinzen

vinzen, in Ansehung der Abschaffung der Statthalterwürde, einig waren, so hatte eine außerordentliche Versammlung von den Abgeordneten aller Stände der vereinigten Niederlande den Erfolg, daß die Staaten einer jeden Provinz die Rechte des Statthalters sich zueigneten, und das Militär wurde theils den Generalstaaten, theils den Provinzialstaaten, dergestalt untergeben, daß kein General-Captain mehr nöthig schien.

In dieser Lage befanden sich die vereinigten Niederlande, als sie mit Großbritannien in Krieg verwickelt wurden. Cromwel wünschte Krieg, und da fand sich leicht ein Vorwand zu demselben. Die Generalstaaten weigerten sich unter andern, mit der neuen Republik in eine förmliche Verbindung sich einzulassen. Sie wollten bloß das alte Bündniß erneuern. Der Unterhändler, der Lord-Oberichter St. John war außerdem von den Anhängern des oranischen Hauses beschimpft worden. Dieses verdroß den stolzen Mann so gewaltig, daß er, aus Rachsucht, zum Kriege gegen die vereinigten Niederlande rief. Er war also gleichsam der Cato der Eng-

Engl

Engländer. Das Parlament, welches einen Krieg für die Fortdauer seiner Regierungs- gewalt, und die Beschäftigung der Armer für nothwendig hielt, schloß sich an Crom- welln und St. John an. Um die Holländer empfindlich zu drücken, setzte man, vermit- telt der Navigationsacte, fest, daß fremde Nationen bloß die Waaren, die in ihrem Lande erzeugt oder verfertigt wären, nach England bringen sollten. Die Holländer führ- ten aber den Engländern viele außereuropäi- sche Producte zu. Für sie war also die Na- vigationsacte höchst nachtheilig. Englische, auf den Handel der Holländer eifersüchtige Kaufleute ließen sich, unter dem Vorwande, von ihnen gekränkt zu seyn, Caperbrieife er- theilen, und mehr als 80 holländische Schif- fe wurden hierauf weggenommen.

Die Generalstaaten, die an den feindselti- gen Gesinnungen der Engländer nun nicht mehr zweifeln durften, vermehrten, während daß sie wegen der Erneuerung des alten Bündnisses unterhandelten, ihre Seemacht bis auf 150 Schiffe. Mit 42 derselben lief (1652 May) ihr Admiral, Martin Tromp, aus, um die

holl

holländische Seehandlung gegen die englischen Freybeuter zu schützen. Ein Sturm trieb ihn in die Meerenge bey Dover. Hier be- gegnete ihm (am 19.) Blake mit einer klei- nen Flotte von 15 Schiffen, zu welcher wäh- rend des Gefechtes noch 8 hinzukamen. Bey- de, Blake und Tromp, waren feurig und rasch. Ihr Feuer wurde von der Nationals- erbitterung noch mehr angefacht. Dem Her- kommen gemäß, streicht die geringere See- macht vor der mächtigern die Seegel. Das heißt, sie begrüßt sie mit der niedergesenkten Flagge des Schiffes. Noch war es nicht ent- schieden, welche von den beyden Seemäch- ten, England und Holland, diese Ehrenbezei- gung von der andern verlangen könnte. Tromp hatte von der holländischen Admittat- tät deswegen keinen bestimmten Befehl be- kommen; man hatte es vielmehr seinem freys- en Willen überlassen, weil die oranische Par- they Krieg wünschte. Tromp, der, als Ad- miral, wohl eben diesen Wunsch hegte, mochte sich wohl vorgenommen haben, die Ehre der holländischen Flagge zu retten. Nach Blas- ke's Verichte, erwiederte er dessen Aufforde- rung, die Seegel zu streichen, sogleich mit

Galletti Weltg. 13r Th.

E

Kno:

Kanonenschüssen. Aber Tromp erzählte den Vorfall anders. Er war wirklich bereit, die Seegel zu streichen, als auf sein Schiff zwey Schüsse nach einander geschahen. Erst der dritte wurde von Tromp erwidert, und die Kugel flog durch Blake's Flagge. Man sieht wohl, daß keiner von den beyden Admiralen das Gehäßige, der Urheber dieses Krieges gewesen zu seyn, auf sich wollte ruhen lassen. Aber es schloß sich an diese Schüsse ein Treffen an, welches bis zur Dunkelheit der Nacht fortgesetzt wurde. Tromp, der doch fast noch einmahl so viel Schiffe, als sein Gegner, zählte, zog sich nach der holländischen Küste zurück.

Die Generalstaaten, die schon von dem ökonomischen Wunsche, einen kostbaren Seekrieg zu vermeiden, geleitet wurden, hegten das Verlangen, die Fortsetzung der angefangenen Feindseligkeiten zu verhindern, so ernstlich, daß sie es dem englischen Parlamente durch eine außerordentliche Gesandtschaft bekannt machen ließen. Aber das Parlament bestand auf der augenblicklichen Vergütung alles zugefügten Schadens so unablässig, daß die

die Unterhandlungen abgebrochen wurden. Die oranische Parthey, die ihren Einfluß auf die Maßregeln der Generalstaaten noch immer nicht verlohren hatte, steute sich über einen Krieg, der die Oberhäupter der jetzigen Regierung in England, zum Vortheile des aristokratischen Hauses, in Gefahr bringen konnte. So dauerte also dieser Kampf fort.

Blake fiel die von 12 Kriegsschiffen gedeckte holländische Heringsflotte an, und nahm oder zerstreute sie. Tromp eilte ihm mit 100 Schiffen nach. Als das Treffen beginnen sollte, erhob sich ein heftiger Sturm, der der holländischen Flotte großen Schaden zufügte. Bey Plymouth socht (16. Aug.) der englische Admiral Ayscue gegen den holländischen Admiral Ruyter, und die englischen Schiffe wurden sehr beschädigt. So folgte noch manches Gefecht, durch welches nichts entschieden wurde. Tromp band an seinen Hauptmast einen Besen. Eine Satyre auf die Engländer, die er gleichsam aus dem mittelländischen Meere herausfegen wollte. Endlich kam es bey Portland (1653 am 18. Febr.) zu einer Hauptschlacht. Tromp und

E 2

Ruyt,

Nuyter deckten mit 76 Schiffen eine Kauffahrerflotte von 300 Schiffen. Drey volle Tage dauerte das Gefecht fort. Noch nie war zwischen Engländern und Holländern mit solcher Wuth gekämpft worden. Die Ehre und die Macht beyder Nationen schien gleichsam auf dem Spiele zu stehen. Der Sieger Blake erwarb sich keinen größern Ruhm, als Tromp, der sich mit solcher Klugheit zurückzog, daß er alle Kauffahrerschiffe bis auf 30, rettete. Aber 11 Kriegsschiffe waren verlohren; 2000 Mann waren getödtet, und 1500 gefangen. Die Engländer hatten eben so viele Todte. Den Sieg verschafften ihnen ihre großen Schiffe, welchen die Gewandtheit und Tapferkeit der holländischen Admirale vergeblich Trotz both. Für die Holländer hatte die Uebermacht der Engländer die nachtheilige Folge, daß ihnen diese nicht nur den Kanal verschlossen, sondern daß sie auch ihren Handel in der Ostsee, ihre Heringsfischerey, störten, daß sie ihnen auf 1600 Schiffe wegnahmen.

So sehr die Holländer, bey der Fortsetzung dieses gefährvollen Krieges alle ihre Kräfte auf,

aufbothen, so bewundernswürdig als die Thaten ihrer Admirale waren, so überwiegend blieb doch die Ueberlegenheit der Engländer, so ungünstig war das Verhältniß der holländischen gegen die englischen Schiffe. Die Generalstaaten ließen (1653 Jun.), dem Handel ihrer Provinzen Schutz zu verleihen, den Admiral Tromp mit einer Flotte von 98 Schiffen auslaufen. Ungern übernahm Tromp den Oberbefehl, weil die Schiffe seiner Flotte zu klein, und zu wenig zahlreich waren. Die englische Flotte unter Monk bestand aus 95 — 100 großen, wohlausgerüsteten Schiffen. Es erfolgten zwey Treffen nach einander; am ersten Tage (am 12.) bey Neuport, und am folgenden Tage auf der Höhe bey Dünkirchen. Einige holländische Capitaine bewiesen theils Unvorsichtigkeit, theils Ungeschicklichkeit. Dieß zog der holländischen Flotte einen so beträchtlichen Verlust zu, daß sich Tromp nach dem Hafen seines Staates zurückziehen mußte. Die Engländer, die hierauf bey der Insel Texel, und an der holländischen Küste kreuzten, störten die Handlung der Holländer auf die empfindlichste Art. Vergebens suchten sich die General,

neralstaaten durch Friedensanträge, die sie in London thun ließen, aus dieser Verlegenheit herauszuziehen. Sie mußten daher neue, angestrengte Zurüstungen machen. Sie bauten einige Schiffe, die alle bisherigen an Größe übertrafen. Als Tromp mit der wiederhergestellten Flotte, von Seeland auslief war es sein fester Vorsatz, entweder zu siegen, oder zu sterben. Auf der Höhe bey Scheveningen both er (am 29 Jul.) dem englischen Admiral Monk eine Schlacht an. Er hatte, nach seiner Gewohnheit, sich unter die feindlichen Schiffe gewagt, als ihm, aus der Kajüte heraustretend, um mit den Degen in der Hand, seine Befehle zu geben, eine Musketenkugel die Brust durchbohrte. Mit ihm sank auch die Wage des Kriegsglücks ganz zum Vortheile der Engländer. Die Holländer, von welchen wieder einige Capitäne ihre Schuldigkeit nicht gethan hatten, verlohren durch dieses Treffen, und einen nachfolgenden Sturm, auf 30 Schiffe, wodurch ihre Seemacht beträchtlich geschwächt wurde. Aber ein sehr bedeutender Verlust für dieselbe war Tromp. Dieser große Admiral, der Sohn eines Seekapitains, der

der von seinem neunten Jahre an auf den Meeren herumschwamm, und dennoch nichts von dem Rauhen und Ungestümen der Mastrosen angenommen hatte, verband, mit einer tiefen Einsicht in das Seewesen, den unerschütterlichsten Muth.

Das ungünstige Schicksal der niederländischen Seemacht bewog die Repräsentanten der vereinigten Provinzen, sich recht ernstlich um den Frieden zu bewerben. Sie mußten sich (1654 am 15. April) deswegen verbindlich machen, mit Großbritannien ein Verteidigungsbündniß zu schließen, den Engländern die Ehre der Flagge einzuräumen, und alle Feinde der damaligen Regierung zu entfernen. Nach einem geheimen Artikel sollte weder der junge Prinz von Oranien, noch ein anderer von seiner Familie, zur Statthalterwürde gelangen.

Vierter Abschnitt.

Cromwel beherrscht Großbritannien unter dem Rahmen eines Protectors. Richard spielt seine Rolle nur kurze Zeit. Karl II bestiegt den väterlichen Thron. Zweyter Krieg zwischen Großbritannien und den vereinigten Niederlanden.

Der für England glückliche Ausgang dieses Krieges half Cromwells Ansehen gar sehr vermehren. Diesen war es indessen gelungen die Regierungsgewalt sich völlig anzueignen. Die Engländer waren des großen Aufwandes, den ihnen dieser Krieg verursachte, überdrüssig, und besonders schien ihnen die Landarmee verhältnißmäßig zu groß. Das Parlament drang daher auf eine Verminderung derselben, und befahl, um wenigstens einige Ersparniß zu machen, einigen Regi-

men;

mentern, auf der Flotte zu dienen. Cromwel, der die verlangte Verminderung der Absicht, seine Gewalt einzuschränken, zuschrieb, versammelte die Officiere, die meistens seine Freunde oder Günstlinge waren, und faßte, mit Zuziehung derselben, eine Vorstellung an das Parlament ab, die, außer dem rückständigen Sold, die Aufforderung, aus einander zu gehen, und die Repräsentation der Nation zweckmäßiger einzurichten, zum Gegenstande hatte. Das Parlament fand sich durch die nach seiner Meynung sehr unbescheidenen Anmaßungen der Officiere so beleidigt, daß es ihnen einen scharfen Verweis ertheilte. Die Officiere bestanden jedoch auf ihren Forderungen. Cromwel bildete aus ihnen einen eignen Rath. Indem er sich (am 20. April) mit der Einrichtung desselben beschäftigt, bringt ein Oberster die Nachricht, daß das Parlament, aller Ermahnung ungeachtet, fest entschlossen sey, seine Sitzungen nicht nur fortzusetzen, sondern sich auch durch neue Wahlen zu verstärken. Jetzt eilt Cromwel, an der Spitze von 300 Soldaten, nach dem Parlamentshause. Er vertheilt dieselben an die Thüre, auf die Treppen, und in den

Vor;

Vorfaal. Nachdem er eine Viertelstunde ruhig zugehört hatte, und nun eben über die Fortdauer der Sitzungen die Stimmen gesammelt werden sollten, sprang er auf, stampfte mit den Füßen, die Soldaten traten herein, und nun sagte er zu den Parlamentsgliedern: „entfernt euch, und macht rechtschaffnern Leuten, die ihr Amt gewissenhafter verwalten, Platz. Ihr seyd kein Parlament mehr; der Herr hat nichts mehr mit euch zu thun; er hat andre Werkzeuge erwählt, sein Werk auszuführen!“ Zu einigen der Mitglieder sagte er noch besonders einige kränkende und beschimpfende Worte. Hier auf befahl er den Soldaten, alles hinauszutreiben. Die Thüren wurden verschlossen, und Cromwel begab sich in seine Wohnung zu Whitehall. Das Volk freute sich über das Ende dieses Parlaments, das so eigennützig und so ungerecht verfahren war. Die Presbyterianer waren höchst zufrieden, ihre Gegner nun von ihren eignen Geschöpfen gedrückt zu sehen; die Königlich-Gesinnten erwarteten mit Recht, daß die neue Regierung mehr auf Billigkeit Rücksicht nehmen würde, und den meisten war es überhaupt ein

ein angenehmer Gedanke, Festigkeit und Ordnung zur Staatsverwaltung zurückgekehrt zu sehen.

Cromwel, der es als ausgemacht annahm, daß Gott alle Regierungsgewalt in seine Hände gegeben hätte, beschied, ohne weitere Umstände, 128 Abgeordnete der englischen, 5 der schottischen, und 6 der irländischen Städte und Bezirke nach London, um ein neues Parlament zu bilden. Diese Leute, meistens Handwerker, und die ärgsten Schwärmer, nahmen die Verufung zu Parlamentsstellen, die sie für einen Weg der Verbesserung hielten, bereitwillig an. Sie fiengen (im Jul.) ihre Sitzungen damit an, daß sie „Gott durch das Gebeth suchten.“ Dieses Gebeth verrichteten 8 bis 10 aus ihrer Versammlung, die sich vom h. Geiste besonders erfüllt glaubten. Cromwel sagte zu ihnen in der ersten Rede, die er an sie hielt: er hätte niemals auf den glücklichen Tag gerechnet, an welchem man Christus so sehr erkennen würde. Eine allgemeine Reformation wäre Pflicht, um der Regierung des Erlösers den Weg zu bahnen. — Schon diese Erklärung leitete die

die Versammlung auf schwärmerische Maßregeln. Man gieng bald mit den Gesandten um, nicht nur die Judenten, sondern auch die Geistlichen, die sie empfingen, abzuschaffen. Man erklärte die Wissenschaften und die Universitäten, für etwas Heidnisches. Das mosaische Gesetz sollte allein gelten. Unter den Mitgliedern dieses schwärmerischen Parlaments zeichnete sich Gottlob Barebone, ein Lederhändler zu London, durch seine Thätigkeit am meisten aus. Das Volk nannte es daher das Bareboneparlament.

Cromwel schämte sich einer solchen Regierung bald selbst; oder er sah vielmehr seine Absicht, die Nothwendigkeit einer festen und vernünftigen Staatsverwaltung fühlbar zu machen, vollkommen erreicht. Einige Mitglieder des Parlaments, die ihm ganz ergeben waren, thaten (12. Dec.) den Vorschlag, ihm die Regierungsgewalt wieder zu übergeben. Alle diejenigen, die sich dagegen erklärten, wurden durch Soldaten fortgejagt. Einer von Cromwells Günstlingen, Lambert, der unter der Maske der blinden Unterwürfigkeit einen gränzenlosen Ehrgeiz verbarg, that, in einer Versammlung von Offi-

Officieren, den Vorschlag, die republikanische Freyheit durch einen Protector zu mäßigen. Diese Würde war schon zur Zeit Heinrichs III und Eduards VI vorgekommen. Um so weniger fiel also dieser Titel auf, und die Versammlung rief Cromweln sogleich zum Protector aus. Man setzte ihm einen Staatsrath von 13 bis 21 Personen an die Seite. Mit Zuziehung desselben sollte der Protector, dem man seine Würde auf die Lebenszeit zusicherte, die Stelle eines obersten Richters verwalten, und das Recht, alle Aemter zu besetzen, Krieg anzukündigen, und Frieden zu schließen, ausüben. Die Wahl seines Nachfolgers, wenn er gestorben seyn würde, sollte dem Staatsrathe vorbehalten seyn. Alle drey Jahre sollte sich ein Parlament versammeln, und seine Sitzungen 5 Monate lang fortsetzen. Für die 3 vereinigten Reiche bestimmte man eine Armee von 20000 zu Fuß und 10000 zu Pferde. Die 15 Mitglieder, welche jetzt den Staatsrath bildeten, waren lauter Vertraute und Anhänger Cromwels. Seine Regierungsgewalt war also uneingeschränkt, und der Protector Cromwel stellte eigentlich einen König, einen Monarchen, vor.

Croms

Cromwel, der jetzt eine so wichtige Rolle spielte, stammte (geb. 1599) von einer sehr angesehenen, aber gar nicht reichen Familie zu Huntington, her. Anstatt sich Kenntnisse zu erwerben, widmete er seine besten Jugendjahre, und einen Theil seines Vermögens, dem Spiele, dem Trunke, und der Wollust. Der Ehestand machte auch ihn, so wie manche andere, ernsthafter und gescheiter; aber der geschwächte Sünder wird jetzt ein frömmelnder Schwärmer; ein strenger Puritaner, der das Sündhafte des Spieles nun so innig fñhlt, daß er alle gewonnenen Summen zurück geben will. Sein Haus wurde nun der Versammlungsort aller Geistlichen seiner Parthey, die Zuflucht der abgesetzten Prediger. Der große Aufwand, den ihm dieß verursachte, nöthigte ihn, einer beträchtlichen Erbschaft ungeachtet, Landwirthschaft zu treiben. Dieser entzogen jedoch die langen Bethstunden zu viele Zeit. Sein über die niedrigen Geschäfte seines Gewerbes erhabener Geist erhielt ihn in beständiger Spannung, und seiner erhitzten Phantasie schwebten unaufhörlich Erscheinungen und Offenbarungen vor. Der über die damalige poli,

politische Verfassung ärgerliche Schwärmer wollte, von einem Freunde begleitet, eben nach Neuengland übergehen, als er, auf Befehl der Regierung, zurückbleiben mußte. Die Stadt Cambridge wählte ihn hierauf zu ihrem Repräsentanten bey dem Parlamente. Unansehnlich gebaut, nachlässig gekleidet, uns verständlich und verworren sich ausdrückend, wurde er, wenn ihn der Drang zu sprechen ja einmal zur Rede brachte, nur deswegen angehört, weil er sich jedesmahl sehr heftig gegen den König erklärte. Schon 43 Jahr alt, wurde er Soldat, und er bildete sich in kurzer Zeit, wenn auch nicht zu einem Feldherrn, doch zu einem vortrefflichen Officier. Aus jungen Freysassen und Pächtersöhnen, aus Schwärmern, sammelte er allmählig ein Regiment Reiter, das er an Kriegszucht gewöhnte, dem er Muth, dem er Haß gegen den König einflößte, das er nicht allein commandirte, sondern auch durch seine Predigten, und seine Gebethe begeisterte. Bald waren aller Augen auf den eben so tapfern, als frommen, Obersten gerichtet, und eben dieser Cromwel war jetzt der Beherrscher einer großen, kraftvollen Na-

Nation, der sich auf die Kunst, sie in der Unterwürfigkeit zu erhalten, vortrefflich verstand, in dessen Regierungscharakter Gewandtheit, Entschlossenheit, und die Gabe, die Schwächen der Menschen zu benutzen, besonders hervorleuchteten. Der Mann, der sich aus der Dunkelheit empor gehoben hatte, benahm sich öffentlich mit der Würde eines Monarchen, während daß er im Cirkel seiner Vertrauten sehr lustig und spaßhaft seyn konnte.

Als Protector suchte Cromwel den Schein einer willkührlichen Regierung sorgfältig zu vermeiden. Daher nahm er allen kleinen Orten, die so leicht bestochen oder gewonnen werden konnten, ihr Wahlrecht. Jeder Wählbare mußte wenigstens 200 Pfund im Vermögen haben. Uebrigens waren nur die Anhänger des Königes, die gegen das Parlament gefochten hatten, von der Wahl ausgeschlossen. Durch alles dieses aber brachte es Cromwel doch nicht dahin, sich die Zuneigung des Volkes zu erwerben. Das neue Parlament maßte sich die Freiheit an, seine Regierungsart, und selbst seinen Charakter,

zu

zu untersuchen. Aber Cromwel brauchte entschlossen die Mittel, die ihm seine Regierungsgewalt sichern konnten. Wer sie nicht schriftlich anerkannte, wurde durch die Wachen vom Eintritte in den Parlamentssaal abgehalten. Dennoch hörten die freymüthigen Aeußerungen und Untersuchungen nicht auf. Auch schickte man dem Protector keine Bill zur Bestätigung zu. Cromwel wünschte daher (1655 Jan.) die Sitzungen dieses unbiegsamen Parlaments zu endigen, und er rechnete deswegen, wie bey dem Militär, jeden Monath nur zu 28 Tagen. Die königliche Parthey hatte indessen wieder so viele Kräfte gesammelt, daß sie einen Aufstand wagte. Dieser wurde jedoch von dem mächtigen Protector bald unterdrückt, und nun schritt er endlich zu entschiedenen Massregeln eines despotischen Verfahrens. Diejenigen, die an dem Aufstande Theil genommen hatten, sollten, als Strafe, den rothen Theil ihrer Einkünfte erlegen. Um denselben einzutreiben, wurde (im März) England unter 10 Generalmajore vertheilt, die, nebst den ihnen zugegebenen Commissarien, das Recht hatten, die Entrichtung des Zehnten

Galletti Weltg. 13r 26. D nach

nach ihrem Gutfinden einzurichten, und jeden Verdächtigen in Verhaft zu nehmen. Gegen ihre Bedrückungen hatte man keine andre Zuflucht, als die Vorstellungen, die man dem Protector, und dem Staatsrathe, vorbrachte. Cromwel ließ übrigens die Gerechtigkeit durch Männer von der größten Redlichkeit verwalten.

Da Cromwels Macht sich hauptsächlich auf die Armee gründete, so suchte er sich durch Vergrößerung ihres Soldes in ihrer Ergebenheit zu befestigen. Aber er blieb ihr diesen Sold manchemal schuldig; auch hielt er sehr strenge Kriegszucht. Die schwärmerischen Aeußerungen republikanischer Freyheit wurden daher immer lauter, und er wurde dadurch bewogen, eine Landmiliz zu errichten, die er der Armee entgegenstellen konnte. Auch führte er, um seine Feinde immer im Auge zu behalten, ein ordentliches Spionensystem ein. Sowohl fremde, als einheimische Postmeister, standen in seinem Solde. Die Briefbothen wurden bestochen, oder visitirt. Dieß kostete ihm jährlich auf 60000 Pfund, und dennoch wußte er von der

übrigen Welt, Holland ausgenommen, sehr wenig.

Cromwel berief jetzt (1656 Sept.) das zweyte Parlament zusammen. Er glaubte sich nunmehr so viel Ansehen und Zutrauen verschafft zu haben, daß er die Repräsentanten der Nation bereitwillig zu finden hoffte, sich aller Einschränkungen seiner Regierungsgewalt zu enthalten. Er ließ auch, um diese Absicht desto eher zu erreichen, die Wahlen auf seine Freunde leiten, und dennoch waren die meisten von den Gewählten ihm nicht günstig. Nun blieb ihm also wieder kein andres Mittel übrig, als diejenigen, die ihm verdächtig waren, mit Gewalt auszuschließen. Die an die Thüren gestellten Wachen ließen nur diejenigen hinein, die vom Staatsrathe die Erlaubniß dazu hatten, und gegen hundert der gewählten Parlamentsglieder wurden verworfen.

Jetzt (1657) durfte es Cromwel wagen, eine Acte durchzusetzen, vermöge welcher alle Ansprüche des Stuartischen Hauses auf den großbritannischen Thron für unstatthaft er-

klart wurden. Doch man wunderte sich nicht einmahl über den Vorschlag, Cromwel in die Krone anzutragen. Als jedoch (im April) an der Ausführung desselben ernstlich gearbeitet wurde, da kufferte sich lauter Widerspruch, da machten vornehmlich die Generalmajore große Einwendungen. Dennoch gieng die Bill durch. Cromwel fürchtete sich jedoch vor den schwärmerischen Soldaten, denen man nun einmahl einen so entschiedenen Haß gegen das Königthum beygebracht hatte. Er schlug daher die Krone aus. Dagegen gestand man ihm die Macht zu, seinen Nachfolger zu ernennen. Auch bestimmte man den Staatsaufwand, und zwar eine Million für die Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande, und 300,000 Pfund für den Civilstaat. Aber auch das Parlament, das diese Bewilligungen machte, hob Cromwel (1658 Febr.) auf, weil ihm wegen dessen Einverständnisses mit der Armee bange war.

Die Unzufriedenheit der Armee war dem Ausbruche nahe. Man verschwor sich gegen den Protector. Er war in Gefahr, durch Mordhelfer getödtet zu werden. Aber auch
der

der häuslichen Ruhe mußte der ehrfürchtige Mann entbehren. Ein Schwiegersohn wurde ihm untreu, und seine Töchter scheuten sich gar nicht, ihre Neigung für die königliche Regierung deutlich merken zu lassen. Auf keinen Freund rechnend, von Gewissensregungen gepeinigt, vor einer Ermordung zitternd, niemanden trauend, beständig von starken Wachen umgeben, einen Harnisch unter seinen Kleidern verbergend, Degen, Dolch und Pistolen bey sich führend, kehrte er nie mals auf dem Wege, auf dem er ausgegangen war, zurück, machte er seine Reisen mit großer Geschwindigkeit, schloß er selten drey Nächte nach einander in Einer Kammer und ward er von der Todesangst eben sowohl in der Einsamkeit, als in der Gesellschaft, gemartert. Ein solcher Zustand zog seinem Körper ein schleichendes Fieber zu, das immer heftiger wurde, das (1658 am 3. Sept.) sein Lebensende herbeyführte. Er starb im 59ten Jahre. Seine beyden Söhne, die er hinterließ, waren Richard und Heinrich.

Richard, Cromwells ältester Sohn, ein gutmüthiger, friedlich gesinnter, wenig vom Ehr:

Ehrgeizige angetriebener junge Mann, der einige Zeit hindurch, auf dem Lande, von den Einkünften eines kleinen Gutes seiner Frau lebte, war erst seit einem halben Jahre an den Hof gezogen worden. Ohne Erfahrung, die Officiere nicht kennend, und ihnen eben so unbekannt, wurde er dennoch vom Staatsrathe für den Regierungsnachfolger seines Vaters erklärt. Sein Bruder, Heinrich, der geliebte Statthalter von Irland, sicherte ihm die Unterwürfigkeit dieses Reichs, und der General Monk rief ihn in Schottland zum Protector aus. Armee und Flotte, erklärten sich für ihn.

Es kam (1659. Jan.) ein neues Parlament zusammen. Das Unterhaus faßte zwar sogleich den Beschluß, daß die gegenwärtige Regierung fortdauern sollte; aber viele Officiere, unter welchen sich selbst Fleetwood, Richards Schwager, befand, äusserten in den Zusammenkünften, die ihnen der Protector gestattete, das Verlangen nach einem Regenten, zu welchem sie mehr Zutrauen haben könnten. Der unentschlossene Richard wußte nicht, was er thun sollte. Das Parlament

ver-

verboth die Versammlungen der Officiere. Diese drangen dagegen auf die Aufhebung des Parlaments. Richard besaß nicht Kraft genug, um ihnen ihren Wunsch zu verweigern. Nun löste sich das Parlament, seine noch einzige Stütze, auf. Jedermann hielt ihn jetzt für abgesetzt. Auch unterzeichnete er bald darauf (am 22. April) völlig seine Abdankung. Sein Bruder Heinrich folgte seinem Beispiele. Dem Sohne und Nachfolger des mächtigen Cromwells blieb nun weiter nichts, als ein wegen der väterlichen Beerdigungskosten mit Schulden beladenes kleines Gut. Im Besitze desselben, lebte Richard noch 53 Jahre lang ruhig und glücklich.

Die Regierungsgewalt befand sich nun bey dem Rathe der Officiere. Dieser stellte das durch Cromwell aufgehobene, das Rump-Parlament, wieder her. Dieses von der Nation verachtete Parlament, das nur aus 40 Mitgliedern bestand, zeigte Entschlossenheit genug, sein Ansehn zu behaupten. Von einigen talentvollen und ehrgeizigen Männern geleitet, wollte es dem Rathe der Officiere

durch;

durchaus nicht unterworfen seyn. Fleetwood sollte zwar Generalleutenant seyn; aber blos den Befehlen des Parlaments gehorchen. Der Rath der Officiere fand sich dadurch sehr beleidigt.

Die Uneinigkeit zwischen den Officiern und dem Parlamente begünstigte die Absicht des hohen Adels und der Anhänger des stuartischen Hauses, ingleichen der Presbyterianer, die ehemahlige Königsregierung wieder herzustellen. Vergebens bemühte sich das Parlament, das den Plan erricht, demselben entgegen zu arbeiten. Man lösete es eben so auf, wie Cromwel die Parlamente aufgelöst hatte. Alle die Glieder, die (Oct.) zur Versammlung fahren wollten, wurden durch Soldaten genöthigt, wieder umzukehren. So hörte es auf, und die Regierungsgewalt befand sich wieder in den Händen der Officiere. Diese wählten aus ihrer Mitte eine Sicherheitscommission. Man gieng damit um, ein Parlament von lauter Officiern zusammen zu berufen. Alle drey Reiche waren jezt mit der Furcht vor Ermordung, vor Vertilgung erfüllt. Aus dieser ängstlichen Lage riß sie der entschlossene Monk heraus.

Monk

Monk, der Abkömmling einer alten angesehenen, aber durch Gastfreundschaft und Freygebigkeit heruntergekommenen Familie, bildete sich in den niederländischen Kriegen zu einem erfahrenen, einsichtsvollen Officiere, und machte sich, als Oberster eines vaterländischen Regiments, bey seinen Soldaten so beliebt, daß sie ihn gewöhnlich nur den ehrlichen George Monk nannten. An den bürgerlichen Unruhen nahm er immer mit einer gewissen Mäßigung Antheil, und ungeachtet er sich unter Karls I. Officiern befunden hatte, traute ihm Cromwel doch so sehr, daß er ihn zum Obergeneral in Schottland ernannte. Cromwel befahl auch seinem Sohne, dessen Rath vorzüglich zu folgen. Als Richard entweder nicht die Fähigkeit, oder die Neigung hatte, von dessen Erfahrung und Einsichten Gebrauch zu machen, als die Officiere; das Parlament zur Auflösung gebracht hatten, da erklärte sich Monk öffentlich gegen ihr Verfahren, und da überzeugte er sich immer mehr von der Nothwendigkeit, das stuartische Haus wieder auf den Thron zu setzen. Mit ihm dachten seine Brüder, und seine Vettern, einstimmig. Jezt kam es bloß auf eine kluge

Aus:

Ausführung an, und diese Ausführung begünstigten die Umstände.

Die englische Nation befand sich damals gleichsam ohne Regierung. Man entrichtete keine Abgaben. Die meisten Regimenter blieben noch bey der Parthey des Parlaments. Ihr Obergeneral Fleetwood that nichts, als bethen. Das Rump-Parlament wurde (im Dec.) wieder zu sammenberufen. Aber das Kriegsvolk der Stadt London, die sich in großer Verwirrung befand, gieng (1660 im Jan.) zum General Monk, der sich auf dem Marsche nach der Hauptstadt befand. Er hatte, nach Entfernung der verdächtigen Officiere, seine Truppen zusammengeogen, eine Art von schottischen Parlament zusammenberufen, und von demselben eine kleine Geldunterstützung erhalten. An seine 6000 Mann schloß sich überall, wo er durchzog, der vornehmste Adel an, weil er von ihm die Wiederherstellung der Ruhe, und seiner unter der republikanischen Verfassung unterdrückten Vorrechte erwartete. Das Parlament wurde von den Bürgern der Stadt London genöthigt, alle andern Truppen zu entfernen. So rückte Monk

Monk (am 3. Febr.) ohne Hindernisse in Westminster ein.

Der kluge General wollte, ehe er seinen eigentlichen Plan ausführte, erst geschliche Ordnung einführen. Er mußte also das versammelte Rump-Parlament einstweilen anerkennen; er durfte es daher nicht geschehen lassen, daß sich der Magistrat der Stadt London, unter dem Vorwande, ein freyes und gesetzmäßiges Parlament abzuwarten, der Entrichtung der Abgaben entzog. Er rückte vielmehr, auf Befehl des damaligen Parlaments (am 9 ten) in die Stadt ein, nahm 12 von den widerspenstigsten Bürgern in Verhaft, ließ die Ketten und Säulen von allen Straßen wegschaffen, und die Barrieren niederreißen. Aber von eben diesem Parlamente, dessen Befehle er jetzt vollzog, verlangte er, daß es, in Zeit von acht Tagen, die Zahl seiner Mitglieder ergänzen, daß es den Termin seiner Aufhebung, und der Zusammenberufung eines neuen Parlaments, bestimmen sollte. Seine muthige Erklärung verbreitete unter den Einwohnern Londons die lebhafteste Freude. Vergebens suchte ihn das jezt

zige Parlament durch glänzende Versprechungen für sein Interesse zu gewinnen. Die ausgeschossenen Mitglieder kehrten (am 21. Febr.) in dasselbe zurück. Sie machten bald die größere Zahl aus. Die Independenten entfernten sich, und das lange Parlament wurde endlich (am 16ten März) aufgehoben. Man bildete einen Staatsrath von angesehenen und billigdenkenden Männern. Monk entfernte die wegen ihres Freyheits eifers bekannten Officiere, und führte die Truppen in der Zucht, und im Gehorsame. An sein kleines Heer schloß sich der größte Theil der Militz des Königreichs an.

Die Nation war der Bedrückungen der republicanischen Parthey so überdrüssig, daß alles die Wiederherstellung des Königthums wünschte. Diesem lebhaften Wunsche kam Monk entgegen, indem er dem neuen Parlamente, dessen Mitglieder alle für einen König stimmten, den Ritter John Granville, als einen Bevollmächtigten Karls II, vorstellte. Dieser überreichte demselben (am 1. May) ein Schreiben, welches mit allgemeiner Freude aufgenommen wurde. Die Freude

brachte

brachte. Bey einigen so große Erschütterungen hervor, daß sie todt niederfielen. Man ernannte sogleich eine Commission, um Karls II Schreiben zu beantworten. Man rief ihn, in Gegenwart beyder Häuser, sowohl im Schloßhofe zu Whitehall, als in Temples Bar, zum Könige aus. Ein Geschenk von 50000 Pfund wurde ihm sogleich bewilligt, und manchem war der Gang der Versammlungen viel zu langsam. So sehr freute sich besonders der Adel über eine Staatsveränderung, die sein Ansehn und seine Vorrechte wieder herstellte!

Auch die auswärtigen Nationen bezeugten ihre Theilnahme. Spanien ersuchte den König Karl, nach den Niederlanden zurückzukehren, um sich in einem seiner Häfen einzuschiffen. Frankreich both ihm zu eben dieser Absicht Calais an. Die Generalstaaten schickten gleichfalls Deputirte an ihn. Karl beschloß von Holland aus überzusetzen. Die Einwohner dieses Landes bezeugten ihm die lebhafteste Freude, und gaben ihm mannigfaltige Beweise ihrer Hochachtung. Montagne, der die englische Flotte unter seiner Aufsicht hatte,

erschien, ohne auf den Befehl der Regierung zu warten, vor Schevelingen, um Karl in abzuholen. Der Herzog von York übernahm, als Großadmiral, sogleich das Commando. Als Karl (am 29 ten May) zu Dover ans Land stieg, kam ihm Monk entgegen. Er umarmte ihn, und zog an seiner Seite, in London ein. Aber wie süß mußte nicht in diesem Augenblicke das Gefühl des Mannes seyn, der, durch Wiederherstellung der Königswürde, einen sehnlichen Wunsch der Nation erfüllte!

So endigte sich der für England so merkwürdige Zeitraum, wo Republikanismus, unter der Maske religiöser Schwärmerey, sich der Herrschaft bemächtigt hatte; wo der größte Theil der Nation aufrührerischen und leidenschaftlichen Gefühlen sich preis gab; wo diese Nation, selbst ihre Lieblingsvergägenheiten, gegen den Anstrich heuchlerischer Frömmigkeit vertauschen mußte. Die strenge Parthey der Presbyterianer und Independenten verbot alle Pferderennen und Hahnenkämpfe, und ließ alle zu London befindlichen Bären tödten. Zu einer solchen Zeit war der größte

Schwärmer

Schwärmer der größte Mann. Zu einer solchen Zeit spielte der Urheber der Quäkersecte natürlich eine glänzende Rolle. Georg Fox, aus Lancaster (geb. 1624) der Sohn eines Webers, und der Lehrpursche eines Schuhmachers, äusserte frühzeitig weniger Neigung zu den Arbeiten seines Handwerkes, als zu schwärmerischen Religionsübungen. Allen Umgang mit seinen Freunden und Verwandten aufhebend, in einem ledernen, als dem wohlfeilsten Sammes, auf dem Lande herumziehend, sich nirgends aufhaltend, um nicht zerstreut zu werden, in Wäldern ganze Tage bloß mit der Bibel beschäftigt, und endlich auch über diese erhaben, weil er sich mit dem Geiste der Propheten und Apostel erfüllt glaubte; alle Gebräuche der Höflichkeit vermeidend, vor niemanden sich bückend, vor niemand den Hut abziehend, den Vornehmsten höchstens mit „Freund!“ und „Du“ anredend, gelangte er bey Leuten, auf die das Schwärmerische, das Sonderbare wirkte, bald zu dem Ansehn eines Heiligen, bekam er bald viele Verehrer und Anhänger. Das süße Gefühl, das, was man vom h. Geiste besetzt, der Versammlung vortrug, mit Aufmerk-

merk:

merksamkeit angehört und bewundert zu sehen, trieb die fromme Nerven: Spannung so hoch, daß sie in Verzuckungen übergieng. Die Predigenden wurden Quäker (d. i. Zitterer) genannt. Sie kamen der Regierung so gefährlich vor, daß sie unter allen damaligen Secten allein das Schicksal hatten, verfolgt zu werden. Voll Unwillen darüber, brachen die Quäker in die Kirchen ein, störten sie den öffentlichen Gottesdienst, schimpften sie auf Priester und Zuhörer. Sie beleidigten die Obrigkeit aber hauptsächlich dadurch, daß sie ihr alle Ehrerbietung versagten. Dadurch zogen sie sich das Schicksal zu, bald als Tollhändler, und bald als Missethäter, behandelt zu werden. Die Standhaftigkeit und Entschlossenheit, mit welcher sie dieses Schicksal ertrugen, erwarb ihnen Mitleiden, Hochachtung, Bewunderung, schien manchem Wirkungen eines überirdischen Geistes. Sie schlichen sich auch unter der Armee ein, von der sie aber, weil sie einen allgemeinen Frieden predigten, bald wieder fortgejagt wurden. Ihr Glaubenssystem bildete sich in der Folge immer mehr aus. Da nur derjenige, der sich begeistert fühlte, als Prediger auf-

austrat (und manchmal fühlten dieses mehrere zugleich, selbst Weiber) so waren bey ihnen keine Priester, keine Kirchen, keine feyerlichen, gottesdienstlichen Tage, nöthig. Selbst die Taufe und das Abendmahl hielt man für überflüssig. Einige von diesen Leuten trieben das schwärmerische Unwesen so weit, daß sie, wie Christus, 40 Tage nach einander fasten, daß sie Christus selbst vorstellen wollten. Manche hielten sogar die Kleider für Sünde.

Karl I, unter welchem diese Schwärmerey ihren Anfang nahm, war übrigens selbst ein Freund der Aufklärung, ein Freund der Wissenschaften und Künste, der verschiedenen berühmten Gelehrten als dem durch sein chronologisches System bekannten irländischen Bischof Usher, dem berühmten Dichter Milton u. a. m. Jahrgehälte an wies, der Sammlungen von Gemälden, Münzen und andern Kostbarkeiten anlegte, der durch Inigo Jones die große Paulskirche erbauen ließ. Karl beförderte auch den Handel sehr thätig. Die Engländer eigneten sich damals den Handel mit Spanien fast ausschließlich zu. Zur Aufnahme des

Galletti Weltg. 13r Th. E Hans

Handelsstandes gereichte der Umstand, daß die Landebelleute, durch die herrschenden demokratischen Grundsätze, genöthigt wurden, ihre Söhne Kaufleute werden zu lassen. Ins dessen bleibt doch Cromwelln das Verdienst, durch die Navigationsacte, der Handlung und Schifffahrt der Engländer, einen lebhaften Schwung gegeben zu haben. Dieß zeigte sich vornehmlich in dem Ertrage der Staatseinkünfte. Da diese unter Karl I noch nicht auf volle 900,000 Pfund sich belaufen hatten, so stiegen sie unter Cromwelln bis 1,517,000 Pfund. Cromwell brauchte aber zu seinen Kriegen vieles Geld. Daher hinterließ er 500,000 Pfund baaren Geldes, und die Vorräthe von 700,000 Pfund, die sich in den Magazinen des Staates befanden, nicht gerechnet, eine Schuldenlast von zwey Millionen.

Alle Bedrückungen, alle Gewaltthätigkeiten, welche die Engländer erduldet hatten, wurden durch die Freude, wieder einen König zu haben, bald in Vergessenheit gebracht. Den großen Haufen zieht ein junger, schöner, liebreicher Regent gar mächtig an sich, und

und ein solcher Regent war Karl II, der, erst 30 Jahre alt, rüstig, männlich schön gebildet, mit einnehmenden, doch würdevollen Gesichtszügen, mit Scharfsinn, richtiger Urtheilskraft, und geübter Menschenkenntniß, einen lebhaften Witz, und einen, doch immer in den Schranken der Höflichkeit bleibenden Hang zur Spötterey, verband. Ungezwungen, natürlich, munter im Umgange, nur etwas zu viel sprechend, durch die bisher erduldeten Widerwärtigkeiten zu einem herablassenden, traulichen, selbst die eifrigsten Republicaner für ihn einnehmenden Wesen, gewann er aller Herzen, erregte er durch das Glück, das ihn auf den väterlichen Thron hob, weniger Neid, als Bewunderung, wurde er für seine Unterthanen, denen er Ruhe und Sicherheit gewährte, bald ein Gegenstand ihrer herzlichsten Liebe.

Aber wie viel versprechend fieng sich auch nicht seine Regierung an! Die verdienstvollsten Männer wurden, ohne Rücksicht auf ihre politischen Grundsätze, von ihm zu Ministern gewählt. Unter ihnen befand sich Monk, nunmehriger Herzog von Albemarle, und der

Graf von Clarendon, der auf Karls II Regierung den wichtigsten Einfluß hatte. Allen Verbrechern widerfuhr Gnade, ausgenommen denjenigen, denen sie das Parlament versagen würde. Das Oberhaus schloß von der Begnadigung diejenigen aus, welche in dem Blutgerichte des Königes, oder in einem andern von ähnlicher Art, gefessen hatten; Karl schränkte dies auf diejenigen ein, welche an der Hinrichtung seines Vaters unmittelbaren Antheil genommen hatten, und dieser waren nur wenige. Diese Mäßigung trug viel dazu bey, dem neuen Könige das Vertrauen der Nation zu erwerben.

Dieses Vertrauen äußerte sich vornehmlich in der Bereitwilligkeit des Parlaments, für die Bedürfnisse des Staates und des Königes zu sorgen. Man bestimmte dem letztern, zur Bestreitung aller Ausgaben, die Summe von 1,200,000 Pfund. So viel hatte noch kein englischer Monarch gehabt. Die Flotte kostete schon auf 800,000 Pfund. Dagegen wurde die Landarmee, die in den letzten Jahren von Cromwelln 300,000 Pfund gekostet hatte, bis auf 1000 zu Pferde und 4000 zu Fuß abgedankt.

So sehr alle diese und andre Anordnungen Karls II, und seines weisen Ministers Clarendon, den Engländern Freude machten, so wenig entgieng doch den scharfsichtigern unter ihnen die Bemerkung, daß Karl II seinem Vater ziemlich ähnlich war, daß er für die katholische Religion, und eine uneingeschränkte Regierung, eine entschiedene Neigung hatte. Schon Cromwel hatte sich mit Portugal gegen Spanien verbunden, und demselben ein Hülfscorps von 10000 Mann versprochen. Portugal wünschte die Verbindung zu erneuern. Es schlug eine Heyrath mit der Prinzessin Katherine vor. Vergeblich that Spanien dem Könige Karl die vortheilhaftesten Anträge, um diese Verbindung zu verhindern; vergeblich machten die Minister gegen diese Vermählung Vorstellungen. Karl II heyrathete (1662 May) die Prinzessin Katherine, die zwar fromm, aber weder schön, noch geistreich, war. Den strengen Presbyterianern aber war eine katholische Königin ein Greuel. Ihren Unwillen reizte noch die Kränkung, ihre Geistesfreiheit abgesetzt, und die Episcopalkirche sowohl in England, als in Schottland, wieder hergestellt

gestellt zu sehen. Die schottischen Presbyterianer dufferten ihren Unwillen sehr laut und gewaltsam. Sie beförderten dadurch die Abneigung, die Karl II gegen ihre Religionsgrundsätze fühlte. Vey dieser Abneigung konnten die Vorstellungen der katholischen Mütter, konnte das Anziehende eines hofmäßigen und prachtvollen Gottesdienstes, konnte die Bequemlichkeit zu sündigen, den Uebergang zum katholischen Glauben sehr erleichtern. Doch Karl II hatte, so lange er jung war, eigentlich keine Religion. Sein Bruder, der Herzog von York, war hingegen ein ausgemachter Katholik, und da Karl die größte Last der Regierungsgeschäfte auf ihn warf, so hatte Clarendon alle Standhaftigkeit nöthig, um des Königs Vorliebe für die katholische Religion nicht zu stark werden zu lassen, und die Freyheit der Nation zu retten. Sobald sich daher Karl II in seiner Regierung befestigt sah, kam ihm der freymüthig widersprechende Minister immer entbehrlicher vor. Er, und sein Freund Southampton, entzogen sich die Gunst des Königes auch dadurch, daß sie den Damen, die er liebte, keine Aufmerksamkeit widmeten. Diejenige,

die

die die meiste Gewalt über Karl ausübte, war Madame Palmer, nachmalige Herzogin von Cleveland, ein ausschweifendes, verschwenderisches; habfüchtiges, rachgieriges Frauenzimmer, das Clarendons Ansehn bey dem Könige vollends untergrub.

Man fühlte nun immer mehr, wie sehr man sich in den schönen Erwartungen von Karl II getäuscht hatte; wie wenig Karl die Kräfte seines Verstandes benutzte; wie seine edle Denkart eigentlich nur Gutmüthigkeit war; wie er sich der Neigung zum Vergnügen zu unmäßig, manchemahl seine Würde vergessend, überließ; wie er, freundschaftlicher Gesinnungen unfähig, gegen jedermann mißtrauisch, gegen seine eifrigsten Anhänger, undankbar war. Seine Freygebigkeit und Verschwendung gieng so weit, daß er, der ansehnlichen, vom Parlamente bewilligten Summen, des portugiesischen Brautschatzes von 300,000 Pfund, und der französischen Subsidienelder ungeachtet, immer kein Geld hatte. Nun sollte er die Mitgift seiner an den Herzog von Orleans vermählten Schwester auszahlen. In dieser Geldnoth gab ihm selbst

selbst Clarendon den Rath, Dänkirchen, dessen Besitz zu viel kostete, an Frankreich zu verkaufen. Dieß bezahlte ihm dafür zwar die schöne Summe von 400000 Pfund; aber Englands Verbindung mit dem festen Lande hörte seit der Zeit ganz auf, und die Nation empfand darüber ein lebhaftes Mißvergnügen. Ihren Unwillen mäßigte noch der Krieg mit den Holländern.

Die Engländer fühlten die Handelsüberlegenheit ihrer Nebenbuhler, der Holländer, bis zum lebhaftesten Verdruß. Alle ihre Bemühungen, ihrem Handel eine größere Ausdehnung zu geben, wurden durch die fleißigen und genügsamen Leute, die wohlfeilere Preise machen konnten, vereitelt. Und doch hatte England eine so ansehnliche Seemacht, hatte es so geschickte Officiere und so brave Matrosen, hatte es so viele gute Häfen und so manche andre Handelsbequemlichkeiten. Die Nation wünschte daher recht sehnlich einen Krieg gegen Holland, um zur Vernichtung oder Schwächung seines blühenden Handels eine günstige Gelegenheit zu bekommen. Einen solchen Krieg wünschte auch der Herzog

von York, der, als Großadmiral von England, sich gern hervorthun wollte. Einen solchen Krieg sah Karl II selbst nicht ungern, weil die Kenntnisse, die er vom Seewesen hatte, zu seinen vorzüglichsten gehörten, weil er, durch Unterdrückung der löwensteinischen oder aristokratischen Parthey, seinem Neffen, dem jungen Prinzen von Oranien, die Statthalterwürde zu verschaffen hoffte.

Den Antheil, den die Nation an diesem Kriege nahm, bewies die Bereitwilligkeit, mit welcher das Parlament zwey Millionen zu den Kriegskosten bewilligte. Eine solche Summe hatte es noch niemahls bewilligt! Die Ausrüstung der Flotte kostete aber auch allein 800,000 Pfund. Sie bestand, die zweymastigen Schiffe, und die Brander abgerechnet, aus 114 Seegeln, die unter dem Befehle des Herzogs von York, und der Admirale Prinz Robert und Sandwich, standen, und 22000 Mann am Bord hatten. Die holländische Flotte, die größte und stärkste, welche die Holländer jemahls in der See gehabt hatten, zählte, ausser den Brandern, 103 Seegel, und hatte den Grafen von Was-

Wassenaar zum Oberbefehlshaber. Dieser wollte einer Schlacht mit der englischen Flotte ausweichen. Der Kriegsrath stimmte seiner Meynung bey. Aber de Wit, damahls der erste Staatsbeamte der vereinigten Niederlande, schickte ihm den ausdrücklichen Befehl zum Treffen. „Morgen“ sagte Wassenaar „werde ich entweder mit Lorbeeren, oder mit Cypressen, gekrönt!“ Wassenaar hatte wohl Ursache, wegen des Ausganges der Schlacht besorgt zu seyn. Es fehlte der holländischen Flotte zu sehr an geschickten und patriotischen Officieren. Der Wind war (1665 am 14 Jun.) den Holländern ungünstig, und manche Capitaine derselben thaten nicht ihre Schuldigkeit; zum Theil wohl als heimliche Anhänger des Prinzen von Oranien. Der brave Wassenaar hatte sein Schicksal geahndet. Er flog mit seinem Schiffe in die Luft. Cornelius Tromp, der Sohn des berühmten Vaters dieses Namens, war derjenige, der das Hintertreffen seiner Landsleute rettete. Der Sieger Vorl erwarb sich durch seine Tapferkeit und Unererschrockenheit großen Ruhm.

De

De Wit glaubte den Muth der holländischen Flotte durch seine Gegenwart wieder heben zu müssen. Seiner Würde gemäß, erschien er in einer prächtigen Kriegskleidung, mit einem über die Schulter herabhängenden, gestickten Wehrgehänge, und einem an der Seite blinkenden langen Degen. Der talentvolle Mann war mit dem Seewesen bald so bekannt, als wenn er schon zehn Jahre sich mit demselben beschäftigt hätte. Seine Einsichten giengen manchemahl noch weiter. Dieß zeigte er gleich bey dem Auslaufen der Flotte (im Aug.). De Wit führte sie durch das sogenannte spanische Loch, in die See. Vergebens stellten ihm die erfahrenen Steuermänner vor, daß die Fahrt durch dasselbe durch 22 Winde gehindert würde. De Wit bewies ihnen, daß es nur 4 wären. Er untersuchte die Tiefe mit einem Senkbley, und führte selbst ein großes Schiff hinaus. Die andern folgten glücklich nach. Seit der Zeit bekam dieses Diep seinen Namen. Aber de Wits Wunsch, den Engländern ein Treffen zu liefern, blieb unerfüllt, und die Flotte litt durch Stürme einen so großen Verlust, daß sie wieder nach Hause gehen mußte.

Dem

Dem de Wit blieb indessen doch die Ehre, die holländische Flotte wieder in die See geführt zu haben.

De Wit brachte es auch durch seine geschickten Unterhandlungen dahin, daß Frankreich und Dänemark an Holland sich angeschlossen. Dänemark nahm nicht nur alle in seinen Häfen befindliche englische Schiffe in Beschlag, sondern machte auch Hoffnung, seine ansehnliche Seemacht mit der holländischen zu vereinigen. England hatte dagegen wenig Bundesgenossen. Spanien war theils zu schwach, theils zu ungeneigt, an diesem Kriege gegen Holland Theil zu nehmen. Nur der rasche Bischof von Münster, Bernhard von Galen, ein heftiger Feind der Generalstaaten, mit welchen er sich, gewisser Güter wegen, veruneinigt hatte, ließ sich, durch englische Subsidien Gelder bewegen, 18000 Mann anzuwerben, und in die Provinz Ober- und Nieder-Öffel einzudringen. Die Landmacht, die ihm die Holländer entgegenstellen konnten, war, der vielen Abdankungen wegen, nicht hinreichend. Die oranische Parthey ließ diesen Umstand nicht unbenutzt, um die

die jetzige Regierung der de Witte um ihr Ansehen zu bringen. Indessen schloß man in der Geschwindigkeit mit den Herzogen von Lüneburg einen Subsidientractat, und Frankreich schickte 6000 Mann. Das Kriegsvolk des Bischofs lief, weil der Sold ausblieb, wieder auseinander. Der Bischof mußte daher (1666 April) Frieden machen, und alle Vöerter, die er besetzt hatte, wieder herausgeben.

De Wits Ansehen stieg nun wieder von neuem, und die Holländer bothen zur Ausrüstung einer furchtbaren Flotte alle ihre Kräfte auf. Ihren Muth belebte das Glück, welches ihre Unternehmungen in andern Erdtheilen hatten. Zwar nahmen ihnen die Engländer, auf der Küste von Africa, die Niederlassungen auf Cabo Corso, Cabo Verde, und auf der Insel Goree, die sie den Portugiesen entrißen hatten, weg; aber ihr braver Admiral Ruyter eroberte (1664) bis auf Cabo Corso, alles wieder, und machte noch außerdem viele Schiffe zur Beute. Auch langte die ostindische Flotte glücklich in den holländischen Häfen an. Nun bekamen die

Holl.

Holländer neuen Muth, den Engländern die Herrschaft zur See wieder streitig zu machen. Um ihre Flotte geschwinde zu bemannen, wurde nicht nur allen Kauffahrern, sondern auch selbst den Fischern, das Auslaufen verbothen. Nuyter und Tromp liefen hierauf mit 76 Seegeln aus, um sich an die französische Flotte anzuschließen.

Auch die Engländer hatten, obgleich die Pest nur allein in London gegen 100,000 Menschen in das Grab stürzte, sich so eifrig gerüstet, daß ihr Oberadmiral, der Herzog von Albemarle, mit 74 Schiffen in der See erscheinen konnte. Das Vertrauen auf die Ueberlegenheit seiner Flotte war so groß, daß er noch eine Abtheilung von 20 Schiffen von derselben trennte. Doch der Erfolg entsprach seinem Vertrauen nicht. Das Gefecht wurde (vom 11. Jun. an) vier Tage nacheinander wiederholt. Aber der englischen Schiffe waren zu wenig; auch wurden sie vom Winde so sehr auf die Seite gelegt, daß ihre Schüsse den holländischen nur unbedeutenden Schaden thun konnten. Der alte Albemarle wehrte sich entschlossen; aber die Engländer verlohren

23 Schiffe, und 9000 Mann, von welchen 56000 getödtet, und die übrigen gefangen wurden. Auch mußten die Engländer zuerst abseegeln.

Durch den glücklichen Ausgang dieser Schlacht mit Kühnheit belebt, wagten sich Nuyter und Tromp in die Mündung der Themse, glaubten sie hier (im Jul.) die Vereinigung der französischen Flotte erwarten zu können. Aber das Glück war ihnen jetzt weniger günstig. Von dem Prinzen Robert, und dem Herzoge von Albemarle, angegriffen, wurde Tromps Abtheilung von der Flotte getrennt. Dennoch behauptete sich Nuyter bis zur Nacht in seiner Stellung. Als er am folgenden Morgen die holländische Flotte zerstreut sah, mußte der edle Mann sich endlich zum Abseegeln entschließen. „Rein Gott! sagte er, wie unglücklich bin ich nicht! Ist denn unter so vielen tausend Kanonenkugeln nicht eine einzige, die mein Leben endigt?“ Tromp wurde verurtheilt, seine Stelle zu verlieren.

Die Holländer erfuhren nun die Kränkung, daß die Engländer ihnen in ihren eigenen

eignen Häfen trohten, daß sie ihnen 170 Schiffe, deren Werth sich auf 11 Millio- nen holländische Gulden belief, verbrennten. Ruyter erschien jedoch bald wieder in der Meerenge von Dover; aber eine ansteckende Krankheit, die sich auf der holländischen Flotte ausbreitete, legte (im Oct.) nicht nur viele Officiere, sondern auch Ruytern selbst, auf das Krankenbett, und erzwang den Rückzug. Die französische Flotte segelte indessen zwey- mahl vor den Engländern vorbey.

Die Freude, welche die Engländer wegen ihrer Ueberlegenheit und ihres Glückes empfan- den, wurde ihnen durch eine schreckliche Scene in ihrer Hauptstadt verbittert. Eine Feuersbrunst wüthete (vom 3. Sept. an) in London so schrecklich, daß sie erst am dritten Tage, als man einige Häuser in die Luft sprengte, gelöscht wurde; daß 400 Straßen, mit 13000 Häusern, in Schutt und Aschen haufen sich verwandelten. Die Straßen waren bisher zu enge, die Häuser ganz von Holz gewesen. Jetzt baute man die Stadt regels- mäßiger und gesünder auf. Die Presbyterie- ner ließen diese Gelegenheit nicht unbenuzt, die

die Katholiken, die sie bis auf den Tod haßten, als die Urheber dieser Feuersbrunst anzugeben; aber es fehlte an überzeugenden Beweisen.

Karl II., der ohnedieß den Lebensgenuß der Thätigkeit der Staatsangelegenheiten vor- zog, fand an diesem Kriege immer weniger Vergnügen. Er sah ein, daß der Wunsch der Nation, den Handel und die Seemacht der Holländer zu vernichten, unerfüllt bleiben würde; er sah von Norwegen bis nach Bas- jonne hin, alle Häfen den Engländern ver- schlossen. Gern ließ er sich also in die Frie- densunterhandlungen zu Breda ein. Als die Hauptumstände schon berichtigt waren, und de Wit den Abschluß absichtlich noch auf- hielt; als der unvorsichtige Karl seine Flotte schon bis auf zwey kleine Geschwader ver- minderte, setzte der schlauere de Wit, um noch einen Hauptschlag zu thun, die hollän- dische Flotte in seegelfertigen Zustand, lief Ruyter (10ten Jun.) ganz unvermuthet in die Themse ein. Die Holländer hatten noch den Vortheil der Springfluth und des Ost- windes. Sie fanden wenig Widerstand, (Galletti Weltg. 13r Th. F und

und verbrennten nicht nur die drey Schiffe, welche die vorgezogene Kette beschützen sollten, sondern noch mehrere andere. Nun wagten sie auch auf Portsmouth und Plymouth einen Angriff. Hier waren sie aber weniger glücklich, und da Frankreich es seiner Politik nicht gemäß fand, Holland zu mächtig werden zu lassen, so eilten die Friedensunterhandlungen zu Breda (im Jul.) ihrem Schluss entgegen. England empfing, für Surinam, Neuyork und Newjersey in Nordamerika.

Der zu Breda geschlossene Friede war dem Johann de Wit, dem damaligen Oberhaupt der niederländischen Republik, eben so angenehm, als Karl II. De Wit freute sich über denselben, weil er seinen Ruhm und sein Ansehn erhöhte, weil die Wiederherstellung des Prinzen von Oranien nicht zu den Friedensbedingungen gehörte. Um so glücklicher hoffte er nun seinen Plan, die Ausschließung des Hauses Oranien von der Statthalterwürde durch ein Gesetz zu besetzen, auszuführen. Die Stadtmagistrate, und die regierenden Personen im Haag, mußten

mußten einer Staatsverwaltung, die ihnen die größte Gewalt in die Hände gab, allerdings sehr geneigt seyn; aber die Einwohner der Dörfer seufzten seitdem unter dem Drucke des aristokratischen Joches, und die kleinern Provinzen des Freistaates überzeugten sich immer mehr von dem überwiegenden Einflusse der Provinz Holland. Der staatskluge Johann de Wit schien, als Rathspenslonär von Holland, doch kein rechter Vereinigungspunkt der Republik. Aber seine mächtige Parthey setzte den Ausschließungsplan dennoch durch. Nachdem de Wit einen gewissen Buat, der, des Prinzen von Oranien wegen, mit England im Briefwechsel stand, hatte hinrichten lassen, so brachte er es (1667 im Dec.) dahin, daß die Stände von Holland, vermittelst eines sogenannten ewigen Edicts, verordneten, daß von ihrer Provinz niemahls wieder ein Statthalter gewählt werden, und auch kein Statthalter einer andern Provinz, bey der Wahl eines Generalcapitains der Union, die Stimme von Holland erhalten sollte. Die Obrigkeiten der Städte beschworen dieses Edict als ein Grundgesetz,

und allmählig schlossen sich auch die Stände der übrigen Provinzen an.

Für Karl II war das Ende dieses Krieges hauptsächlich deswegen angenehm, weil er sich seinem Hange zum Vergnügen um so ungestörter überlassen konnte. Zu den vornehmsten Gegenständen desselben gehörte jetzt aber die Liebe, die er für die Stuart, die Tochter eines schottischen Edelmanns, empfand. Sie war eben so tugendhaft, als schön. Karl wollte sich daher, um sie heyrathen zu können, von seiner bisherigen Gemahlin scheiden lassen. Allein Clarendon, der dieß zu verhindern suchte, brachte es dahin, daß sich der Herzog von Richmond mit ihr vermählte. Der Aersger über den vereitelten Plan verwandelte die Abneigung, die er bereits gegen Clarendon gefühlt hatte, in entschiedenen Haß. Schon lange war es ihm unerträglich, daß der ernsthafte Minister den Ausschweifungen des Hofes nicht schmeichelte, und die scharfsichtigen Hofleute verfehlten nicht, dem Könige die Person Clarendons theils lächerlich, theils verhaßt zu machen. Aber Clarendon ward auch von den Sectirern, den

Kas

Katholiken, den Royalisten, gehaßt. Man fand es unverzeßlich, daß er dem Könige den Verkauf von Dünkirchen gerathen hatte. Man nannte seinen Pallast ganz laut das dünkirchische Haus. Karl hatte nun einen günstigen Vorwand, den um ihn und die Nation so verdienten Minister zu verabschieden. Dieß war seinen boshaften Feinden aber noch nicht genug. Das Parlament konnte die Kränkung, daß es sich hatte so lange von ihm beherrschen lassen müssen, nicht vergessen. Vergeblich verwendete sich für ihn der Herzog von York, der seine Tochter zur Gemahlin hatte. Man machte ihm förmlich den Proceß; man konnte jedoch bloß unbedeutende oder unerwiesene Beschuldigungen gegen ihn vorbringen. Clarendon eilte, sein undankbares Vaterland verlassend, nach Calais. Von hier aus schickte er eine Vertheidigungsschrift an die Lords des Oberhauses. Er wurde demungeachtet des Landes verwiesen. Nun lebte er noch 6 Jahre in Frankreich, wo es seine angenehmste Beschäftigung war, der Geschichte der bürgerlichen Kriege Englands, die sich während sei-

nes

nes Zeitalters ereignet hatten, ihre Vollen-
dung zu geben.

Karl II begann, nach Clarendons Ent-
fernung eine ganz andre Regierungsverwal-
tung. Die einsichtsvollsten und erfahrensten
Männer wurden jetzt nicht mehr von ihm
zu Rathe gezogen. Ihre Stellen nahmen
fünf Männer ein, deren größtes Verdienst
in Karls Augen darin bestand, daß die
Anfangsbuchstaben ihrer Namen das Wort:
Cabala, bildeten. Der bedeutendste unter
denselben war Ashley, bald hernach Graf
von Shaftesbury, erst des Königs, und
hernach Cromwells Anhänger, sodann wieder
einer von denen, die sich um die Wiederher-
stellung des Throns verdient machten; ein
von der Natur mit großen Fähigkeiten aus-
gerüsteter, unerschrockener, über alles sich hin-
aussehender, mit einer vorzüglichen Gabe
der Beredsamkeit versehenen, die Geschichte
und den Menschen genau kennender, aber
auch unersättlich ehrgeiziger, und dennoch,
etwas Großes durchzusetzen, ganz unfähiger
Mann. Sein nächster College Buckingham,

der

der durch seinen beißenden Witz dem edlen
Clarendon vorzüglich geschadet hatte, war
vornehm, reich, schön gebaut, aber auch
wild, unedel und unbesonnen. Clifford ver-
band, mit seinen Rednergüsten, Ränke-
Dreistigkeit und Ungeßüm. Arlington war,
bey wenigen Talenten, aber auch kleinen
Fehlern, am wenigsten gefährlich. Größere
Gesetzesgaben, aber doch ohne scharfe Urtheils-
kraft, und ohne Würde, besaß der ehrgeizige,
übermüthige Lauderdale, in seinem ganzen
Wesen von Karl II ganz verschieden, und doch
ihn beherrschend. Ein solches Ministerium
konnte Karl II, auf der schlüpfrigen Bahn
eines Regenten, unmöglich zum glücklichen
Begleiter dienen. Dieß zeigte sich beson-
ders bey der Verbindung, die Karl II mit
dem mächtigen Frankreich gegen Holland
schloß.

Fünf-

Fünfter Abschnitt.

Geschichte der Unruhen der Fronde in Frankreich.
Entstehung des französischen Despotismus.

Frankreich kam dem großen Ziele, sich zur ersten Macht in Europa emporzuheben, immer näher. Frankreich brachte aber, durch seine Eroberungslucht, alle seine Nachbarn in die größte Gefahr. Alle, vornehmlich Spanien und das deutsche Reich, mußten der Vergrößerung seines Staates Länder aufopfern. Zu der großen Rolle, die Frankreich auf dem europäischen Kriegstheater spielte, leitete es vorzüglich Mazarini, Richelieu's Nachfolger, hin.

Ludwig XIV (geb. 1638 am 5. Sept.) war, bey dem Tode seines Vaters, erst fünf Jahre

Jahre alt. Aber die väterlichen Anordnungen, wegen der vormundschaftlichen Regierung, wurden schon nach drey Tagen aufgehoben. Des jungen Königs Mutter, Maria Anna von Spanien, ließ sich, vermöge eines Parlamentschlusses, zur uneingeschränkten Regentin und Vormünderin ernennen. Dem Mazarini vertraute man die Oberaufsicht über die Erziehung des jungen Monarchen an. Dessen Vatersbruder, der Herzog von Orleans, der auf die Mitregierung Anspruch machte, mußte sich mit dem Titel eines Generalstatthalters des Reichs begnügen.

Julius Mazarini (geb. 1602), der Mann, der jetzt eigentlich den Regenten von Frankreich vorstellte, stammte von einer adelichen, nach Rom verpflanzten Familie, her. Bey dem Anfange seines Ministeriums fiach sein anspruchloses Benehmen, gegen Richelieu's übermüthiges Verfahren, außerordentlich ab. Ohne Leibwache und königliche Pracht, bloß von einem bescheidenen Gefolge begleitet, ließ er, an der Stelle der unbiegsamen Härte Richelieu's, Leutseligkeit und eine Art von Nachgiebigkeit, erscheinen. Er schmei-

schelte dadurch den Wünschen der Königin, die ihre Regierung nicht allein dem Hofe, sondern auch der Nation, angenehm machen wollte. Auch darin gienq Mazarini von Richelieu ab, daß er dem Mance vor den Prinzen vom Hause, die Longueville und Vendome ausgenommen, entsagte, daß er den Premier-Minister, ohne Diplom, vorstellte.

Unter den Prinzen vom Hause war der alte Heinrich von Bourbon, Prinz von Conde, einer der edelsten. Von der Nation wegen seiner Liebe zum Frieden, wegen seiner Abneigung gegen neue Auflagen geschätzt, und von Mazarini gefürchtet, war sein Tod (1646) für Frankreich ein großer Verlust. Er war der Vater des großen Conde, des Siegers bey Rocroy, *) der, auch als Staatsmann, eine bedeutende Rolle spielte. Immer von einem glänzenden Hofe umgeben, flößte er seinen Anhängern ein so lebhaftes Selbstgefühl ein, daß sie von niemand abhängen wollten. Man pflegte sie deswegen die kleinen Herren (Petits Maitres) zu nennen. Diese kleinen Herren hatten an den innerli-

chen

chen Unruhen, die während Ludwigs XIV Minderjährigkeit in Frankreich herrschten, keinen unbedeutenden Antheil.

Die vornehmsten Ursachen dieser Unruhen waren die Bemühungen, welche das Parlament, und die Prinzen vom Hause, der Alleinherrschaft Mazarini's entgegensetzten. Das Parlament, dessen Ansehen Richelieu fast ganz vernichtet hatte, fühlte, bey dem Regierungsantritte der Königin Mutter, seine Macht von neuem befestigt. Es glaubte sich daher berechtigt, an der Regierung einer Königin, die sein Werk war, Antheil zu nehmen; es glaubte sich berechtigt, den neuen, drückenden Auflagen, die den Aufwand des spanischen und deutschen Krieges, und die seit Heinrichs IV Tod wieder eingerissene Verwirrung der Finanzen nothwendig machten, seine Genehmigung zu versagen. Unter diesen Auflagen verursachte diejenige, die für die Erlaubniß, zu Paris neue Häuser zu bauen, entrichtet wurde, den meisten Kern. Das Parlament nahm sich der Mißvergnügten mit großem Eifer an.

*) Oben S. 21.

Die königliche Allgewalt sollte nun auf eine auffallende Art dargethan werden. Der junge, siebenjährige König erschien, von seiner Mutter, dem Herzoge von Orleans, dem Prinzen von Conde, und vielen andern Großen begleitet, in der Versammlung des Parlaments, um sein erstes Lit de justice zu halten, oder die königliche Obergerichtbarkeit auszuüben. „Meine Herren“ sagte er zu der Versammlung, „ich bin hierher gekommen, um mit Ihnen von meinen Angelegenheiten zu sprechen; mein Kanzler wird Ihnen meine Meynung deswegen vortragen.“ Der Kanzler Seguier fand auch nun, als er die Registrirung der neuen Auflagen verlangte, keinen Widerspruch.

Der Erfinder der neuen Auflagen war der Stallener Emeri Particelli, der, eben so niedrig von Denkart, als von Herkunft, durch seinen Stolz, und durch seine Ausschweifungen sich bey jedermann vorhaft und verächtlich machte. Aber die Finanzminister, sagte er selbst, wären auch nur da, um vom Volke verflucht zu werden. Dieser Mann war nun in Ansehung neuer, drückender, die

Würde

Würde des Staats beschimpfender Auflagen recht erfinderisch. Adelsbriefe wurden verkauft, Befoldungen wurden zurückgehalten. Aber der Staat, und die Habsucht des Cardinals, erforderten auch beständig neue Quellen. Als die Bauern so erschöpft waren, daß sie nichts mehr geben konnten, mußte man die Lasten des Staates auf die Bewohner der Städte, auf die Reichen, wälzen. Selbst die Parlamentsglieder mußten den 4ten Theil ihrer Einkünfte abgeben; selbst die Landesproducte, die sie nach Paris bringen ließen, waren nicht ausgenommen. Um den Widerspruch des Parlaments zu stillen, mußte der junge König noch einmahl (1648 Jan.) in der Versammlung desselben erscheinen, und, um den immerlauter sich äussernden Unwillen des Volkes zu besänftigen, mußte Mazarini sich entschließen, den Freund Emeri auf eins von seinen Gütern zu verweisen. Aber dieß war noch nicht genug. Emeri sollte gar nichts mehr in Frankreich besitzen.

Es theilten sich die Bewohner von Paris damals in drey Partheyen ab. Mazarins hießen diejenigen, die auf blinde Befolgung der

der

der Verordnungen des Hofes drängen. Die Schleuderer (les Frondeurs) nannte man die Gegner des Hofes. Anfangs ein Spottname, weil die Leute in den Vorstädten mit Steinen auf einander losgiengen. Eine dritte Parthey bestand aus Neutralen, oder Gemäßigten. Die Frondeurs schlossen sich gleichsam an das Parlament an. Dieses brachte, um sein Ansehn zu heben, eine Vereinigung zwischen allen Obergerichtshöfen zur Nichtigkeit. Die Mißvergünstigten betrachteten dieß als ein Zeichen zu einem allgemeinen Aufstande, und der Hof mußte etwas nachgeben. Emeri verlor seine Stelle. Man wartete jedoch nur einen Zeitpunkt ab, wo man, durch eine hinlänglich bewaffnete Mannschaft, dem Parlamente, und seinen Anhängern trogen zu können, glaubte. Diesen Zeitpunkt führte die Feyer eines Sieges (am 26. Aug.) herbey. Alle Gassen, vom königlichen Pallast bis zur Hauptkirche, waren mit Soldaten besetzt. Während daß man nun in der Hauptkirche das Te Deum sang, ließ die Königin, am hellen Tage, die Parlamentspräsidenten Blanc Menil und Charleton, in Verhaft nehmen, und einige von

den andern widerspenstigsten Parlamentzgliedern, unter andern den Liebling des Volkes, Peter von Broussel, verbannen.

Jetzt brach der Unwille der Pariser in lermende Bewegungen aus. Man versammelte sich bewaffnet, sperrte die Eingänge der Straßen durch Ketten, und drohete, wenn man die Verhafteten nicht in Freyheit setzen würde, alles anzuzünden. Vergebens suchte man (in der Nacht waren noch 2000 Mann Soldaten in die Stadt gerückt) die Empörung zu unterdrücken. Jetzt trat der nachmahlige Cardinal von Rich zuerst auf dem politischen Schauplatze auf. Johann Franz Paul von Gondt, der Nefte und Coadjutor des Erzbischofs von Paris, ein bescheidter, unternehmender, und, wegen seiner Freygebigkeit, bey dem Volke sehr beliebter Prälat, reich an Verstand, aber auch an Ehrgeiz, both der Königin seine Dienste, bey der Besänftigung des großen Hausens, an. Die Königin nahm seinen Antrag sehr kallsinnig an. Dennoch spielt Gondt seine Rolle. Er mischt sich unter die Mißvergünstigten; er bittet, er ermahnt, er droht. Man legt die

Waf:

Waffen aus den Händen, und geht nach Hause. Noch vor Nachts herrscht in dem großen Paris Ruhe und Stille. Gondt statet von dem, was er gethan hat, dem Hofe seinen Bericht ab; aber, anstatt des Dankes, erndtet er Spott und Verachtung ein. Nachsucht erzeugt jetzt seinen Entschluß, ein heftiger Gegner des Hofes zu werden. Noch in eben der Nacht versicherte er sich der Unterstützung seiner Freunde und Anhänger, stellte er Schaaren von Bürgern, die zur Ergreifung der Waffen bereit waren, in die Gassen, gab er ihnen einen Anführer, besetzte er verschiedene wichtige Posten. Als am andern Morgen der Kanzler Segurier, in Abwesenheit Emeri's Oberaufseher der Finanzen, sich in das Parlament begeben wollte, um, vermittelt einer Erklärung des Königes, die Sitzungen der Kammern, oder Obergerichtshöfe, zu verbieten, mußte er, um den Schüssen, die auf ihn und seine militärische Bedeckung gethan wurden, sich zu entziehen, wieder umkehren. Die Schüsse des gemeinen Volkes bewirkten, daß der Marschall la Meilleraye gleichfalls feuern ließ. Plötzlich stand nun wieder die ganze Stadt

Stadt unter den Waffen. Alle Gassen waren wieder mit Ketten gesperrt. Hinter denselben zeigte sich eine Reihe von mit Erde, Steinen und Mist angefüllten Fässern (Barricaden) welche gegen die von Meilleraye angeführten königlichen Garden anrückten. Aber einige Officiere derselben munterten die Aufwährer zur Standhaftigkeit auf, und die Soldaten vom Leibregimente sagten ganz laut: sie würden nicht gegen die Bürger fechten, sondern lieber das Gewehr strecken.

Jetzt begab sich das Parlament zum Könige, um ihn, und seine Mutter, von der Nothwendigkeit, die Verhafteten wieder in Freyheit zu setzen, zu überzeugen. Aber die Königin blieb so lange standhaft, bis das Volk mit einem Anmarsche von 200,000 Bewaffneten drohete. Nun wurden verschiedene von den im Verhafte befindlichen Parlamentsgliedern, und vornehmlich de Broussel, frey gegeben. Die erzwungene Nachgiebigkeit des Hofes vergrößerte das Selbstvertrauen und den Muth des Parlaments. Bisher nur das Volk gegen neue Abgaben vertheidigend, hatte es nun die Kühnheit, den Cardinal Gallotti Wiltg. 13r Th. 8 als

als den eigentlichen Urheber der unglücklichen Lage Frankreichs, so deutlich zu schildern, daß die Nennung seines Namens, die sich (im Sept.) einige Glieder erlaubten, ganz überflüssig war. Man drang auf seine Entfernung. Die Königin sieng an, sich in Paris nicht mehr sicher zu glauben. Der Hof begab sich nach St. Germain. Um die Ruhe in Paris wieder herzustellen, mußte man, unter Vermittlung Gondi's, dem Parlamente alle seine Forderungen zugestehen, und dem Volke einige Millionen von Auflagen wieder abnehmen.

Die Nachgiebigkeit des Hofes war zu wenig Sache des eignen Antriebes, als daß sie der Königin nicht hätte unerträglich vorkommen sollen. Auch behielt Mazarini den Beförderer dieser Nachgiebigkeit, den Coadjutor Gondi, beständig im Auge, um eine günstige Gelegenheit, sich an ihm zu rächen, nicht unbeachtet zu lassen. Der, während er das Volk durch seine Predigten entzückte, höchst ausschweifende, und an den Folgen seiner Ausschweifungen leidende, stolze und ungestüme Gondi, hatte sich eigentlich nur aus Eitelkeit zum

zum Gegner des Hofes aufgeworfen. Um aber vor den Verfolgungen desselben gesicherter zu seyn, both er allen seinen Eifer auf, eine recht furchtbare Gegenparthey aufzustellen. Dieser war ein mächtiger Anführer unentbehrlich. Conde, der die dazu nöthigen Eigenschaften am glücklichsten vereinigte, wollte sich auf die Sache noch nicht recht einlassen. Desto bereitwilliger zeigte sich Conti, weil er sich an Conde, der nicht viel Achtung für ihn bewies, und an der Königin, die ihm eine Stelle im Staatsrathe versagte, zu rächen wünschte. Uebereinstimmend mit ihm dachte seine Schwester, die vom Hofe ausgeschlossene, und doch mit allen Vorzügen des Geistes und des Körpers ausgestattete, Herzogin von Longueville, die unter ihren vielen Verehrern allemahl demjenigen den Vorzug gab, der ihren Grundsätzen und Gesinnungen am meisten schmeichelte. Damahls traf dieses Glück den Prinzen von Marsillac, den nachmaligen als Schriftsteller ausgezeichneten Herzog von Rochefoucauld. Die Herzogin und ihr Bruder Conti, die einerley Interesse hatten, schlossen sich nun an die Frondeurs an.

Die Königin setzte nun ihr ganzes Vertrauen auf den feurigen, durch seinen Kriegsrühm so ausgezeichneten Conde. Sie nannte ihn, Thränen einer zärtlichen Mutter vergießend, ihren dritten Sohn. Ludwig XIV empfahl ihm, ihn umarmend, sich und den Staat. Am meisten aber bestimmten den Conde die Vorstellungen einiger Minister, daß die Pläne des Parlaments (sie durften ja nur an die Vorgänge in England erinnern) der königlichen Gewalt sehr gefährlich werden könnten. Conde erklärte sich nun (im Dec.) so offenbar gegen das Parlament, daß er dem Präsidenten, der sich gegen den Cardinal lebhaft äußerte, Stillschweigen auflegte, daß er gegen einige junge Parlamentsglieder, die darüber lernten, Drohungen ausstieß. Nun hörte er völlig auf, der Liebling des Volkes zu seyn.

Gerade um eben die Zeit, wo (1649 Jan.) das politische Trauerspiel in England seinem Ende sich näherte, befand sich auch der königliche Hof in Frankreich in der bedrängtesten Lage. Die Unruhen zu Paris schienen ihm so bedenklich, daß er (am 6ten) nach Gr.

Ger

Germain en Laye flüchtete. Diese Flucht war so übereilt, daß die Prinzen, und die vornehmsten Personen des Hofes, an ihrem Zufluchtsorte kein Hausgeräthe fanden, daß nur zwei kleine Betten, für den König und seine Mutter, vorhanden waren, daß die Herzogin von Orleans, und andere Damen, auf dem Stroh schliefen. Es fehlte an dem Nothwendigsten; es fehlte unter andern so sehr am Holze, daß die Tochter der nach Frankreich geflüchteten Königin von England, um nicht zu erfrieren, den ganzen Tag im Bette blieb, daß man die Kammerpagen verabschieden mußte. Dennoch war dieser traurige Aufenthalt der Königin doch weniger unerträglich, als das, was sie zu Paris umgab, wo man ihr laut den Vorwurf machte, daß sie der Freundschaft für den Cardinal den Staat aufopfere; wo man sie selten ohne ein Schimpfwort, und gewöhnlich nur die Frau Anna, nannte; wo man ihren Umgang mit Mazarini, in Gassenstiebern, in einem zweideutigen Lichte darstellte.

Indessen wünschte doch das Parlament einen offenbaren Krieg mit dem Hofe zu
vers

vermeiden, und es that daher alles mögliche, um dessen Rückkehr nach der Hauptstadt zu bewirken. Aber der Hof blieb standhaft, weil er sich mit dem Wahne schmeichelte, daß schon das bloße Gerücht von einer Belagerung die Unterwerfung des Parlaments nach sich ziehen würde. Allein das Parlament erklärte am folgenden Tage (am 5ten Jan.) den Mazarin für einen Störer der öffentlichen Ruhe, für einen Feind des Königs und des Staates, und befahl ihm, sich sogleich vom Hofe, und, innerhalb acht Tagen, aus dem Reiche zu entfernen. Es verordnete ferner, daß die Bürger von Paris, zur Sicherheit der Stadt, das Gewehr ergreifen, daß alle in der umliegenden Gegend befindlichen Kriegersleute sich auf 20 Meilen zurückziehen sollten. Eben die Pariser, die über einige neue Auflagen, die man ihnen, ohne Genehmigung des Parlaments, zumuthete, so gewaltig larmten, die zeigten jetzt eine erstaunenswürdige Bereitwilligkeit, zum Kriege gegen den Hof die beträchtlichsten Geldopferungen zu machen. Alle Colleen, alle Zünfte, legten sich eine freiwillige Taxe auf. Das Parlament, und die

übrigen Obergerichtshöfe, schossen die große Summe von beynähe 10 Millionen Livres des jetzigen Geldes zusammen. Die Stadt Paris warb (nach dem Beispiele von London) auf 12000 Mann an. Gondi selbst stellte ein Regiment Reiter, die, nach seiner Titulärwürde eines Erzbischofs von Corinth, die Corinthier hießen. Die Recruten bestanden meistens aus Kutschern und Reitknechten. Conti, der, mit seiner Schwester Longueville, den Hof heimlich verlassen hatte, wurde Obergeneral der Pariser. Diese trauten ihm jedoch, als Conde's Bruder, so wenig, daß er nur im Stadtpallaste wohnen durfte.

Dieser Krieg hatte übrigens mehr ein spaßhaftes, als ernsthaftes Ansehn. Conde schloß mit 6 bis 7000 Mann, die er noch von seinem letzten Feldzuge gegen die Spanier übrig hatte, eine von 100,000 bewaffneten Bürgern vertheidigte Stadt ein, und diese waren nicht einmal im Stande, sich die freye Zufuhr von Lebensmitteln zu erhalten. Sie zogen mit Federn und Väubern geschmückt ins Feld; aber ihre Kriegsausbeuten waren für das ordentliche Militär ein Gegen;

Gegenstand des Spottes, und große Schaaren derselben flohen vor wenigen hundert Mann der königlichen Soldaten. Gondi's Korinther gaben nicht weniger zu spaßhaften Einfällen Gelegenheit. Als sie zum ersten mahl in einem Gefechte unglücklich waren, nannte man dieses: an die Korinther zum ersten. Conti war etwas ausgewachsen. Conde stellte ihn daher der Königin, in der Person eines kleinen buckeligen, vom Kopfe bis zu den Füßen geharnischten, Zwerges vor. Die Pariser hielten ihren Kriegsrath gewöhnlich in Gasthöfen und Weinschenken, wo ernstliche Verathschlagungen durch allerley Muthwillen gestört wurden. Aber ihre Unternehmungen hatten auch den solchen Verathschlagungen angemessenen Erfolg. Die Truppen kehrten gewöhnlich geschlagen zurück, und wurden eben so gewöhnlich mit Schreien und Lachen empfangen. Die Franzosen befanden sich theils aus Eigensinn, theils zum Spaß, im Aufruhr. Auf ihre Entschliessungen und Unternehmungen hatten die Damen zu vielen Einfluß. Daher nahm dieser Bürgerkrieg auch einen ganz andern Gang, als der in England. Die große, in Paris ein

geschloss-

geschlossene Volksmenge konnte der Zufuhre von frischen Lebensmitteln nicht lange enthalten. Die Noth wurde bald sehr groß. Um so williger ließ man sich in Vergleichsunterhandlungen ein. Nach einem Vergleich sehnzte sich aber auch der Hof, weil der Erzherzog Leopold von Oestreich, um Paris zu entsetzen, mit 15000 Mann, in Frankreich einrückte war. Der Hof gestand dem Parlament das Recht willkührlicher Versammlungen zu, und dieses gönnte ihm dagegen seine bisherigen Minister.

Um den Pariserern zur völligen Besinnung Zeit zu lassen, begab sich der Hof fürs erste nach Comptegne. Mazarini both indessen alle seine Künste auf, die Häupter der Gegenparthey sich geneigt zu machen. Die Innungen gewann er durch die gutbezahlten Magistratspersonen. Unter die gemeinen Leute wurde Wein und Gold ausgetheilt. Nach solchen Vorbereitungen kehrte er (15. Aug.) an der Seite des Königes, nach Paris zurück. Jedermann lobte ihn nun; man nannte ihn einen schönen, guten Mann; man sah seinen Irrthum ein.

Der

Der feurige Conde glaubte sich für die Dienste, die er dem Hofe geleistet hatte, zu wenig belohnt. Er wollte im Cabinet, er wollte über den Cardinal, herrschen. Aus Rache, seine Hoffnungen unerfüllt zu sehen, spottete er über den Cardinal, widerstand er allen dessen Bemühungen, die eine Vereinigung zum Ziele hatten, so standhaft, daß dieser endlich, ganz mit Haß gegen ihn erfüllt, ihm seinen Untergang schwor. Die Herzogin von Longueville, die doch die Ausöhnung ihres Bruders Conde mit dem Cardinal befördert hatte, hörte jetzt nicht auf, eben denselben zu ermahnen, sich wieder an die Frondeurs anzuschließen, um den von jedermann gehaßten Minister glücklicher zu stürzen. Man bediente sich, diese Absicht zu erreichen, eben so schändlicher, als abscheulicher Mittel. Mazarini sollte in den Ruf mörderischer Absichten kommen. Joly, nachmaliger Secretär, gab sich daher selbst einen Schnitt in den Arm, und ließ einen Schuß auf seinen Wagen thun. Einige Tage hernach geschahen auch auf die Kutsche des Prinzen von Conde einige Flintenschüsse und es wurde ein Lakay desselben getödtet; der Prinz

Prinz soll aber, wie man sagt, nicht selbst darin gefessen haben. Doch am Ende war das Publicum zweifelhaft, ob Mazarini, oder Rich, der Urheber dieser Mordanschläge wäre. Vielleicht waren sie beide nicht ohne Schuld. Denn das Spiel politischer Leidenschaften war damals sehr vielseitig. Rich, ein Hauptgegner des Hofes, wollte doch, von der Königin unterstützt, Cardinal werden, und die Königin und Mazarini wünschten sich von dem furchtbaren Gegner zu befreien. Sie gewannen ihn endlich durch die Herzogin von Chevreuse, deren Tochter für Rich sehr viel Anziehendes hatte. Mit Hilfe desselben gelang es ihnen, dem Prinzen Conti das Vertrauen der Frondeurs zu entziehen. Conde wurde verleitet, selbst den Befehl zur Verhaftung eines von den Verschwornen, an die Comtesse d'Armes zu unterzeichnen. Seitdem überließen ihn die Frondeurs seinem Schicksale, und nun wurde er, so wie Conti und die Longueville, (1650 Jan.) ohne weitere Umstände, im Louvre verhaftet, und nach Vincennes gebracht. Während daß dieses geschah, lag die Königin, in ihrer Kapelle, mit ihrem elfjährigen Sohne, auf den Knieen

Knien. Die Pariser stellten Freudenfeuer an.

Conde's entschlossene Mutter blieb, des Verharmungsbefehls ungeachtet, in Paris, um ihre Klage vor das Parlament zu bringen. Von da kam sie, nach mancherley Gefahren, nach Bordeaux, wo sie, von den Herzogen von Bouillon und Rochefoucauld unterstützt, die Bürger zur Ergriffung der Waffen, und Spanien zum Kriege, bewog. Mazarini's Feinde in der Hauptstadt regten sich auch wieder. Rich. benutzte die Unzufriedenheit über denselben, seine Parthey von neuem zu heben. Seine Absicht wurde nicht wenig dadurch befördert, daß der Herzog von Orleans, der erste der Prinzen vom Hause, sich gegen den Cardinal erklärte, der, in seiner Gegenwart, vom Parlamente, und den Frondeurs, in verächtlichen Ausdrücken, sprach, der auf den Rich. schimpfte, der ihn mit Cromwelln verglich. Nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch im übrigen Frankreich, sehnte sich alles nach der Rückkehr des Prinzen Conde. Aber der Hof, oder vielmehr die Königin und Mazarini, hatten alsdenn ihre

Rolle ausgespielt. Ein Versuch, ihn zu befreien, mißlang zwar. Aber ein Jahr hernach (1651 Febr.) nöthigten eben die Frondeurs, die den großen Conde, und die Prinzen, der furchtsamen Rache des Cardinals verkauft hatten, die Königin, demselben ihre Freyheit wieder zu geben, und den Cardinal fortzuschicken. Er gieng nach Lüttich. Conde zog hierauf, unter dem Freudengeschrey der Pariser, in die Hauptstadt ein.

Die Regierung nahm an diesen Händeln nur einen schwachen und unentschlossenen Antheil. Ihr vornehmstes Rettungsmittel, bey den Händeln mit den Gegnern des Hofes, war die Uebereinstimmung zwischen den Häuptern desselben. Rich. zeigte sich bald als Freund, bald als Feind von Conde; bald stand er auf der Seite der Königin gegen die Prinzen, und bald nöthigte er eben dieselbe zu Mazarini's Entfernung. Die schwache Königin mußte dem Urheber der Barricaden, der sie aus der Hauptstadt vertrieben hatte, den Cardinalsstut verschaffen. Auf dem großen politischen Schauplatze Frankreichs, oder vielmehr nur der Hauptstadt, spielte bald dieser, bald jener

jener die vornehmste Rolle, hielt er sich bald zu dieser bald zu jener Parthey. Die damals in Paris herrschende, gesellschaftliche Organisation verschaffte den Großen eine leichte Gelegenheit, solche Unruhen und Verschwörungen anzustiften.

Conde, der sich von der Theilnahme an der vormundschaftlichen Regierung noch immer ausgeschlossen, und in dem Cardinal, selbst in seiner Entfernung, noch immer den Regenten von Frankreich, sah, faßte den Entschluß, die Befriedigung seiner Wünsche, durch die Gewalt der Waffen, zu erzwingen. Er begab sich daher in sein Gouvernement Guttenne, aus welchem er sich, so wie aus Poitou und Anjou, ein Heer sammelte. Zugleich bath er den König von Spanien, dessen Schrecken er einst gewesen war, um seinen Beystand. Man schickte ihm einen Courier mit vorthellhaften Vergleichsvorschlägen nach; dieser verwechselte jedoch Angerville mit Rugerville, und darüber war die rechte Zeit verstrichen. Indessen kam Mazarrin, von der Königin, und einer muthigen Schaar von Kriegern, geschickt, (1652 Jan.)
immer

immer näher. Nicht als Verwiesener, der seine Rückkehr für eine Gnade ansehen muß, sondern vielmehr als ein Souverain, der seinen Staat wieder in Besiz nimmt, zog er an der Spitze von 7000 Mann eigener Truppen einher, deren Officiere grüne Feldbinden (des Cardinals Livree) trugen. Der König und sein Bruder Anjou giengen ihm, von der Leibwache begleitet, entgegen.

Die Hofparthey ließ zwar den jungen König, der eben (1651 am 5 Sept.) sein 13tes Jahr zurückgelegt hatte, für regierungsfähig erklären, um ihr Ansehn zu befestigen; das Spiel der Partheyen dauerte aber demungeachtet immer fort. Das Parlament widerholte, auf Befehl des Hofes, seine Beschlüsse gegen Conde, verbannte ihn aus dem Reich, und setzte auf seinen Kopf, gleichsam als auf den Kopf eines Hochverräthers, sogar einen Preis von 50,000 Thalern. Zwar spottete das wichtige pariser Publicum über dieses Verfahren; aber es hatte doch die Folge daß seine Güter eingezogen, seine Vöcher verkauft, und seine Pfänden für eisdigt erklärt wurden.

Doch

Doch Orleans, der es durchaus nicht zugeben wollte, daß Conde und seine Anhänger für Majestätsverbrecher erklärt wurden, warb nun gleichfalls Kriegsvolk an, ohne dessen Bestimmung noch recht zu wissen. Eben so führte das Parlament, während daß es den Conde für einen Majestätsverbrecher erklärte, den Krieg gegen den Hof, oder eigentlich den Mazarini, fort. Der, der dieses politische Spiel hauptsächlich leitete, war der Cardinal Rich. Zum Glück befanden sich beyde Partheyen, des Geldmangels wegen, außer Stand, mit großen Armeen im Felde zu erscheinen. Conde, der von seinen Soldaten, weil er sie zu streng behandelte, nicht geliebt wurde, hatte bey seinen Unternehmungen doch so viel Vertrauen, daß ihm ein Anhänger nach dem andern, und ein Ort nach dem andern zufiel. Ludwig XIV, seine Mutter und Mazarini, irrten nun von einer Provinz zur andern umher. Von wenigen Kriegsvölke umringt, wurden sie unaufhörlich von 5 bis 6000 Mann verfolgt. In dieser Noth setzte die königliche Parthey ihre ganze Hoffnung auf den schon seit dem dreißigjährigen Kriege berühmten Marschall Turenne,

renne, der den Oberbefehl über seine kleine Armee übernahm.

Diese stand bey Gien, einer Stadt an der Loire, in dem Gouvernement von Orleans. Nicht weit davon befand sich das condésche Heer, unter der Aufsicht von den beyden Generalen Nemours und Beaufort, von welchen dieser gar keine, und jener sehr geringe Feldherren-Talente hatte. Aber der über 100 Lieus entfernte Conde eilte, nach manchem überstandenen Abentheuer, so schnell zu seiner Armee, daß er in einer Nacht ganz unvermuthet als Courier anlangte. Das Vertrauen und der Muth seiner Leute wurde dadurch von neuem belebt. Zu Conde's Generals Charakter gehörte eine schnelle Ausföhrung der kühnsten Unternehmungen. Conde benutzte die Absonderung der königlichen Armee in zwey Abtheilungen. Zuerst fiel er über die von Hosquencourt angeführte her, und sie war zerstreut, ehe ihr Turenne zu Hülfe eilen konnte. Darüber gewaltig erschrocken, weckte Mazarini den König noch in der Nacht auf. Der kleine Hof war so bestürzt, daß er kaum einen Entschluß zu fassen

fassen vermochte. Endlich brachte man den König heimlich nach Bourges, der Hauptstadt des Gouvernements von Berry. Conde rückte hierauf gegen Gien, dem Hauptquartiere der königlichen Armee, an. Aber Turenne machte mit den wenigen Truppen, die unter seinen Befehle standen so glückliche Bewegungen, und benutzte Boden und Zeit so vortrefflich, daß Conde alle Hoffnung, ihn zu überraschen, aufgab, und gerade gegen Paris anrückte. Sein militärischer Ruhm, dessen Glanz der neue Sieg noch erhöht hatte, kündigte ihm, vereint mit dem Eindrucke, den seine Gegenwart hervorbringen würde, und dem Haffe, mit dem jedermann gegen Mazarini erfüllt war, die Behauptung der Hauptstadt als eine leichte Sache an. Auch wurde er von den Parisern mit allgemeiner Freude empfangen, und er genoß auch das Vergnügen, daß Orleans seiner Erklärung, die Waffen gegen den Cardinal ergriffen zu haben, beyrat.

Aber auch jetzt war in das politische Dunkel der Hauptstadt keine Einigkeit zu bringen; auch noch jetzt dauerte das Spiel der

der Partheyen fort. Der mit dem Hofe zum Schein ausgesöhnte Reg war nicht mehr Günstling des Volkes. Indem er über Orleans herrschte, war er ein Gegner von Conde. Das Parlament schwankte. Zwar kam der Herzog von Lothringen dem Prinzen von Conde mit 8000 Mann zu Hülfe; aber Mazarini gab ihm mehr Geld, für den Rückzug, als ihm Conde für den Anmarsch gegeben hatte. Conde's Gewalt und Armee verminderte sich täglich. Turenne durfte es nun wagen, den König und seinen Hof in die Nähe von Paris zu bringen. Von der Anhöhe von Charonne überschah der funfzehnjährige König das Gefecht bey der Vorstadt St. Antoine, wo die beyden großen Feldherren mit wenigen Truppen so viel thaten! Conde hatte hier seinen Stand gewählt, weil diese Vorstadt erst kürzlich von den Parisern durch Verschanzungen gedeckt worden war. Seine Stellung war hier so fest, daß er einem Angriffe ziemlich trocken konnte. Turenne wollte, ehe er einen solchen Angriff wagte, seine Truppenzahl erst vermehren. Aber wiederholte Befehle des Cardinals nöthigten ihn, diesen Zeitpunkt zu beschleunigen.

Mit einer Anzahl seiner Anhänger, und wenigen Soldaten, trieb Conde (1652 im Jul.) den Angriff der königlichen Truppen standhaft zurück. Die Pariser sahen, bey verschlossenen Thoren, vom Walle herab, dem mörderischen Gefechte ganz ruhig zu. Weder der Anblick der Todten, noch das Winseln der Verwundeten, konnte sie bewegen, dem Conde Beystand zu schicken. Orleans schloß sich, während der Zeit, im Innern seines Palastes ein. Alles dieß wirkten die Ränke des Cardinals Rich, der den Prinzen Conde stürzen wollte. Orleans erlaubte doch endlich seiner Tochter, der Prinzessin von Montpensier, den Verwundeten Condeern die Thore öffnen, und auf die nachrückenden Truppen der königlichen Parthey die Kanonen der Bastille abfeuern zu lassen. Die Prinzessin begab sich selbst in den Stadtpallast, um sich des Gehorsams der Municipallität zu versichern. Sie gieng selbst in die Strafe St. Antoine, um, im Nahmen ihres Vaters, die Befehle am Thore zu geben. Auf die Nachricht davon, eilte Conde, den bloßen Degen in der Hand, weil er die Scheide verlohren hatte, mit zerstreuten Haaren, mit Staub

und

und Schweiß bedeckt, und, obgleich nicht verwundet, doch ganz mit Blut besprützt, zu der Prinzessin, und warf sich, ganz ausser Athem, auf einen Lehnstuhl hin. „Sie sehen hier“ so redete er sie an „einen zur Verzweiflung gebrachten Menschen; ich habe alle meine Freunde verlohren; Nemours und Rochefort sind verwundet.“ Thränen rollten jetzt von den Wangen des Helden herab. Conde und Orleans sprachen sich freundschaftlich. Die Pariser griffen für sie zu den Waffen. Der mit mehr Truppen versehene Turenne wollte den kleinen Haufen der Condeern einschließen; diese zogen sich aber in die Stadt zurück, und die Kanonen der Bastille hielten die königlichen Truppen vom fernern Vordringen ab.

Die Pariser überhäuften jetzt den Prinzen Conde mit freudigen Zurufungen. Alle Straßen wimmelten von Anhängern desselben, die sich durch kleine Strohbüchel auf den Hüten auszeichneten. Kutschen und Pferdeja sogar die Geistlichkeit, mußten Stroh an sich haben — wenn sie sich vom Pöbel nicht wollten mißhandeln lassen. Aber auch dieß war

war

war weiter nichts, als ein fieberhafter Anfall! Man hielt (4. Jul.) in dem Stadtpalaste eine Zusammenkunft, um zwischen dem Prinzen Conde, dem Parlamente, und der Hauptstadt, eine Vereinigung zu bewirken. Kaum hatten sich aber die Prinzen wieder entfernt, als ein Haufe Bewaffneter nicht nur die Befriedigung der Prinzen, sondern auch die Auslieferung aller Anhänger des Cardinals, verlangte; als er immer wachsend, Feuer anlegte, nach den Fenstern schoß, viele Leute auf den Straßen tödtete, viele im Standpallaste selbst mordete. Keiner von den Prinzen wagte es, diesem Verme sein Ansehn entgegenzustellen; aber auch jetzt zeigte die Prinzessin Montpensier männlichen Muth.

Mazarini versäumte es nicht, den Prinzen von Conde, der zu eigenmächtig versuhr, zum Urheber dieses Verme zu machen. Das leichtsinnige pariser Volk verabscheute ihn nun bald eben so sehr, als es ihn vorher bewundert hatte. Die echten Patrioten entfernten sich. Die Noth in der Stadt wurde immer größer. Die umliegende Länderey verwüstet — die

— die Zufuhre gehemmt — alles Gewerbe gestört — was mußte dieß unter einer solchen Menschen-Masse, als die pariser war, nicht für eine Gährung hervorbringen? Conde hatte mit Spanien den Anmarsch einer Armee von 25000 Mann verabredet. Mazarini erschrak darüber so sehr, daß er den König wegschaffen wollte; aber der standhaftere Turenne gab es nicht zu. Die Besorgniß wegen des Anmarsches der Spanier war überhaupt sehr voreilig, weil sie, um sich von den Niederlanden nicht zu entfernen, nur den Herzog von Lothringen an den französischen Gränzen stehen ließen. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß auch hier des Cardinals Ränke gewirkt haben mögen.

Doch das Parlament bestand auf dessen abermahliger Entfernung so dringend, daß sich der Hof (im Aug.) endlich dazu entschließen mußte. Er nahm das heimliche Versprechen mit, daß ihn der König, bey einer vergrößerten Gewalt, zurückberufen würde. Auch wurden die Staatsangelegenheiten in dessen von seinen Freunden besorgt. Das Parlament, das seinen Wunsch erfüllt sah, bath

bath nun den König, nach der Hauptstadt zurück zukommen. Aller Vorwand zum Kriege fiel nun weg, und alles Geschehene wurde in Vergessenheit gestellt. Der König zog (21. Oct.) ohne alle Feyerlichkeiten in Paris ein. Die vorigen Beamten kehrten in ihre Stellen zurück. Conde, der sich auf die freundschaftlichen Gesinnungen des Hofes keine Rechnung machen durfte, entfernte sich vorher, und begab sich in spanischen Schutz. Weder Parlament noch Volk nahm sich jetzt seiner weiter an. Man erneuerte die Schlässe, die ihn für einen Majestätsverbrecher erklärt hatten. Seine Anhänger mußten flüchten. Auch Orleans begab sich auf sein Apanagen, Gut Blois. Richelieu, der (im Dec.) ganz dreiste vor dem Könige erschien, weil er sich vielleicht durch seinen Cardinals Hut geschützt glaubte, wurde im Louvre verhaftet, und nach Vincennes, und von da nach Nantes, gebracht. Er entwich, und starb, nachdem er einige Zeit herumgetrirt war, in der Einsamkeit. So wenig Glück hatten Mazarinis Gegner, während daß dessen Ansehen sich immer wieder hob.

Mazar

Mazarini, der sich indessen an den Gränzen aufhielt, sammelte in Artois und Picardie ein kleines Heer von 4000 Mann, um seine Rückkehr zu decken, und bereitete das Volk durch die Eroberung einer kleinen Festung vor. Allmählig kam er der Hauptstadt näher. Sein Einzug (1653 am 3. Feb.) war prachtvoll und Ehrfurcht gebietend. Ludwig schickte ihm nicht allein seine Gardes entgegen; er selbst eilte zum Empfange des großen Mannes. Als er denselben aus dem Wagen getreten sah, stieg er gleichfalls aus, um ihn, als Freund, zu umarmen, und in seinen Wagen einzuladen. Er bekam seine Wohnung im Louvre, und vor seinem Conferenzzimmer hatte eine Compagnie vom Leibregimente die Wache. Von dieser Zeit an dauerte Mazarini's Ansehen ununterbrochen fort; von dieser Zeit an setzte der eben so glückliche als talentvolle Minister fast alle seine Entwürfe durch.

Die Mißvergnügten in den Provinzen durften sich nun nicht mehr regen. Conti und die Herzogin von Longueville mußten sich entfernen. Jener war endlich froh, sich mit

mit der lebenswürdigen Martinozzi, einer Nichte des Cardinals, verheyrathen zu dürfen, die ihn zur Ordnung und Stillschkeit zurück brachte. Die Longueville mußte ihre Lebenstage in einem Kloster beschließen. Conde, der, von Spanien unterstützt, gegen 30000 Krieger heysammen hatte, fühlte die Kränkung, daß Turenne, der nur 17000 Mann unter seinem Befehle hatte, seinen Plan, in Frankreich einzubringen, vereitelte. Das Parlament sprach ihm die Todesstrafe zu. Doch als sich dieses eben zu regen anfieng, als es eben versammelt war, um gegen einige königliche Verordnungen nachdrückliche Vorstellungen zu beschließen, erschien ganz unerwartet der junge Monarch, in Jagdkleidern und großen Stiefeln, die Peitsche in der Hand, so wie er eben vom Pferde stieg, in den Versammlungen desselben, und verboth ihm, in despotischen Ausdrücken, solche außerordentliche Verathschlagungen anzustellen. Als sich das Parlament darüber beschwerte, rieth der immer furchtsame, sich verstellende Mazarini öffentlich dem Könige in seinem Verfahren mehr Milde hervorzuweisen zu lassen. Aber einige Parlamentärglieder

der

der wurden aus Paris verwiesen, und das Parlament wagte es seit der Zeit niemals wieder, gegen die Anordnungen des Hofes Einwendungen zu machen. Ludwigs XIV herrschsüchtiger Charakter entwickelte sich jetzt immer merklicher. Zugleich nahm sein Körper immer mehr von dem Ehrfurcht einflößenden Ansehn an, das zur Unterwerfung unter seinen Willen so mächtig vorbereitete. Aber der (1654) noch nicht sechzehn Jahre alte Monarch fieng schon an, ein Wollüstling zu werden, fieng schon an, Liebchaften zu haben, die auf seine Regierungshandlungen wirkten. Mazarini sah ihm in diesem Punkte gern nach, zumahl da seine erste dauerhafte Liebchaft auf seine Nichte, die zwar nicht schöne, aber geistreiche Mancini, fiel. Eben diese Liebchaften waren Ursache, daß er erst im ein und zwanzigsten Jahre zur Vermählung schritt; zu einer Vermählung, die mit den politischen Handeln dieser Zeit, mit dem Kriege zwischen Frankreich und Spanien, im Zusammenhange steht.

Sechster Abschnitt.

Ohnmächtiger Zustand Spaniens. Portugal erhebt sich wieder zum eignen Staate. Neapel empört sich. Frankreich und Spanien schließen den pyrenäischen Frieden. Mazarini stirbt. Colbert erwirbt sich große Verdienste. Ludwigs XIV Regierungsscharakter.

Spanien, das bis auf Philipp II eine der ersten Mächte in Europa vorstellte, sank von dieser Höhe immer tiefer herab*). Der erneuerte Krieg mit den vereinigten Niederlanden, und die Theilnahme an dem dreißigjährigen Kriege, erschöpften Spaniens Staatscasse, die aus den amerikanischen Hülfquellen noch immer reichliche Zuflüsse erhielt, ohne dem Reiche einen wesentlichen Vortheil zu gewähren. Olivarez hatte die falsche Politik,

das

*) Theil XI, S. 300.

das Haus Oestreich in Deutschland mächtig zu machen, weil er sich mit dem Wahne schmeichelte, daß dieses, nach der Unterdrückung der Protestanten in Deutschland, dem spanischen Monarchen zur Unterjochung der Niederländer behülflich seyn würde. Dadurch zog sich aber Spanien (1635) einen Krieg mit Frankreich zu, der sowohl in Italien, als in den Niederlanden, geführt wurde*). Die spanischen Waffen erwarben sich, besonders anfangs, noch ziemlich vielen Ruhm. Sie verdankten diesen hauptsächlich dem Prinzen Thomas von Savoyen, der (1638) fast ganz Piemont eroberte. Aber die Staatscasse war so unvermögend, daß man schon, einzelner, kleiner Unternehmungen wegen, besondrer Anleihen machen, Aemter verkaufen, und Domänen veräußern mußte. Die Castilianer, die, seit mehr als hundert Jahren, die Last des Krieges fast allein getragen hatten, waren an Geld und Kriegsvolke ganz erschöpft. Man schritt daher zu der Ausführung des schon seit 20 Jahren besprochenen Plans, auch die Provinzen Aragonien, Catalonien und Navarra zur Theilnahme zu ziehen.

*) Theil XII, S. 286, 292.

ziehen Olivarez wollte diesen Vorwand benutzen, um die Freyheiten der Stände überhaupt zu unterdrücken. Hauptsächlich aber gieng sein Unterdrückungsplan auf die Catalonier, weil sie ihm manche Beweise von geringer Achtung gegeben hatten, weil sie sich fast laut gegen sein Ministerium erklärten. Der rachsüchtige Mann ließ daher die nach Italien bestimmte Armee von ihnen unterhalten, ließ, zur Ergänzung derselben, 6000 Mann ausheben. Zwey Abgeordnete, welche die Stände mit ihren Beschwerden nach Madrid schickten, wurden daselbst verhaftet. Nun erregten die Mißvergnügten einen Aufstand, an welchem bald nicht allein die Hauptstadt Barcelona, sondern die ganze Provinz, Theil nahm. Olivarez freute sich jetzt recht über die schöne Gelegenheit, der Provinz Catalonien, ihrer Empörung wegen, alle Vorrechte entziehen zu dürfen. Er ließ eine Armee von 30000 Mann gegen sie anrücken. Allein, die von den Franzosen etwas unterstützten Catalonier, nöthigten, obgleich durch die argwöhnische Politik des spanischen Ministeriums schon lange der Waffen beraubt, den spanischen General Marquis de los Velaz, die

Velaz

Belagerung ihrer Hauptstadt wieder aufzugeben. Olivarez empfand darüber einen so lebhaften Verdruß, daß er zur Bezwingung der Catalonier alle Kräfte des Reiches aufboth. Zu diesen rechnete er vornehmlich auch die Streitkräfte der Portugiesen. Diese sollten, während sie die Catalonier bezwingen halfen, sich selbst entkräften.

Portugal befand sich, unter der spanischen Monarchie, in einem bedauernswürdigen Zustande. Von den Holländern ihrer auswärtigen Besitzungen beraubt, und in ihrem japanischen und ostindischen Handel mächtig geküßrt, fühlten sie das Joch der spanischen Regierung immer drückender. Olivarez verkaufte die schönsten Kronüter, um den Portugiesen das Vermögen, einen neuen König zu unterhalten, ganz zu entziehen, um die Großen durch die Furcht, die Kronüter, die sie sich zugeeignet hatten, wieder herausgeben zu müssen, bey der Anhänglichkeit an der jetzigen Regierung zu erhalten. Aber unter denselben befand sich der Herzog von Braganza, dessen Güter den dritten Theil aller Länderey des Reiches ausgemacht haben sollen.

sollen. Diesem schmeichelte man mit dem leeren Titel eines Generals der portugiesischen Armee. Olivarez fühlte jedoch die Wichtigkeit seiner Person so lebhaft, daß er sich unvorsichtig betriebsam zeigte, sich derselben zu bemächtigen.

Um sich diesen Nachstellungen zu entziehen, ratheten dem Herzog von Braganza seine Freunde, die ihm von den Großen der Nation angebotene Krone anzunehmen, und dem Könige von Spanien gerade zu den Krieg zu erklären. Die Anstalten zu dieser Revolution wurden ganz in der Stille betrieben. Die Seele derselben war Johannis Gemahlin, Luise Guzman, Schwester des Herzogs von Medina Sidonia, eine Frau von munterm und entschlossenem Geist. Die Generalstatthalterin Margarethe von Savoyen, verwitwete Herzogin von Mantua, Enkelin Philipps II, die sich den Rathschlägen ihres Staatssecretärs Vasconcellos, eines Vertrauten des Olivarez, ganz überlassen mußte, wurde zwar von dem Plane, welcher die portugiesische Krone wieder herzustellen sollte, benachrichtigt; aber die Ausführung

dessel

desselben überletzte sie zu sehr, als daß sie ihr mit Nachdruck hätte entgegen arbeiten können. Die Verschwornen, 50 vom Adel, und 200 Bürger aus Lissabon, riefen (1640 am 1. Dec.) den Herzog von Braganza, unter dem Namen Johannis IV, zum Könige von Portugal aus. Die Vicekönigin wurde in Verhaft genommen, und alle übrigen mit dieser Revolution verbundenen Gewaltthatigkeiten schränkten sich auf den Tod von 3 Personen ein. Unter diesen befand sich der verabscheute Vasconcellos, der auf seinem Zimmer erstochen, und zum Fenster hinausgeworfen wurde. Die Vicekönigin ausrufte anfangs, daß ihr Ansehn hinlänglich seyn würde, die Empörung niederzuschlagen. Die Verschwornen ratheten ihr jedoch, sich auf ihr Zimmer zu begeben, und ihrem Versprechen, daß sie sie vor der Wuth des Volkes schützen wollten, zu vertrauen. „Was kann mir“ sagte sie „das Volk thun? Besser nichts,“ antwortete einer von den Verschwornen ganz kaltblütig, „als sie zum Fenster hinauswerfen.“ Sie gab nun nach. — In wenig Tagen waren alle Spanier zur Ruhe gebracht. Die spanische Besatzung der Citadelle mußte capituliren,

Gallertj Weltg. 131 Th.

I

tuliren,

tuliren, weil man, im Weigerungsfalle, alle die zahlreichen spanischen Gefangnen, unter welchen sich viele Vornehme befanden, niederzustechen drohete. Der Erzbischof Rodrigo da Cunha, das Haupt der Verschwörung, stellte, bis zu Johannis Ankunft, den Präsidenten des von den Verschwornen bestellten Staatsrathes vor.

Johann, jetzt Monarch von Portugal, lebte bis jetzt als ein anspruchsloser, aber gastfreier Edelmann, und hatte sich eben dadurch viele Freunde gemacht. Das Vertrauen, das man in ihn setzte, vermehrte noch seine Erklärung, die er auf seine Krönung (1641) folgen ließ, daß er sich, und seinen Hof, aus seinen eignen Mitteln erhalten wollte, und daß daher alle von der spanischen Regierung aufgelegten Abgaben entbehrlich wären. Dennoch verschwor man sich zum Untergange eines solchen Königes. Das Haupt der Verschwörung war der Erzbischof von Braga, ein eifriger Anhänger des Königes von Spanien. Verschiedene Große, selbst einige vom Hause Braganza, schlossen sich an ihn an. Man wollte Lissabon anzünden,

zünden, um, während der dadurch entstehenden Verwirrung, spanisches Kriegsvolk in die Stadt zu bringen. Aber der Anschlag wurde verrathen und in Zeit von einer Stunde waren alle Theilnehmer verhaftet. Der Erzbischof mußte, für die Schuld seiner Sünden, in einem ewigen Gefängnisse büßen. Andre wurden hingerichtet. Acht bis zehn reichbeladene spanische Schiffe, die sich bey Lissabon eben vor Anker legten, entschädigten hinlänglich für den Verdruß, den Spanien dem neuen Könige gemacht hatte.

So wurde durch eine leichte Revolution Portugal von der spanischen Monarchie losgerissen, nachdem es unter dem harten Joche derselben 60 Jahre hatte schmachten müssen. Karl I von Großbritannien fand es nicht für gut, sich in diese Angelegenheit zu verwickeln; aber das politischere Frankreich unterstützte die neue Regierung in Portugal nicht nur mit Geld, sondern auch mit Truppen; die vereinigten Niederlande schlossen sogleich einen zehnjährigen Waffenstillstand mit derselben, und die nordischen Mächte sahen es nicht ungern, daß Spanien, der

Bundesgenosse des ihnen so furchtbaren Oestreichs, durch den Verlust von Portugal sehr beträchtlich geschwächt wurde.

Olivarez wußte seinen König, wegen der Empörung der Portugiesen, sehr gut zu trösten. Sie gäbe ihm, sagte er, einen gerechten Vorwand, die großen Güter, die das Haus Braganza in Spanien hätte, sich zuzueignen. Aber so sehr er sich bemühte, die Gunst des Monarchen durch die emsige Beförderung seiner Vergnügungen, sich zu erhalten, so sehr war er doch endlich überzeugt, daß er seinem Falle nicht entgehen könnte, so muthlos warf er sich seinem Monarchen einst zu Füßen. Beide weinten. Aber Philipps Herz wurde nicht allein von dem Minister, sondern auch von dessen Feinden, bestürmt. Am thätigsten unter denselben bewies sich die gewesene Vizekönigin von Portugal, die den Verlust dieses Reiches ganz dem Verschwen des Ministers zuschrieb. Ihre Bemühungen ihn zu stürzen, wurden von der Königin, von den ganzen Hofe, unterstützt. Als Philipp IV (1642) von dem catalonischen Feldzuge nach Madrid zurückkehrte, fand

er den Hof von den vornehmsten Großen verlassen, las er auf jedem Gesichte Unzufriedenheit. Die Königin wagte sogar das Geständniß, daß das Ministerium des Olivarez dem Staate zum äußersten Nachtheile gereiche. Diesem Geständnisse gab ein Schreiben des Kaisers, der ihn beschuldigte, den Ruhm des Hauses Oestreich verbunkelt zu haben, noch mehr Nachdruck. Die Vizekönigin, die er, um ihre Verichte zu unterdrücken, vom Hofe verbannt hatte, sprach, an denselben zurückgekehrt, nun weit lauter als vorher. Sogar die Amme des Königs, Anna von Suevara, wurde gebraucht, um denselben durch Klagen über das Unglück der Unterthanen zu rühren. So kam es endlich dahin, daß Philipp IV (1643) den Entschluß faßte, den verhaßten Olivarez abzulassen. Eine derbe Verteidigungsschrift zog ihm das Schicksal zu, nach Toro verbannt zu werden. Indessen erlebte er doch noch die Freude, seinen Neffen in der Stelle seines Nachfolgers zu sehen.

Philipps IV übrige Minister, die, gleich ihm, in der Regierungskunst wenig Erfahrung

nung hatten, bedurften eines Mannes, der sie leitete. Auf die Empfehlung der Königin wurde Ludwig von Haro, des Olivarez Schwestersohn, erster Minister; zwar weniger kenntnißvoll und erfahren, als der Onkel, aber biegsamer, weniger streng auf Veränderungen dringend, und unzugänglich. Auch glückte es ihm, sein hohes Amt 18 Jahre hindurch zu verwalten; aber den Verfall der spanischen Monarchie vermochte er nicht zu verhindern.

Während daß die Catalonier, von Frankreich unterstützt, ihre Freyheit behaupteten; während daß Portugal seine Unabhängigkeit immer mehr befestigte; während daß der Krieg zwischen Spanien und Frankreich für das erstere einen ungünstigen Fortgang hatte; während eben der Zeit war Spanien auch in Gefahr, seine größte italienische Provinz, Neapel, zu verlieren.

Neapel und Sicilien stülten, eben so wie Portugal, das Joch der spanischen Regierung
immer

immer drückender. Ihre schönsten jungen Leute wurden für die spanischen Regimenter ausgehoben; die ohne dieß schweren Abgaben trieb man mit unerbittlicher Strenge ein; die freywilligen Geschenke, welche die Vicerkönige erpreßten, wurden immer beträchtlicher. Der Adel, der sich mit dem Vicerkönige verstand, wußte sich der Theilnahme an diesen Contributionen größtentheils zu entziehen. Um so stärker drückten sie auf Bürger und Bauern. Diese lebten meistens von Gemüsen, von Hülsenfrüchten, und dergleichen Landeserzeugnissen mehr. Eine Auflage auf diese Lebensbedürfnisse fiel also hauptsächlich dem gemeinen Mann zur Last, und eine solche Auflage wagte man dennoch einzuführen. Ein an sich unbedeutender Streit, in welchen (1647 Jul.) ein Verkäufer von solchen Waaren mit einem Accise-Einnehmer verwickelt wurde, setzte den ganzen Pöbel der Hauptstadt Neapel in Bewegung. Ein gemeiner Fischhändler, Thomas Aniello, im gemeinen Leben Masaniello, ein Mensch ohne Erziehung, ohne alle zu einem Oberbefehlshaber nöthigen Kenntnisse, aber kühn und entschlossen, stülte sich an die Spitze der Auf-

Auführer. Die Wuth derselben war so groß, daß der Vicekönig in einer von den Festungen der Stadt seine Zuflucht suchen mußte. Aber ohne regelmäßiges Kriegsvolk, ohne Vorrath von Pulver und Kugeln, mußte er sich bald zur Uebergabe entschließen. Das Volk sollte von allen seit Karl V. eingegeführten Abgaben befreit seyn, und mit dem Adel gleiche Rechte genießen; auch sollte es, bis zur angelangten königlichen Genehmigung dieser Punkte, in den Waffen bleiben. Massaniello, der diese Bedingungen erbrocht hatte, spielte aber seine Rolle bald aus, in dem er schon nach zwey Tagen ermordet wurde. Nun erhob man den Prinzen Massimiliano Taranto zum Oberhaupte. Aber auch dieser wurde, weil er wegen eines Einverständnisses mit dem Vicekönige in Verdacht gerieth, bald aus der Welt geschafft. Hierauf gelang es einem gemeinen Soldaten, von niedriger Herkunft, Gennaro Annese, sich zum Oberbefehlshaber emporzuschwingen. Jetzt erschien aber, anstatt der königlichen Genehmigung, Johann von Oesterreich, Philipp IV. unehelicher Sohn, mit einer Flotte, um Neapel mit Gewalt zur Unterwürfigkeit zurück-

zubringen. Diese Absicht sollte ein schreckliches Kanonen- und Bombenfeuer, womit er es (am 1. Okt.) gleich nach seiner Ankunft heimsuchte, schnell befördern; aber sein Vorrath von Pulver und Kugeln hörte weit eher auf, und das Selbstvertrauen der Neapolitaner stieg dadurch so hoch, daß sie sich für eine Republik erklärten. Man wollte dem neuen Freystaate ein angesehenes Oberhaupt geben. Man übertrug die Würde desselben dem in Rom lebenden Herzog Heinrich von Lothringen, der, ohne die Einwilligung des französischen Hofes, und dessen Versprechen einer kräftigen Unterstützung abzuwarten, von Ostia aus, auf einem kleinen Schiffe, ohne Gefolge, ohne Soldaten, ohne Geld, sich auf den gefährvollen Schauplatz begab. Annese wollte noch höher, als der Herzog, stehen; und dieser hielt es schon für eine Kränkung, ihm den Platz neben sich einzuräumen. Die Republik theilte sich nun unter zwey Oberhäupter. Aber der listige Annese verglich sich in der Stille, durch Vermittlung des Erzbischofs, mit dem spanischen Hofe, und lieferte ihm den Herzog von Lothringen aus. Dieser mußte, fünf

Jahre lang, zu Madrid, das traurige Schicksal der Einsperrung ertragen, bis die Dinten des Prinzen von Conde seine Befreyung bewirkten. Nach 7 Jahren (1654) machte er, durch eine französische Flotte unterstützt, einen Versuch, sich der Stadt Neapel zu bemächtigen; aber es fand sich Niemand, der sich mit ihm einlassen wollte. So furchtbar war die wiederhergestellte spanische Herrschaft. Vielleicht aber war die Erinnerung an die Pöbelregierung noch schrecklicher. Man ließ sich die Abgabe von den Früchten gefallen, und tröstete sich damit daß die königlichen Auflagen anders vertheilt wurden. Wenn Frankreich den Herzog von Lothringen nachdrücklicher unterstützt hätte, so würde vielleicht Neapel und Sicilien von der spanischen Monarchie eben so, wie Portugal, getrennt worden seyn.

In Portugal zeigten sich die Großen sehr bereitwillig, ihren König, in der Behauptung der Unabhängigkeit ihres Staates, zu unterstützen. Ihre Armee wurde durch französische, und andre ausländische Officiere, in eine

eine bessere Verfassung gebracht. Der General Mathias Albuquerque siegte (1644) in Estremadura mit einem kleinen Heere über eine größere Armee der Spanier. Der König Johann nahm (1649) einen großen Theil von der englischen Flotte des Prinzen Ruprecht und Moritz, die der königlichen Partei treu geblieben war, in seinen Sold*). Er hoffte von derselben gegen die Spanier und Holländer unterstützt zu werden; aber der englische Admiral Blake drohete deswegen (1650 April) der Stadt Lissabon so ernstlich, daß sich Johann zur Entfernung des Prinzen Ruprechts entschließen mußte. Noch ehe dieses geschah, griffen die Engländer, nicht weit von Lissabon, eine reichbeladene portugiesische Flotte an. Ruprecht, der ihr helfen wollte, rettete sich kaum selbst. Johann mußte (1653) mit der mächtigen Republik England sich zu vergleichen suchen. Er hatte dabey die Kränkung, daß man seinen Gesandten zu London nur als einen Abgeordneten vom zweiten Range annahm. Um ihn noch mehr zu demüthigen, hieng man die prächtigen Tapeten, auf

*) Oben S. 13.

auf welchen die Niederlage der unüberwindlichen Flotte vorgestellt war, in dem Audienzsaale auf. Darüber ärgerte sich nun niemand mehr, als Johannis Sohn, der Prinz Theodor, der dem Hause Stuart sehr ergeben war. Er verließ, aus Unwillen über das, was sich sein Vater gefallen ließ, den Hof, und wenn er auch wieder an denselben zurückkehrte, so dachten doch sein Vater und dessen Minister so wenig mit ihm einstimmig, daß sie ihn von aller Theilnahme an den Staatsangelegenheiten ausschlossen. Der unglückliche Prinz starb bald hernach an der Auszehrung.

Der Krieg gegen Spanien machte dem Vater desselben wenig Sorge. Dieß war mit den Franzosen und Cataloniern schon hinlänglich beschäftigt. Aber die Holländer, die durch keinen Waffenstillstand mehr gebunden waren, nahmen (1656) den Portus giesen ihre Niederlassungen auf der Insel Ceylon weg. Die Habsucht und die Nachlässigkeit der portugiesischen Befehlshaber machte ihnen die Eroberung sehr leicht. Einen Trost für diesen Verlust gewährte den Portugiesen der Krieg zwischen Holland und England, der ihrem Handel großen Vortheil brachte.

Joh

Johann, der der Ermordung, welche mehrere von den spanischen Hofe gestiftete Verschwörungen zur Absicht hatten, gleichsam nur durch ein Wunder entging, starb (am 6. Nov. 1656) im 53sten Jahre seines Alters. Klug, standhaft, sparsam und doch so wenig verlangend, daß die Stände ihm immer mehr geben wollten, und doch so uneigennützig, daß er sogar den Verwandten der Inquisitionsopter ihre Güter zurückgab, und von dem Großinquisitor deswegen bald in Vann gethan wurde, hatte das unsterbliche Verdienst, die portugiesische Nation von dem spanischen Joche befreit zu haben.

Johannis dreizehnjähriger Sohn, Alfons VI, gab der Mutter zu einer vormundschaftlichen Regierung Gelegenheit. Aber sie regierte besser, als die Großen es erwarteten. Sie wählte gute Minister, und ließ sich die Ausbildung des künftigen Monarchen eifrig angelegen seyn. Der Vertheidigungskrieg gegen Spanien wurde auch mit besonderm Glück fortgesetzt. Der erste Minister de Haro stellte sich, der Vorwürfe des Publicums überdrüssig, endlich (1658 Jul.) selbst

selbst an die Spitze einer Armee von 20000 Mann, welche die portugiesische Gränzfestung Elvas berannte; aber er wurde von dem portugiesischen General Castanheda so geschlagen, daß er auf 2000 Mann einbüßte.

Der Krieg den Spanien mit Frankreich führte, nahm gleichfalls eine ungünstige Wendung. Anfangs schienen die innern Unruhen in Frankreich eine für Spanien vorthelhafte Wirkung hervorzubringen. Fast ganz Catalonien wurde (1652) wieder bezwungen. Die Spanier fochten auch in den Niederlanden mit Glück. Ihr General Praslin schlug den Marschall Turenne. Conde war auf ihrer Seite. Aber seine guten Rathschläge wurden nicht befolgt. Philipp IV, der auf das Escorial mehr Geld verwendete, als ein zehnjähriger Krieg gekostet haben würde, hatte kein Geld, und seine Minister keinen Verstand. Turenne nöthigte (1664 Aug.) die Spanier, die Belagerung der Stadt Arras mit großem Verlust aufzugeben. Eben dieser vortreffliche Feldherr eroberte (1655 Jul.) die Festung Landrecy, und bahnte das durch seinem Monarchen zum Besitze der Nie-

Niederlande den Weg. Ludwig XIV wohnte dem Feldzuge selbst bey, und er schien die Gelegenheiten, seine Kenntnisse in der Kriegswissenschaft zu erweitern, sorgfältig zu benutzen. Der Herzog von Lothringen, mit dem Conde gar nicht überstimmt, gieng zur französischen Parthey über. Er wurde zwar in Verhaft genommen, aber Conde blieb den Spaniern auch nicht immer treu. Und wenn auch Turenne (1656) in der Belagerung der großen Stadt Valenciennes unglücklich war, so eroberten doch die Franzosen und Engländer, unter seiner Aufsicht (1658), Dünkirchen, welches die letztern im Besitze behielten; so ersocht er doch über Conde, dessen Pläne durch die spanischen Generale vereitelt wurden, einen vollkommenen Sieg. Die Spanier waren aber nicht allein zu Lande, sondern auch zur See, unglücklich. Wie ließ sich das von ihrer in Verfall gerathenen Seemacht aber auch anders erwarten? Von ihrer Seemacht die so schwach war, daß man (1650) zur Bedekung des neuen Generalsstatthalters der Niederlande, des Johannis von Austria, keine hinlängliche Anzahl von Schiffen zusammenbrins

bringen konnte? Daher nahm Cromwel den Spaniern Jamaica weg; daher eroberte Blake, bey der Insel Teneriffa, eine reich beladene Gallionsflotte.

Diese Unglücksfälle brachten Philipps IV Minister Haro zu dem Entschlusse, nach Lyon, wo sich der französische Hof damals aufhielt, einige Abgeordnete mit Friedensvorschlägen zu schicken. Philipp IV sollte den Frieden durch seine Tochter, die Infantin Marie Theresie, erkaufen. Mazarini schmeichelte dem Herzoge von Savoyen mit der Hoffnung, daß seine Tochter Margrethe Königin von Frankreich werden könnte. Die Verbindung zwischen Frankreich und Savoyen war aber für Spanien, wegen seiner Besitzungen in Italien, sehr bedenklich. Um so mehr eilte man, wegen der Infantin in Unterhandlungen zu treten. Für Frankreich öffnete diese Heirath eine sehr günstige Aussicht. Philipp IV hatte damals noch keinen Sohn. Da ließen sich allerley Erbschaftsplane machen. Die Herzogin von Savoyen mußte nun mit ihrer Tochter, die für Ludwig XIV nicht ohne Reiz schien, wieder nach

noch Hause reisen. Mazarini und Haro gaben selbst die Friedensunterhändler ab. Sie sprachen einander (1659 Nov.) am Fuße der Pyrenäen, auf der Fasaneninsel im Flusse Vidassoa zwischen Gynne und Quipuscoa. Daher wurde der Friede, den sie (am 7ten Nov.) hier abschlossen, der pyrenäische genannt. Philipp IV bestimmte seiner ältesten Tochter, Marie Theresie, die Ludwigs XIV Braut wurde, 500000 Goldkronen zur Mitgift, und Conde wurde in alle seine Rechte wieder hergestellt. Aber Frankreich gewann auch an Land. Spanien mußte ihm, an der Seite der Pyrenäen, Perpignan, Roussillon und Conflans, und, in den Niederlanden, fast ganz Artois, und verschiedene Oerter und Bezirke in Flandern und Luxemburg, abtreten. So bereitete sich damals Frankreich den Besitz der schönen Niederlande vor, und wenn es die Infantin, Marie Theresie, Ludwigs Braut, allen Ansprüchen auf die spanische Monarchie entsagen ließ, so war es zuverlässig Mazarini's Ernst nicht, daß diese Entsagung Frankreichs Vergrößerungsabsichten nachtheilig seyn sollte. Hielt sie doch Philipp IV selbst für eine

Balletti Weltg. 13r Th. R Pa

Patarata (eine Lüge). Daß blos Politik Ludwig XIV zu dieser Vermählung bewogen hatte, ergiebt sich schon aus dem Umstande, daß Er, der damalige Anbether der Mazarini, der Vollziehung dieser Vermählung gar nicht mit Sehnsucht entgegen sah, und die wirkliche Antrauung gieng daher erst acht Monathe hernach (1660 Jun.) vor sich. Der Vater, Philipp IV, führte die Prinzessin ihrem Bräutigam zu St. Jean de Luz bey der Fasanen-Insel zu. So keimte ein spanischer Königsstamm aus französischem Geblüte!

Mazarini, der bey den Friedensunterhandlungen, die mit dieser Heyrath in Verbindung standen, alles selbst lesen, alles selbst thun wollte, strengte seine schon geschwächten Körperkräfte so gewaltig an, daß er dadurch sein Lebensende beschleunigte. Sein Podagra verwandelte sich in Wassersucht. Als er nun den Tod herannahen sah, benutzte er die ihm von demselben noch gebliebne Zeit, das Böse, was er während seines Ministeriums gestiftet hatte, wieder gut zu machen. Er machte den König vornehmlich auf den hab-

sichtigen und betrügerischen Finanzminister Fouquet aufmerksam. Fouquet war jedoch nicht allein der Urheber der schrecklichen Zerrüttung, die damals in der französischen Staatswirthschaft herrschte. Mazarini selbst scharrete vielmehr, auf Kosten des Königes und des Staates, unermessliche Reichthümer zusammen, die ihm ein Vermögen von 100 bis 150, ja, nach einigen gar bis 200, Millionen Livres (50 Millionen Thaler) bildeten. Wegen seiner dabey begangnen Sünden erregte ihm sein Veichtvater Gewissenszweifel, und diese waren unstreitig Ursache, daß er sein ganzes Vermögen dem Könige anboth, der aber, auf Colberts Rath, blos 18 der größten und schönsten Diamanten, die sogenannten Mazarins, sich zueignete. Mazarini rieth dem Könige, die Stelle eines Oberministers nicht wieder zu besetzen, und die Regierung selbst zu führen. Er hinterließ ihm auch eine schriftliche Instruction. Ludwig stellte sich übrigens als Mazarini (1661 am 9. März) starb, betrübter, an, als er wirklich war; auch gebot er Hoftrauer, eine Ehre, die noch keinem französischen Minister widerfahren war.

Nicolaus Fouquet, der Theilnehmer an Mazarini's für Frankreichs Staatswirthschaft so verderblichen Ministerium, ein gelehrter Rechtsbeamter aus Bretagne, nahm, als ihn Mazarini zum Oberaufseher der Staatseinkünfte ernannt hatte, auf einmahl eine ganz andre Lebensweise an, indem er auf seine Tafel, sein Hausgeräthe, seine neuen Gebäude (ein einziges kostete ihm 15 Millionen Livres) seine Liebchaften, ganz unermessliche Summen verschwendete. Aber er zog auch jährlich 4 Millionen an mancherley Einkünften. Mazarini mußte, seiner eignen Erpressungen wegen, Nachsicht mit ihm haben. Nach dessen Tode forderte Ludwig von ihm einen Bericht seiner Verwaltung der Staatseinkünfte. Colbert fand, als er ihn durchgieng, so viele Unrichtigkeiten in demselben, daß sie auf die Nothwendigkeit einer genauern Untersuchung leiteten. Diese wurde ihm, als Mitglied des Finanzrathes, übertragen. Aber der sorgenlose Fouquet widmete sich, während daß der scharfsichtige Colbert sein Sündenregister aufdeckte, seinen Vergnügungen. Er war so kühn, der Valiere, der Geliebten des Königes, ein Ges

schent

schent von 20000 Louis d'or anzubieten. Diese meldete es aber dem Könige. Er mußte nun die Stelle eines Generalprocurators bey dem Parlamente niederlegen. Aber auch dieses war ihm noch nicht Warnung genug, vorsichtiger zu seyn. Er gab vielmehr (1661 Sept.) auf einem seiner Landhäuser ein Fest, das selbst die königlichen Feste zu Fontainebleau an Herrlichkeit übertraf. Dieß entschied seinen Fall. Er kam nach Pignerol in ewigen Verhaft, wo er noch 19 Jahre lebte. Mit ihm hörte das Amt eines Oberaufsehers der Finanzen auf. In seine Stelle trat ein Finanzrath, über welchen der König selbst die Aufsicht führen wollte, den aber eigentlich Colbert leitete, der in der Folge das Amt eines General-Controleurs der Finanzen erhielt. Man setzte auch eine besondre Justizkammer nieder, die das Geschäfte hatte, die Unterschleife in der Verwaltung der Staatseinkünfte zu untersuchen und zu bestrafen, und die dem königlichen Schatze große Zuflüsse verschaffte.

Der Anfang von Ludwigs Selbstregierung, die er, nach Mazarini's Tod, seinen übrigen Ministern ankündigte, war also sehr versprechend, war von des herrschenden Ministers Regierungsort sehr verschieden. Dieser ließ den Staatsrath in seinem Zimmer halten, und sich dabey barbieren und ankleiden. Niemand durfte sich niedersetzen; nicht einmahl der Kanzler, und öfters spielte Mazarini, während daß man ihm Staatsfachen vortrug, mit seinem Affen, oder seinem Lieblingsvogel. Ludwig gab den Sitzungen des Staatsrathes mehr Würde. Aber die Prinzen vom Hause, und andre Großen, waren, um dem Spiele ihrer Eifersucht auszuweichen, von demselben ganz ausgeschlossen. Ludwig, der den ausdrücklichen Befehl gab, daß, ohne ihn nichts wichtiges ausgefertigt werden sollte, theilte doch bald seine Zeit zwischen sinnlichen Vergnügungen und Geschäften so partheyisch, und fühlte manchmal einen so unüberwindlichen Arbeitssekel, daß er sich auf seine Minister und Generale verließ. Aber er durfte sich auch mit Recht auf sie verlassen. Seine Minister waren lauter Zöglinge von Richelieu und Mazarini; aber größere Verdienste

dienste um Frankreich, als Colbert, erwarb sich keiner.

Colberts vorzüglichstes Bestreben war darauf gerichtet, das Ausland für Frankreich entbehrlich, und Frankreich dadurch selbst mächtiger zu machen. Daher arbeitete er mit so unermüdlichem Eifer an der Vermehrung und Veredlung der Manufakturen und Fabriken, und an der größern Ausdehnung des Handels. Von 1663 bis 1672 verstrich fast kein Jahr, ohne durch die Anlegung einer neuen Manufaktur ausgezeichnet zu seyn. Nach wenig Jahren bedurfte man vieler ausländischer Waaren nicht mehr, konnte man hingegen schon manches Produkt des inländischen Fleißes an Ausländer verkaufen. Zu Abbeville gab es schon im Jahre 1669 gegen 44,200 Weber, die seine Tücher verfertigten. Die verbesserten und erweiterten Seidenmanufakturen brachten 50 Millionen Livres in Umlauf. Man verfertigte auch Teppiche, Tapeten, Spitzen, Leinwand; man lernte den Engländern die Strumpfwirberey ab; man lieferte Gold- und Silberdrath; man goß große Spiegel. Um die

bildenden Künste, die zur Veredlung des Geschmacks einer Nation so viel beytragen, auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu heben, wurde eine Mahler- und Bildhauers-Akademie gestiftet.

Den Handel faste Colbert vorzüglich fest ins Auge. Man hatte sich durch Besitz von Sigeri, eines zwischen Algier und Tunis liegenden Ortes, (1664) einen Handelsweg nach Africa zu öffnen gesucht, man mußte aber diesen Besitz, des großen und fruchtbaren Aufwandes wegen, bald wieder aufgeben. Desto mehr wurden die Niederlassungen auf der Insel Cayenne bey Guajana, und in West- und Ostindien, vom Glück begünstigt. Um dem Handel nach Ost- und Westindien eine hinlängliche Sicherheit zu geben, wurden (1664) zwey Gesellschaften errichtet, die ihre Privilegien 40 Jahre hindurch behalten sollten. Die westindische Handelsgesellschaft sollte vom grünen bis zum Hoffnungsvorgebirge, die ostindische von diesem Vorgebirge bis nach Ostindien, und bis nach der Südsee, ihre Geschäfte fortsetzen, Frankreichs Kaufleute waren damals noch arm. Sie

konnten daher zum Grundcapital dieser Gesellschaften nicht mehr als 650000 Livres herschießen; dagegen gab der König allein 6 Millionen, die Königin, nebst den Prinzen und dem Hofe 2 Millionen, die hohen Cölegien 1,200,000, und die Finanzbeamten 2 Millionen, her. Man setzte den Schiffbauern Prämien aus. Man hob den Hafenzoll für alle ausgehenden Waaren aus. Man erklärte Dänkirchen und Marseille zu Freyhäfen. Ein Handelscollegium, dessen Sitzungen der König selbst alle 14 Tage beywohnte, suchte alles, was der Ausbreitung des Handels entgegen stand, wegzuschaffen. Dennoch waren die Geschäfte der ostindischen Gesellschaft, die unfehllich durch die Handelsmacht der Holländer gewaltig gehemmt wurden, so nachtheilig, daß sie den gemachten Aufwand bey weitem nicht vergüteten, daß ihr gar nicht wieder aufzuhelfen war.

Um den Transport der Waaren im innern Frankreich zu erleichtern, legte man Chausséen an, grub man Kanäle. Unter diesen verdient der königliche Kanal in Languedoc noch die Bewunderung der Nachwelt.

west. Er verbindet das atlantische Meer mit dem mittelländischen Meere. Schon Heinrich IV dachte sich den Plan zu einem solchen Kanal. Auch Richelieu beschäftigte sich mit demselben. Jetzt wurde er erst ausgeführt. Die Aufsicht über dieses große Werk übergab man dem Paul Riquet, Generalpächter in Languedoc. Man folgte dabey den Riß und den Papieren des Mathematikers Andreossi. In 14 Jahren (1666 — 1680) wurde er vollendet, und die auf denselben gewendeten Kosten, die der König mit den Ständen von Languedoc theilte, betrugen 13 Millionen Livres. Riquet erhielt, zur Belohnung der dabey bewiesenen Sorgfalt, für sich und seinen Mannsstamm, die Gerichtsbarkeit über diesen Kanal, und die Einkünfte desselben.

Das Conseil, oder das geheime Rathscollegium, von welchem Colbert zulezt Mitglied war, beschäftigte sich, unter seiner Leitung, mit vortrefflichen Anordnungen, welche die Erleichterung des Handels zur Absicht hatten. Man schuf einige Seen bey dem Vorgebirge Cette in Niederlanguedoc in einen

Hafen um, der aber in der Folge nicht sehr brauchbar gefunden wurde. Um so mehr entsprach den Absichten, die man zu erreichen wünschte, der Hafen, den man bey Rochefort, an der Mündung der Charente, anlegte, und den man deswegen auch mit einem Zeughause, einem Seehospitale, und einer Marineeschule, in Verbindung brachte.

Indem der vortreffliche Colbert daran arbeitete, den Gewerbestand seines Vaterlandes zu verbessern, führte er auch Ordnung und gute Verwaltung in die Staatswirthschaft zurück, und die Einkünfte des Reiches wurden von einem Jahre zum andern immer ergiebiger. Ludwig XIV wurde dadurch in den Stand gesetzt, eine seiner Lieblingsneigungen, die Bildung einer großen Kriegsmacht, zu befriedigen. Zuerst suchte man Zucht und Ordnung bey der Armee einzuführen. Man schaffte den Verkauf der Officierstellen bey der Garde, und bey andern Regimentern, ab; man vertheilte die Truppen in Brigaden, die man durch Inspectoren und Commissarien mustern ließ; man verbot den Mißbrauch, Leute, die keine Soldaten waren,

bey der Musterung mit aufzustellen, oder einander die Mannschaft zur Musterung zu leihen; man jagte die untuglichen ohne Barmherzigkeit fort. Bisher hatten manche Soldaten weder Schuhe noch ordentliche Kleidung, weil sie sie entweder mitbringen mußten, oder vom Hauptmann empfiengen. Jetzt erhielten alle Soldaten Montur. Die Pferde der Cavallerie wurden besser, wie ehedem, gepflegt. Die Officiere erhielten den Urlaub bloß vom Kriegsminister. Die Tage, die einer über den Urlaub ausblieb, verwandelten sich in eben so viele Gefängnistage. Bisher hatte bloß die Hoffnung zur Beute und zum Plündern den Kriegsdienst angenehm gemacht. Jetzt erhielt aber der Soldat seinen ordentlichen Sold. Der Schöpfer der vollkommenen Ausbildung der französischen Kriegsmacht, war (seit 1666) der Kriegsminister Louvois, der Sohn des Staatssecretärs Tellier, der im Kriege eben so groß werden wollte, als es Colbert im Frieden war, und der, während Ludwig bloß seinen Vergnügungen lebte, mit eben demselben die Regierung theilte; die Regierung, die hauptsächlich darauf hinarbeitete,

des

des Königs Gewalt ganz uneingeschränkt zu machen.

Die große stehende Armee machte die Waffenübungen der Bürger entbehrlich. Mit ihnen verschwand aber auch zugleich jener kriegerische Geist, der sich den vorigen Königen so manchemahl furchtbar gezeigt hatte. Man versattete dem Adel, die untern Classen zu drücken, damit er sich dem königlichen Despotismus desto bereitwilliger unterwerfen möchte. Auch verpflichteten ihn hierzu Hof-, Staats- und Kriegsdienste. Ein hartnäckiger Widerspruch zeigte die traurige Aussicht zum langen Verhafte in der Bastille. Das Parlament kam ganz unter die Gewalt des Hofes. Die Präsidenten und der Generalprocurator waren Leute, die demselben ihre Erhebung zu danken hatten. Die hohe Geistlichkeit befand sich am Hofe. Der Landadel wurde durch Aemter und Stellen, der höhere durch Titel und Ordensbänder, für das Interesse des Hofes gewonnen. Den einen hielt Eigennutz, den andern Furcht, von Vorstellungen gegen die königlichen Verordnungen, ab. Das Parlament wurde auch dadurch herabgewürdigt,

digt,

digst, daß der Hofrang über den erblichen, der Marschall z. B. über den Pair, gesetzt wurde. Die höchsten, der königlichen Macht gefährlichen Staatsbeamten, als Premierminister, Connetable, und Großadmiral, wurden nicht mehr besetzt. Die Macht der Statthalter theilten Aufseher der Finanzen, Generale und Inspectoren. Die Versammlungen der Reichsstände kamen gar nicht mehr vor. Zu den wirksamsten Mitteln, diese despotische Regierung aufrecht zu erhalten, gehörte aber eine allmächtige Policen, die selbst das Geheimniß der Privatecorrespondenz nicht schonte.

So regierte Ludwig XIV, nach 10 Jahren der reichste und mächtigste Monarch in Europa, der Besitzer einer Flotte von 50 Linienschiffen, und einer großen Armee mit vortrefflichen Feldherrn. Kein anderer König seiner Zeit wirkte, gleich ihm, so mächtig durch sein Beyspiel, durch seine Regierung, auf sein Reich, auf ganz Europa. Keiner wurde von seinen Unterthanen so sehr geliebt und bewundert, aber auch so sehr verabscheut und verwünscht, keiner von seinen Feinden

und

und Nachbarn anfangs so sehr gefürchtet und gehaßt, keiner ohne Verdienst so glücklich. Mit weniger, als mittelmäßigen, aber doch der Ausbildung fähigen Geisteskräften geboren, hatte er weder einen viel umfassenden und tief eindringenden Verstand, noch eine gesunde und richtige Urtheilskraft, verkannte er sich selbst und andere in den wichtigsten Angelegenheiten. Während daß es sein sehnlicher Wunsch, und sein fester Glaube war, selbst zu regieren, und die Gehülfen seiner Regierung selbst zu bilden, ließ er sich doch beständig von Ministern und Maitressen, bald auf eine feinere, bald auf eine plumbere Art, leiten. Es wäre ihm leicht gewesen, Männer zu finden, welche die Mängel seiner Erziehung verbessern, die Lücken seiner Kenntnisse ausfüllen konnten; aber die hohe Meinung, die er von seinen Talenten hatte, bewirkte, daß er sie entfernte und vernachlässigte, daß er sich wohl gar über ihren Tod freute. Die Unterwürfigkeit den Einsichten vorzuziehen, äußerte er wohl gar, daß er sich vor den hellen Köpfen fürchte, und er opferte seine und seines Volkes Wohlfahrt seinen eignen zügellosen Begierden, und den Lauen

nen

nen des ehrgeizigen, herrschsüchtigen und ungestümmen Louvois auf. Niedrige Schmeichler und arglistige Jesuiten mißbrauchten seine mittelmäßige Urtheilskraft so sehr, daß er die größten Irrthümer für Wahrheiten, die ausgemachtesten Wahrheiten hingegen für Kekerereyen, Tugenden für Verbrechen, das Elend von vielen Millionen für das größte Glück, hielt. Wichtig urtheilte er nur in Dingen, die für seine Eitelkeit wichtig waren, vorzüglich in der Kunst, die Schönheit und Würde seiner Person in das günstigste Licht zu stellen. Diese Kunst verstand so leicht niemand besser.

Seine Eitelkeit war gränzenlos. Er besaß ziemlich viel Wiß, und eine nicht gemeine Erzählungsgabe. Aber die Wirksamkeit derselben verhinderte seine hohe Meinung von sich selbst, verhinderte die zu überspannte Schätzung seines Ichs. Sich für den schönsten und liebenswürdigsten Mann, für den größten und mächtigsten König haltend, glaubte er auf Liebe und Hochachtung aller den gerechtesten Anspruch zu machen, vertraug er die größten Schmeicheleien, reichte ihn der geringe

geringste Zweifel in seine Vorzüge zu dem unver söhnlichsten Haß. Sein Lob, das er in den Opernprologen absingen hörte, konnte ihn bis zu Thränen rühren, und er sang die Loblieder, die ihn zum Gegenstande hatten, wohl selbst bei der Tafel ab. War es also nicht sehr natürlich, daß ihm jedermann zu schmeicheln sich bestrebte? Vorzüge an andern waren ihm so unangenehm, daß er die Beweise von Achtung, die man seinem Bruder und seinen Kindern gab, mit Verdruß bemerkte. Selbst mit seinen Maitressen verfuhr er manchemal unbarbarherzig. Den Vorzug unter denselben hatte nicht gerade die schönste, oder die geistreichste, sondern diejenige, die die heftigste Liebe gegen ihn hegte, oder wenigstens zu hegen schien. So feurig aber auch seine Liebe war, so wenig brachte er ihr ein Opfer. Die kranken, hochschwangeren, erst kürzlich niedergekommenen Maitressen mußten ihn, in steifen Hofkleidern, auf seinen Reisen begleiten, mußten sich allem Unge mach unterwerfen. Seine Belohnungen ertheilte er meistens nach blinder Günst. Die großen Generale und Minister brauchte er nur, wenn er sie nicht entbehren konnte.

Aber sie nicht belohnend, trankte er sie nicht selten durch die Erhebung unwürdiger Günstlinge.

Woher kam es nun, daß Ludwig XIV in den ersten zwanzig bis dreißig Jahren seiner Regierung, so enthusiastisch geliebt und bewundert wurde; daß man ihn den großen, den größten König nannte; daß alles zu seinen Füßen lag, das man ihm alles mit bereitwilligen Entzücken aufopferte; daß die Statthalter in den Provinzen sich schon glücklich schätzten, wenn sie nur seines Anblicks genossen; daß man ihn wohl gar mit einem Gott verglich? — Ludwigs XIV Regierungsanfang stach gegen die Erschlaffung, die auf die Unruhen unter der Regentschaft der Königin Mutter folgte, stach gegen den Ministerdespotismus unter Richelieu und Mazarini, gewaltig ab. Ludwigs ernstliche Beschäftigung mit der Staatsverwaltung, die nachdrucksvolle Behauptung der Ehre der Krone, Colberts vortreffliche Anordnungen, die großen von Louvois geschaffnen Flotten und Armeen, die glänzenden Siege und Eroberungen derselben, die Pracht des Hofes

Hofes und der Hoffeste, vorzüglich aber (was auf die Menschen immer den lebhaftesten Eindruck macht) die außerordentliche über seine ganze Person ausgegossene Schönheit, Anmuth und Würde, die, wenn er besonders zu Pferde saß, alles — Volk, Soldaten, Weiber — bezauberte; sein einnehmendes, gegen jedermann leutseliges Wesen, mit der höchsten Kunst, Ehrfurcht einzufloßen, verbunden; dieß war es, was ihn in den Augen seines Volkes anfangs so zum großen, zum anbetenswürdigen Monarchen machte. Ludwig war fest überzeugt, daß das Volk des Königs wegen da sey, und daß er alles thun könne, was er wolle; daß Reichstände, Reichsversammlungen, und reichständische Rechte, strafbare Einschränkungen der königlichen Gewalt wären; daß die königliche Gnade über alle Vorzüge der Geburt und des Standes erhaben sey. Daher glaubten auch die Staatssecreteäre, meistens Noturiers, oder Männer bürgerlicher Abkunft, als die Vertrauten des Monarchen, den Personen vom vornehmsten Adel, ja wohl gar den Prinzen vom Hause, vorgehen zu dürfen, und schon die vertrautesten Kammer-

merdiener des Königs wurden von den vornehmsten Personen als ihres Gleichen behandelt.

Paris, wo die Bemühungen der Könige, eine despotische Gewalt zu erlangen, so manchemal in Kampf gerathen war, gab für Ludwig XIV so sehr einen Gegenstand seiner Abneigung ab, daß er seinen Wohnsitz von der Hauptstadt entfernte. Er schlug denselben endlich zu Versailles auf, das er, durch einen ungeheuren Aufwand von 300 Millionen Livres, in einen äußerst prächtigen Pallast verwandelte, an welchen sich in der Folge eine regelmäßig gebaute, schöne Stadt angeschlossen, deren Häuser den Personen des eben so zahlreichen als glänzenden Hofstaates zur Wohnung dienten. Alle Personen von Stande, deren Vermögensumstände es erlaubten, mußten, wenn sie dem Könige nicht unbekannt bleiben wollten, sich an den Hof begeben. Daher waren die vornehmsten und reichsten Familien in Paris und Versailles zusammengedrängt; daher fand man hier die Schulen der feinen Lebensart, aber auch des Sittenverderbnisses und des Luxus

rus, die Schuldenlast und Armuth erzeugten.

Das größte Beyspiel des Luxus gab Ludwig XIV selbst, der auf seine Schlösser und Gärten, auf seine Möbeln, seine Verzierung und sein Tafelgeschirr, auf seine Jagden, seine Livreen, seine Equipagen, seine Hoffeste, größere Summen verwendete, als die mächtigsten Könige von Europa jährliche Einkünfte hatten. Er fuhr zuerst in Wagen mit Spiegelgläsern, die auf Federn schwebten. Die Hoffeste während der ersten zehn Jahre seiner Regierung erregten mehr Bewunderung und Nachseiferungen, als alle seine nachmaligen Siege und Eroberungen. Aber auch in Ansehung der Hofetiquette wurde Ludwig XIV das Muster aller europäischen Höfe. Sehr erfinderisch in neuen Abtheilungen des Hofstaates, entfernte er doch allen Zwang, hob er allen Unterschied von Rang und Stand auf.

Aber nicht nur auf seinen Hof, sondern auch auf den Staat, hatten die Frauen einen entscheidenden Einfluß; die Frauen, die mehr

mehr durch ihren Geist als durch ihren Körper, weniger durch ihre Tugenden, als durch die Schwäche und Verdorbenheit der Männer, herrschten. Zu diesen herrschenden Frauen gehörten nun vorzüglich die Maitresses des Königs, die durch das böse Beyspiel, das sie dem Hofe und dem Volke gaben, durch den verderblichen Aufwand, den ihre Unterhaltung verursachte, durch die Prachtliebe und Verschwendung, die sie veranlaßten, durch die Begünstigung unwürdiger, und die Zurücksetzung verdienstvoller Männer, durch die Verwirrung, welche die Erhebung ihrer Kinder, in der Reichsverfassung verursachte, großen Schaden thaten. Unter diesen Maitresses war jedoch eigentlich nur Eine, deren Einfluß fortdauerete. Die anspruchslose, bescheidne, zärtliche Valiere war schon durch die Liebe des Monarchen glücklich genug; Madame de Fontanges, und die Prinzessin von Monaco, hatten zu wenig Verstand, auch lebten sie nicht lange genug, um sich recht geltend zu machen. Aber die eben so ehrfürchtige, als schöne Frau von Montespan hatte Geist und Glück genug, um Ludwig XIV wenigstens 10 Jahre lang zu leiten. Nur eine kurze Zeit vom Hofe

ents

entfernt, gelangte sie bald wieder zu ihrem vorigen Ansehn, wirkte sie, indem sie sich ganz unachtsam aufstellte, auf Ludwigs Entschlüssen so mächtig, daß alle Geschäfte der Männer und Hofleute ihr aufwarteten, daß Colbert vom Könige die Anweisung erhielt, alle ihre Wünsche zu befriedigen, daß selbst Louvois ihrem Willen schmeichelte. Sie war es auch, die den siegreichen König, der der Sehnsucht nach ihren Reizen nicht länger widerstehen konnte, vom Kriegstheater entfernte, auf welches ihn Louvois hingelockt hatte. Dieses Kriegstheater waren die zur spanischen Monarchie gehörenden Niederlande.

Sie:

Siebenter Abschnitt.

Ludwig XIV entreißt den Spaniern einen Theil der Niederlande. Von der Eroberung der übrigen hält ihn die Tripleallianz ab. Ludwigs glänzender Feldzug gegen Holland geht in einen allgemeinen Krieg über.

Philipp IV von Spanien, und seine Minister, schmeichelten sich, durch den pyrenäischen Frieden mit Frankreich wieder ausgesöhnt, mit der Hoffnung, Portugal, gegen welches sie nun ihre ganze Macht brauchen konnten, der spanischen Herrschaft wieder zu unterwerfen. Der Don Juan von Austria eroberte zwar (1661) einige Oerter; aber die Portugiesen widerh seinen überlegenen Armee so lange an, bis sie der Duc de Schomberg (ein deutscher Herr von Schönberg), der, mit

Mas

Mazarin's Erlaubniß, nebst 600 französischen Freywilligen, in Portugal geblieben war, in eine wohlorganisirte Verfassung gebracht hatte. Dieser, der freylich auch mit der Mißgunst und Bosheit der portugiesischen Minister einen harten Kampf bestand, ließ dem Don Juan (1662 und 1663) so viele Oerter wegnehmen, und der Stadt Lissabon so nahe kommen, daß man es bloß seiner allzugroßen Behutsamkeit zuschrieb, wenn er die Hauptstadt nicht mit dem Schwerdte eroberte. Aber Schomberg, der indessen durch einige englische Regimente, die König Karl II, der Gemahl der portugiesischen Infantin Katharine, nach Portugal geschickt hatte, verstärkt worden war, erfocht (1663 Jun.) bey Estremoz einen vollkommenen Sieg über denselben. Den Juan verlorh, außer den Gefangnen, über 3000 Mann. Philipp IV schloß hierauf mit der östreichischen Linie seines Hauses (Leopold heyrathete seine zweyte Tochter) eine neue Verbindung, um von derselben unterstützt zu werden. Allein die Portugiesen nahmen demungeachtet dem Don Juan fast alle seine Eroberungen wieder ab. Die über denselben unwilligen Minister (und doch war

es

es die Königin, die ihm Truppen, Geld und Lebensmittel entzog) vertauschten ihn gegen den Marquis von Caracena, den Statthalter der Niederlande. Dieser, der eine zahlreiche und wohl ausgerüstete Armee unter seinem Befehle hatte, hoffte Lissabon in Einem Feldzuge zu erobern; aber er ließ sich (1665 am 17ten Jun.) bey Montes Claros so entscheidend schlagen, daß er 8000 Mann verlor. Der sonst sehr gleichmüthige Philipp IV ließ den Bericht von dieser unglücklichen Schlacht aus der Hand fallen, und sank: „es ist Gotteswille!“ sagend, in Ohnmacht. Spanien machte nun weiter keinen Versuch, Portugal wieder zu erobern. Aber Philipp IV starb auch schon drey Monathe hernach (am 17. Sept.) Er war ein vorzüglichster Verehrer der schönen Künste, und er liebte unter andern die Dichtkunst so sehr, daß er selbst ein Trauerspiel verfertigte. Sein Minister Haro war schon 4 Jahre vorher (1661) gestorben.

Philipp IV, hatte mit seiner zweyten Gemahlin, Marie Anne, der Tochter Kaiser Ferdinands III, einen Sohn, Karl II, gezeugt,

zeugt, der (geb. 1661 Oct.) bey dem Tode seines Vaters, das vierte Jahr noch nicht zurückgelegt hatte, und daher unter der Vormundschaft seiner Mutter stand, welcher der Staatsrath beigeordnet war. Ihr Stiefsohn, Don Juan von Austria, war, auf ihren Antrieb, von dem Vater von der Theilnahme an der vormundtschaftlichen Regierung ausgeschlossen worden. Um so bedeutender war der Einfluß des deutschen Jesuiten Neidhard, ihres Beichtvaters und Günstlings, eines Mannes, dessen Denkart eben so niedrig, als seine Herkunft, war, unter dessen Ministerium Spaniens Macht immer tiefer sank.

Dieser ohnmächtigen Zustand Spaniens benutzte nur der länderflüchtige Ludwig XIV, um einen großen Theil der spanischen Niederlande mit den übrigen Ländern seiner Monarchie zu vereinigen. Seine Gemahlin Marie Theresie, Karls II Stiefschwester, hatte zwar allen Rechten auf die väterlichen Länder entsagt; aber man fand jetzt allerley Entschuldigungen, um sich an diese Entsagung nicht binden zu dürfen. Sie stände erfüllt, wie

wie es hieß, mit dem Naturrechte im Widerspruche; die Infantin wäre, als sie dieselbe geleistet hätte, noch minderjährig gewesen; ihre Entsagung könne ihren Kindern nicht zum Nachtheile gereichen; sodenn wären die 500000 Goldkronen, die die Mitglie der Marie Theresie ausmachten, nicht zur bestimmten Zeit ausgezahlt worden; auch hätten weder der König noch die Königin von Spanien die Entsagung bekräftigt; endlich wäre ein niederländisches Gesetz vorhanden, nach welchem, auf die Kinder der ersten Ehe, das Eigenthum, welches ihre Eltern damahls besaßen hätten, forterbte. An Gründen fehlte es also Ludwig XIV nicht, die Niederlande in Anspruch zu nehmen, und als man ihn zu Madrid nicht anerkennen wollte, so wurde er durch die Gewalt der Waffen geltend gemacht. Ludwig benutzte die Verbindung mit den vereinigten Niederlanden gegen England *), um in Holland wohlfeile Schiffe zu bauen, und Schiffsbedürfnisse, als Pulver, Masten und Taue, anzuschaffen. Die Hol-

länder

*) Oben S. 76.

länder merkten aber nicht nur diese Absicht, sondern sie erriethen auch die Bestimmung seiner gegen die spanischen Niederlande gerichteten Kriegsrüstungen, und dieß war eine von den Hauptursachen, die sie zur Wiederausöhnung mit England bewog.

Noch vor der Unterzeichnung des Friedens zu Breda (1667 Jul.) rückte Ludwigs XIV Armee in die spanischen Niederlande ein. Die Hauptarmee, unter dem Marschall Turenne, bey welcher sich Ludwig selbst befand, nahm den geradesten Weg, während daß 15000 Mann in die Gegend von Dänkirchen, und 8000 in das Luxemburgsche, einkrückten. Für 58000 Mann französische Truppen waren die so schlecht vertheidigten spanischen Niederlande eine leichte Eroberung. Louvois hatte die furchtbarsten Zurüstungen gemacht. Magazine von Kriegsbedürfnissen, wie sie dieser Minister anschaffte, waren bisher noch gar nicht gewöhnlich gewesen. Und nun die strenge Kriegszucht, welcher die Officiere unterworfen waren, und die Gegenwart eines jungen, geliebten Königes. Wenn der spanische Statthalter,

der

der Marquis von Castell; Rodrigo, auch in einem bessern Verteidigungszustande sich befunden hätte, so würde er der eindringenden Macht des französischen Monarchen doch schwerlich haben widerstehen können. Er verließ Charleroy, dessen Festungswerke noch nicht vollendet waren, und Ludwig zog nun daselbst eben so ruhig, als in Paris, ein. Andre Festungen ergaben sich nach wenigen Tagen, oder Stunden. Die große Stadt Nyssel wurde von 2000 Mann nicht länger, als 9 Tage vertheidigt. In Zeit von 12 Wochen (1. Jun. : 27. Aug.) befanden sich elf niederländische Festungen in französischer Gewalt, und Vauban, den Louvois hinlänglich mit Geld unterstützte, versetzte sie bald in einen kläglichen Zustand. Vergebens bemüheten sich die Generalstaaten, zwischen Frankreich und Spanien einen Vergleich zu vermitteln, der die gefährliche Nachbarschaft des erstern noch möglichst weit von ihren Gränzen entfernen möchte; allein Ludwig XIV verlangte zu viel. Er leitete die Generalstaaten auf die Nothwendigkeit einer Verbindung mit England, Schweden und einigen deutschen Fürsten, um der Ausdehnung der französischen Macht

Macht nachdrücklich entgegenarbeiten zu können. So entstand (1668 Jan.) die Triple Allianz (das dreyfache Bündniß) an welcher Karl II, durch Wilhelm Temple, Johann de Witts Freund, bewogen, Theil nahm. Ungeachtet dieses Bündniß die Absicht hatte, den von Frankreich bedrängten Spaniern beizustehen, so rückte (im Febr.) Ludwig, gar nicht darauf achtend, in die Grafschaft Burgund Franche; Comté, ein. Die Eroberung des schönen Landes, welches eine Republik vorstellen wollte, und eben daher von Partheyen zerrüttet wurde, erleichterte der Abt von Walteville, den man zu einträglichen Pfründen Hoffnung machte, und der Generalgouverneur, den man durch Geschenke verblendete. In Zeit von zwey Wochen war alles erobert. Jetzt bedrohte man auch die Stadt Brüssel mit einer Belagerung. Die Gefahr, die Hauptstadt der Niederlande zu verlieren, bestimmte die spanische Regierung, sich zu einem Vergleiche bereit zu zeigen. Ludwig gab nun auch etwas mehr nach, weil 6000 Holländer zu den Spaniern zu stoßen im Begriffe waren, weil eine holländische Flotte auslief. Dies beförderte (2. May) den

den Frieden zu Aachen. Frankreich gab die Grafschaft Burgund wieder zurück; dagegen behielt es 11 an sein Gebiet gränzende niederländische Festungen, als Charleroy, Ath, Douay, Dornik, Oudenarde, Nyssel u. a. m. So gründete es seine Eroberung der sämtlichen Niederlande, die es aber erst 120 Jahre später vollendete.

Ludwig XIV empfand über die Generalsstaaten, die seinen Eroberungen Schranken setzten, einen sehr lebhaften Aerger. Diesen Aerger vermehrte noch die Aufschrift einer Gedächtnismünze, welche die Holländer auf den bredaischen und aachenschen Frieden prägen ließen. Sie rühmten sich in derselben Königen Beystand geleistet, sie beschützt, sie versöhnt, die Freyheit des Meeres behauptet, und die Ruhe von Europa wieder hergestellt zu haben. Dieser übermüthige Ton mißfiel eben sowohl in England, als in Frankreich. Ludwig XIV, dessen Stolz empfindlich gekränkt war, beschloß in der Stille den Untergang des Freystaates, der seinen Entwürfen so kühn entgegen arbeitete. Um ihn desto leichter vernichten zu können, arbeitete

beitete er an der Vergrößerung seiner Seemacht, und an der vollkommnern Einrichtung seiner Landarmee. Dieß veranlaßte einen ungeheuren Aufwand, der, in Verbindung mit den großen Summen, die Ludwigs Lustbarkeiten und Vergnügungen, die Versailles und andre Gebäude, kosteten, die Staatscasse so erschöpfte, daß, sie wieder zu füllen, Colberts Erfindungsgeist kaum hinreichte. Dieser zog unter andern dem Adel eine scharfe Untersuchung seiner Vorrechte zu, die, wenn der Mangel der Urkunden nicht durch Geld gut gemacht wurde, ihm seine Vorrechte kosteten. An die Stelle armer Edelleute traten nun reiche Bürgerliche.

Ludwig dachte aber nicht allein auf Geld, auf eine Flotte und Armee; er bemühte sich nicht allein, Bundesgenossen zu bekommen, unter welchen sich (seit 1669 Febr.) der Kurfürst von Cöln befand; er arbeitete auch daran, die Triple Alliance zur Auflösung zu bringen, und vornehmlich England auf seine Seite zu ziehen. Ludwig nahm (1670), um seinen Plan zu verbergen, eine Reise nach den Eroberungen in den Niederlanden vor. Seine Reise glich dem Zuge eines orientalischen

schen Monarchen. Umringt von 30000 Mann, die theils zu Besatzungen, theils zu Arbeiten an den Festungswerken, und den Landstraßen, bestimmt waren, folgten ihm die Königin, alle Prinzessinnen, und die schönsten Damen des Hofes, nach. Das Entzücken über den herrlichen Aufzug vergrößerte noch die Freygebigkeit, von welcher der angebethete König überall Beweise gab. Unter den Prinzessinnen, die ihn begleiteten, befand sich auch seine Schwägerin, die Herzogin von Orleans. Diese bekam gleichsam erst jetzt den Einfall, ihren Bruder in England zu besuchen. Zu ihrem Gefolge gehörte die lebenswürdige Keroual. Was ihre Vorstellungen nicht vermochten, das bewirkten die Reize des schönen Mädchens, und der schwache Karl II vergaß darüber die Politik so sehr, daß er sich mit dem mächtigen Frankreich gegen Holland vereinigte. Die Urheberin dieser Verbindung starb nicht lange hernach, vielleicht von ihrem eifersüchtigen Gemahl vergiftet.

Ludwig XIV schickte aber, ehe er das Gewitter gegen Holland losbrechen ließ, den General Cregui (1670 Sept.) ganz unver-

mutet

mutet mit einer Armee nach Lothringen, welche, in weniger als 1 Monath, das ganze Land in Besitz nahm. Kaum gelang es dem Herzoge, sich durch die Flucht zu retten. Man beschuldigte ihn eines Einverständnisses mit Spanien.

Eben so leicht fand Ludwig einen Vorwand zum Kriege mit Holland. Frankreich hatte die holländischen Waaren theils verboten, theils mit drückenden Abgaben belegt. Die Generalstaaten beschwerten dagegen die Einfuhre der französischen Liqueurs, und verschiedener Zeuge, mit einer Abgabe, die zum Theil 50 Procent betrug. Auf das Salz wurden gar 200 Procent gelegt. Ludwig nahm nun auch die niederländischen Waaren von seinem strengen Verbothe nicht aus. Die Holländer, die sich also auch hier eingeschränkt sahen, vermehrten die Abgaben von französischen Waaren. Ludwig nahm es der Republik aber sehr übel.

Diese Republik wurde durch ihre damalige Lage in eine sehr bedeutende Noth versetzt. England war ihr bereits untreu geworden, und Schweden ließ sich nun gleichfalls zu einer Verbindung mit Frankreich

verleiten. Der in Ungern mit den Türken schon hinlänglich beschäftigte Kaiser sah den Stolz der Holländer nicht ungern gedemüthigt. Eöln, dessen Kurfürst Frankreichs Bundesgenosß wurde, räumte seine Festungen Meuß und Kaiserswerth zu Magazinen ein. Der Bischof von Münster war schon lange ein Anhänger von Frankreich. Der Herzog von Braunschweig; Lüneburg erlaubte wenigstens den Franzosen, in seinem Lande Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse zu kaufen. In dieser schlimmen Lage, konnte Holland allein auf den Beystand des Kurfürsten von Brandenburg rechnen. Friedrich Wilhelm der Große, der die 6000 Soldaten, die ihm sein Vater hinterließ, bis auf 28000 Mann vermehrte, machte sich (1672 April) verbindlich, der Republik, für die Hälfte der Kosten, 12000 zu Fuß, und 8000 zu Pferde, zu stellen. So ansehnlich dieser Beystand war, so wenig konnte er, der großen Macht des Königs von Frankreich gegen über, hinlänglich scheinen. Alle eignen Truppen, die die Holländer in das Feld stellen konnten, beliefen sich etwa auf 20000 Mann, und ihre Flotte stand mit der vereinigten Seemacht Frank:

Frankreichs und Englands zu sehr im Mißverhältnissen. Die Generalstaaten suchten daher durch ein in sehr demüthigen Ausdrücken abgefaßtes Schreiben an Ludwig XIV den Ausbruch des Ungewitters noch abzuwenden. Aber schriftliche Demuth konnte den stolzen Ludwig von seinem Vorsatze, an dem Staate der vereinigten Niederlande eine recht in die Augen fallende Rache auszuüben, nicht entfernen.

So große Anstalten zu einem Feldzuge hatte Frankreich noch nie gemacht. Die Zahl seiner Landtruppen belief sich auf 170,000 Mann. Eöln und Münster stellten 20000. Pouvois, der sich durch diesen Krieg einen großen Ruhm erwerben wollte, bewies sich äusserst thätig, und widmete diesem Feldzuge 50 Millionen Livres damaligen Geldes. Aber eine prächtigere, regelmäßiger gekleidete und ausgerüstete Armee war auch noch nie in Europa gesehen worden. Einen herrlichen Anblick gewährte besonders die königliche Hausgarde (la maison du Roi); vier Compagnien Garde zu Pferde, jede von 300 Edelleuten, fast ganz mit Gold und Silber bedeckt. Mehrere Regimenter führten jetzt die

die Bajonette, die man sonst auf die Piken gesteckt hatte, auf den Gewehren. Bey dieser Armee kamen auch zuerst Pontons von Kupferblech vor. Oberbefehlshaber der Hauptarmee waren der Herzog von Orleans, und der Vicomte von Turenne, als Generalfeldmarschall. Conde hatte eine zweyte Armee unter seinem Befehle, und Chamillei commandirte ein Heer von leichten Truppen. D'Estrees, Viceadmiral von Frankreich, führte über die Flotte den Befehl, und mit 100 englischen Kriegsschiffen vereinigten sich 30 französische. Um die Thaten, die man sich von dieser großen Macht versprach, zu erzählen, wohnt Pelisson dem Feldzuge als Geschichtschreiber bey.

Die Hauptarmee zog sich (1672 April) bey Charleroy zusammen. Ludwig selbst und Turenne rückten mit derselben vor Maftricht. Diese Festung wurde jedoch von 10000 Mann vertheidigt. Turenne rieth daher, die Belagerung derselben bis auf eine andre Zeit zu ersparen, und gerade zu in die Mitte der Republik einzudringen. Die Festungen waren vernachlässigt, und da nun während der
Zeit,

Zeit, daß die Franzosen von Süden anrückten die kölnischen und münsterischen Truppen, von Osten her, in Obernassel und Zutphen einbrachen, so wurde der Schrecken bald so allgemein, daß man, die Uebergabe einer Festung zu beschleunigen, nur selten Befestigung nöthig hatte. Das kleine Heer, das der bedrängten Republik, außer den Besatzungen, noch übrig blieb, stand, unter dem Befehle des Prinzen von Oranien, bey Arnheim an der Yssel, verschanzt. Aber der Rhein hatte (im Jun.) kein tiefes Wasser, und die niederländischen Bauern dachten so wenig patriotisch, daß sie die Franzosen mit den feuchten Stellen bekannt machten. Ihr Uebergang bey Tolhuis gelang ihnen daher ohne Mühe. Einige hundert Reiter, und 2 schwache mit kleinen Kanonen versehene Regimenter Infanterie, die ihn verwehren sollten, wurden bald zurückgetrieben. Dies war nun der von den Franzosen so laut gepriesene Uebergang über den Rhein. Der Prinz von Oranien zog sich nach Utrecht zurück. Von seinem klugen Entschlusse, diese Stadt zu vertheidigen, hielt ihn ein Befehl der Generalstaaten zurück. Die Franzosen besetzten

ten nun, ausser Utrecht, auch Naarden, Woerden, Oudewater. Sie näherten sich der Hauptstadt Amsterdam, immer mehr. Ein Corps von 6000 Reitern hielt der Prinz von Condé hinlänglich, sich derselben in der Geschwindigkeit zu bemächtigen. Aber dem wüthiger raschen Turenne schien diese Unternehmung zu gefährlich. Indessen war in Amsterdam die Angst schon so groß, daß die vornehmen und reichen Familien bereits Anstalten machten, sich und ihre Schätze nach Batavia zu versetzen, daß man den so unaufhaltjam vordringenden Franzosen schon die Thorschlüssel entgegen schicken wollte. Die vornehmsten Magistratspersonen zogen aber das Rettungsmittel der Ueberschwemmung vor.

Drey Meilen von Amsterdam befindet sich Munden durch dessen Schleusen man die ganze Gegend der Hauptstadt in einen See verwandeln kann. Fünf französische Dragoner forderten den Ort zur Uebergabe auf. Man brachte ihnen die Schlüssel, und — sie warfen sie in den Stadtgraben. Als endlich die Franzosen, die Wichtigkeit des

Ortes

Ortes einsehend, ihn besetzen wollten, kam ihnen der Prinz von Oranien zuvor, und — Amsterdam war gerettet. In der Provinz Holland konnten nun, durch die Ueberschwemmungen abgehalten, die Franzosen nicht weiter vordringen; dagegen nahmen sie Nimwegen und Herzogenbusch in Besitz.

Auch zur See war der Angriff der vereinigten Franzosen und Engländer nicht so wirksam, als man ihn befürchtet hatte. Der englische Admiral Holmes griff zwar, noch vor der Kriegserklärung, die holländische Smyrnaflotte von 70 Schiffen, mit einem Waarenwerthe von anderthalb Millionen Gulden, an. Die Befehlshaber der Holländer bewiesen aber soviel Klugheit, daß sie nicht mehr, als 1 Kriegsschiff, und 3 bis 4 von ihren unbeträchtlichsten Handelschiffen verlohren. Nun erschien die große Flotte der Holländer von 134 Schiffen, über welche Ruyster die Aufsicht führte, in der See. Cornelius de Wit begleitete sie als Deputy der Generalsstaaten. Der englische Großadmiral, der Herzog von York, hatte sich mit dem Herzog d'Errees, dem Vice-Marschall

schall

schaft von Frankreich vereinigt. Ihre Flotte bestand aus 101 Kriegsschiffe. Ruyster übersprach sie bey Solebay (1672 am 28 März) so glücklich, daß nur Sandwichs, des erfahrenen Befehlshabers des Bordertreffens, Tapferkeit den Oberadmiralen Zeit verschaffte, aus der gefährlichen Stellung sich herauszuziehen, und dem Schicksale, ihre Flotten verbrennt zu sehen, zu entweichen. Der brave Sandwich ward ein Opfer seines Heldenthums. Als nach manchem Siege, auf seinem Schiffe von 1000 Mann 600 getödtet auf dem Verdecke lagen, feuerte er, von den Feinden umringt, seine noch übrigen Kanonen unaufhörlich ab, bis ein feindlicher Brand an sein fast zertrümmertes Schiff sich so fest anlegte, daß dessen Untergang unvermeidlich war, und Sandwich flog mit demselben in die Luft. Die Franzosen, die eigentlich nur die Zuschauer abgegeben hatten, blühten sehr wenig ein. Im folgenden Jahre (1673) suchten die vereinigten Flotten die holländische bey dem Sandbänken von Schontsvelt auf, um, nach einem entscheidenden Siege über dieselbe, eine glückliche Landung vorzunehmen. Aber zwey Treffen (am 28. März

März und 4. Jun.) brachten sie ihrer Absicht nicht näher. Die Engländer fochten, weil ihnen die Verbindung mit den Franzosen unangenehm war, nicht mit ihrem gewöhnlichen Eifer, und der Prinz Robert stimmte mit den Planen des Hofes überein.

Die Engländer wollten endlich auf der Insel Texel landen. Aber die Ebbe dauerte gerade noch einmahl so lang, als sonst und als die Fluth sich wieder einstellte, trieb ein heftiger Sturm die englische Flotte wieder in die See zurück. Indessen gewann Ruyster Zeit, zur Vertheidigung der Küsten Anstalten zu machen. So vereinigten sich Wasser und Wind, die Elemente, auf deren Behandlung sich die Holländer so gut verstanden, die Rettung derselben zu bewirken.

Der glänzende Feldzug Ludwigs XIV hatte nun sein Ende erreicht. Entweder durch die Zwistigkeiten der Maitressen zurückzuziehen, oder des Kriegsgemachs und des Kriegsgerümmels überdrüssig, oder nach dem schmeichlerischen Triumphgepränge, das ihn erwartete, sich sehnd, eilte Ludwig, seine Armee in Holland verlassend, nach Paris zurück

zurück. „Der König“ sagte der darüber unwillige Conde „hat nicht den Geist eines Weleroberers, und seine Minister sind weiter nichts, als gute Schreiber.“ Ludwig mußte die niederländische Republik durch Ueberraschung vernichten. Da ihm dieses nicht gelang so sah er seinen Plan vereitelt. Die Gefahr der Holländer hatte in dem ganzen übrigen Europa eine lebhafte Besorgniß erregt. Nicht allein der Kurfürst von Brandenburg schickte seine Hülfsstruppen; auch der König von Spanien, und sein Vetter, der Kaiser Leopold, für die es äußerst wichtig war, Frankreichs Macht nicht noch größer werden zu lassen, setzten Kriegsvolk in Bewegung, um die Holländer retten zu helfen. Mit einem Theile der französischen Armee, die an so viele Festungen Besatzungen hatte abgeben müssen, rückte Turrenne (deren Regenten eine besondre Verbindung geschlossen hatten), (im Sept.) den Kaiserlichen und Brandenburgern, entgegen. Oberbefehlshaber in Holland wurde nun der Marschall von Luxemburg, der jetzt alle Klugheit anwenden mußte, um dem Vordringen des Prinzen von Oranien Schranken zu setzen.

Luxemb.

Luxemburg rechnete, zu einem Einfalle in die Provinz Holland, auf den Frost. Seine Truppen sollten über das Eis, das derselbe bilden würde, in Schlittschuhen nach Leiden und Haag gehen. Der Marsch wurde (17. Dec.) um Mitternacht wirklich angetreten obgleich ein starker Thauwind sich erhob. Als der Tag angebrochen war, machte man bey zwey Dörfern Halt. Um sich für die, ausgestandenen Mühseeligkeiten gleichsam schadlos zu halten, erlaubten sich die französischen Soldaten den schrecklichsten Muthwillen. Indessen verwandelte der Thauwind das Eis in Wasser. Die französische Armee mußte nun ihren Rückzug auf zwey Steinvegen antreten. Jetzt hätten sie zwey holländische Regimenter, welche die Brückverbrügge besetzt, hielten, ganz vernichten können; aber der Commandant hatte so wenig Muth, daß er sich entfernte. Den Aerger, den Luxemburg über die fehlgeschlagene Unternehmung empfand, ließ er die Bewohner der Provinz Utrecht entgelten. Um so mehr lothten nun die übrigen Provinzen alle ihre Kräfte auf, um sich der französischen Unterjochung zu erwehren.

Ludwig XIV suchte, (1673) durch seine schlaun Unterhandlungen, alle Mächte in Europa für seine Sache einzunehmen. Unter andern bemühte er sich, die deutschen Reichsfürsten von der Unterstützung des Kaisers abzuhalten. Dem Könige von England gab er vieles Geld, damit er auch fernerhin seine Flotte gegen Holland in die See schicken möchte. Schweden übernahm die Beförderung der Friedensunterhandlungen, die zu Eöln eröffnet wurden, und die Johann de Wit in der eigennützigen Absicht, den Prinzen von Oranien nicht als Feldherrn glänzen zu lassen, eifrig betrieb. Seine Gesandten, die er deswegen nach Paris schickte, wurden vom Louvois mit seinem gewöhnlichen Stolz, und mit beißenden Spötereyen, empfangen. Die Generalstaaten sollten den Franzosen alles, was sie erobert hatten, ablaufen, sollten ihnen noch überdieß die Kriegskosten vergüten. De Wit both ihm zuletzt 10 Millionen, nebst allen Generalitätslanden, an. Louvois verlangte aber alles, was die vereinigten Niederlande ausser den eigentlichen Provinzen ihrer Republik besaßen; er verlangte überdieß noch

24 Millionen Kriegskosten, und eine jährliche Dankagungsgesandtschaft. Die Holländer wollten, ehe sie diesen höchstschimpflichen Bedingungen sich unterwürfen, lieber alle ihre europäischen Länder dem Meere, dem sie eigentlich geraubt sind, zurückgeben, und ihre Republik nach Ostindien versetzen. Aber dem Johann de Wit lag doch gar zuviel an der Wiederherstellung des Friedens. Der Kurfürst von Brandenburg, und der kaiserliche General Montecucculi sollten, wie er hoffte, den Gang der Eölnischen Friedensunterhandlungen beschleunigen. Allein der kaiserliche Feldherr hatte von dem Hofkriegsrathe, den der mit Frankreich einverständne Minister Lobkowitz lenkte, den ausdrücklichen Befehl, sich nur auf Vertheidigung einzuschränken, und die Vereinigung mit dem Kurfürsten zu vermeiden. Friedrich Wilhelm wollte (im Sept.), durch Westphalen, geradezu gegen die französische Armee unter Turenne anrücken; Montecucculi aber bestand erst auf dem Uebergange über den Rhein und die Mosel, und, als der Plan zur Ausführung kommen sollte, wollte er, ungeachtet die Zahl der vereinigten Truppen sich auf

auf 40000 belief, nicht einmahl über den Rheln gehen. Nun gieng der Marsch nach Westphalen. Ueber dem Herumziehen auf schlimmen Wegen verstrich die Zeit, und die Kräfte des Kriegsvolkes verzehrten sich ungenutzt. Friedrich Wilhelm hatte nun das Mißvergnügen, sein schönes Heer vernichtet, und die Franzosen in seinem westphälischen Lande zu sehen. Auch versagten ihm die Holländer die Subsidien, weil er ihnen nicht zur versprochenen Zeit zu Hülfe gekommen war. Er mußte sich daher entschließen, zu Vossien in Brabant, mit Frankreich Frieden zu machen. Er räumte den Franzosen Wesel und Nees bis zum Frieden mit Holland ein, und machte sich zugleich verbindlich, den Feinden Frankreichs so lange nicht beizustehen, als es mit seinen Pflichten eines Reichsfürsten nicht im Widerspruche stände. Die Unterhandlungen zu Eöln wurden abgebrochen, weil der Kaiser den Fürsten von Fürstenberg, der den Kurfürsten von Eöln die Verbindung mit Frankreich angerathen hatte, in Verhaft nehmen ließ.

Die Kriegsrüstungen wurden also (1674) mit verstärktem Eifer betrieben. Die Hol-
länder

länder rüsteten eine mächtige Flotte aus. Sie schlossen mit Dänemark, Lothringen, dem Kaiser und Spanien, ein Schutzbündniß. Mit den beyden letztern vereinigte sich der Herzog von Braunschweig Lüneburg. Die deutsche Reichsversammlung beschloß (1674. Jan.) einen Reichskrieg gegen Frankreich. Eöln und Münster machten nun mit Holland Frieden. Auch Karl II von Großbritannien verglich sich (28. Febr.) mit Holland, weil das Unterhaus zu dem der Nation verhassten Kriege kein Geld mehr bewilligen wollte, weil Spanien mit einer Kriegserklärung drohete. Die Holländer räumten den Engländern die Ehre der Flagge ganz vollständig ein. In dessen blieben doch 10000 Engländer, die auf dem festen Lande den Franzosen wichtige Dienste gethan hatten, noch immer daselbst zurück, weil Ludwig Karl jährlich 1 oder 2 Millionen Livres zahlte. Die Gefahr, die diese den Holländern bringen konnten, überwog aber gar sehr der neue Veystand dem Kurfürsten von Brandenburg. Dieser stellte jetzt nicht allein sein Reichscontingent, sondern noch 16000 Mann, die Holland und Spanien bezahlten. Die Franzosen mußten
Galletti Weltg. 13r Th. N nun

nun alle ihre Eroberungen auf dem holländischen Gebiete, Maastricht und Grave ausgenommen, wieder verlassen, und die Republik der vereinigten Niederlande sah diesen Krieg, der ihr den Untergang drohete, von ihren Gränzen entfernt. Dieses Glück verdankte sie zum Theil der Wiederherstellung der Statthalterwürde.

Achter Abschnitt.

Die Statthalterwürde der vereinigten Niederlande wird wieder hergestellt. Schreckliche Ermordung der Brüder de Wit. Der Prinz von Oranien wird Erbstatthalter. Das deutsche Reich nimmt an dem Kriege gegen Frankreich Antheil. Ueberlegenheit der Franzosen. Friede zu Nimwegen.

Holland war, während der Zeit, daß es zu Lande sich in Bedrängniß befand, in der Ausbreitung seines Handels, und seiner Besitzungen in andern Erdtheilen, desto glücklicher. Die letztern hatte es auf Kosten der Portugiesen sehr ansehnlich vermehrt. Die Holländer hatten denselben (1641) die große und reiche Stadt Malacca, auf der mittlern Halbinsel Hinterindiens, weggenommen. Diesen Eroberungen bestimmte zwar ein in

N 2 eben

eben diesem Jahre mit dem neuen Könige von Portugal geschlossener zehnjähriger Waffenstillstand; ihr Ende aber als derselbe verstrichen war, entrißten die Holländer den Portugiesen (1656) die Stadt Colombo, die einzige Stadt, die sie noch auf der Insel Ceylon besaßen. Sie bemächtigten sich auch (1663) ihrer keyz den Festungen Cochin und Cannanor, auf der Küste Malabar. Durch diese Eroberungen erweiterte sich der Umfang der ostindischen Handelsgesellschaft außerordentlich. Die Holländer versorgten fast alle europäische Nationen mit ostindischen Waaren. Sie machten in Spanien, in Portugal, in Frankreich, und in der Levante, die bedeutendsten Handelsgeschäfte. Sie führten den Völkern an der Ostsee so viele Waaren zu, daß sie nur allein mit der Fracht jährlich 3,600,000 Gulden verdient haben sollen. Aber man trug für die Erhaltung dieses einträglichen Handels auch so lebhaft Sorge, daß man (1657) dem von Schweden bedrängten Dänemark, mit großen Kosten, bloß deswegen Beystand leistete, damit die dem Handel gefährliche Vereinigung der drey nordischen Reiche verhindert werden möchte.

In

In Amerika gelang den Holländern ihre Absicht, die Zahl der Niederlassungen zu vermehren, weniger. Weil sie ihre Eroberungen in Brasilien nicht behaupten konnten, so verglichen sie sich (1660) deswegen mit dem Könige von Portugal. Dieser kaufte ihnen ihre Ansprüche für 4 Millionen Crusaden (jeden zu 2 holländischen Gulden) entweder in baarem Gelde, oder in Waaren, ab; auch sollten sie mit allerley Waaren, und selbst mit Kriegsbedürfnissen, einen ganz freyen Handel führen dürfen. Zwar dauerten, weil dieser Vergleich nicht bestätigt wurde, die Handel zwischen Holland und Portugal bis zum Jahre 1669 fort; aber die westindische Handelsgesellschaft kam demungeachtet so wenig empor, daß sie sich eine Schuldenlast von 6 Millionen Gulden zuzog. Als daher ihr Privilegium (1671) zu Ende war, fand man die Erneuerung desselben bedenklich. Vielmehr errichtete man zwey Jahre hernach (1673) eine neue, die auf 25 Jahre das Vorrecht erhielt, auf der afrikanischen Küste, vom Wendecirkel des Krebses, bis zum 30ten Grad südlicher Breite, einen ausschließlichen Handel treiben zu dürfen.

Diese

Diese Ausbreitung des holländischen Handels war ein Verdienst, das sich das damalige Oberhaupt der Republik, Johann de Wit, erwarb. Aber er gewann demungeachtet nicht die Liebe und das Vertrauen der Nation. Diese entzog ihm nun völlig die Sicherheit, die er und seine Parthey bey den französischen Kriegsrüstungen bewies, entzogen ihnen die wenigen Anstalten, die sie dem mächtigen Angriffe Ludwigs XIV entgegensetzten. Sie blieben, weil de Wit auf Frankreichs Freundschaft rechnete, lange bey dem Wahne, daß die französischen Kriegsrüstungen gegen die spanischen Niederlande gerichtet wären. Ernstliche Anstalten zu einem Landkriege waren ihnen aber schon deswegen unangenehm, weil sie auf die Nothwendigkeit eines Oberbefehlshabers leiteten. Seit dem Ende der Statthalterwürde hing die Vergebung der Kriegsämtel von den besondern Staaten, das heißt, größtentheils von den Bürgermeistern und Obrigkeiten der Städte, ab, die ihre Verwandten zu Officieren machten, die die Aufsicht über die Festungen und Land- Truppen vernachlässigten, um dem eifersüchtigen England eine desto größ-

größere Flotte entgegen zu stellen. Die Vernachlässigung der Landarmee schien aber den Ständen der meisten Provinzen, und besonders denen, die zu den Anhängern des oranischen Hauses gehörten, so bedenklich, daß sie für des Prinzen Ernennung zum General: Capitain stimmten. Die Staaten von Holland, seine Vormünder, die de Wit leitete, hatten ihm Aufseher gegeben, die alle seine Handlungen genau beobachten sollten. Aber der Prinz benutzte (1668) die Abwesenheit seines Oberhofmeisters Gent, um nach Seeland, der ihm am meisten ergebenen Provinz, zu reisen. Man nahm ihn daselbst mit großer Freude auf, und ernannte ihn zum ersten Edlen des Landes. Er erhielt endlich (1669 Dec.) auch eine Stelle im Staatsrathe. Als hierauf die Nothwendigkeit, die Landtruppen zu vermehren, immer mehr einleuchtete, erklärten die meisten Provinzen, daß sie die Werbung nicht eher gestatten würden, als wenn der Prinz zum General: Capitain ernannt worden wäre. De Wit mußte endlich nachgeben; doch suchte er die Gewalt desselben allen möglichen Einschränkungen zu unterwerfen.

De Wits Bemühungen, den Prinzen von Oranien von der Statthalterwürde zu entfernen, wurden aber durch das glückliche Vordringen der Franzosen in das Gebieth der Republik ganz vereitelt. Als Geldern, Utrecht und Overijssel (1672) schon ganz von ihnen besetzt waren, und Gröningen, Friesland und Holland sich auch schon in der größten Gefahr befanden, so daß nur die seeländischen Inseln von den Angriffen der Franzosen frey geblieben; da benutzte die oranische Parthey diese Noth der Republik, um die Wiederherstellung der Statthalterwürde durchzusetzen. Die gemeinen Leute sprachen laut von Verrätherey, von einem Einverständnisse zwischen den jetzigen Oberhäuptern des Staates und Frankreich. Die Prediger trugen durch ihre Kanzelreden zur Erhitzung der Köpfe das meiste bey. De Wit wurde der Gegenstand des allgemeinen Hasses. Er gerieth sogar in die Gefahr, ermordet zu werden. Als er (1672 am 21. Jun.) in der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr, aus der Versammlung der Staaten von Holland, von einem Bedienten mit der Fackel begleitet, nach Hause gehen wollte, wurde er von 4 Männern

Mannspersonen, von welchen einer die Fackel auslöschte, mit bloßen Degen angefallen. Einen Hieb in den Hals, und verschiedene Stiche in den Leib empfangend, stürzte er nieder, und beschädigte sich noch stark am Kopfe. Die Thäter, die ihn getödtet glaubten, eilten davon; aber einer derselben, de Graaf wurde erwischt, und de Wit ließ ihn, aller Vorstellungen ungeachtet, und obgleich seine Wunden nicht einmahl gefährlich waren, hinrichten. Ein Prediger erhob denselben zum Märtyrer, und die Erbitterung gegen de Wit wurde um so größer. Auch sein Bruder, Cornelius, der Altbürgermeister zu Dordrecht, befand sich in der Gefahr, ermordet zu werden.

Während der Zeit, daß Johann de Wit seiner Wunden wegen, zu Hause bleiben mußte, führte die oranische Parthey ihren Plan, die Statthalterwürde wieder herzustellen, glücklich aus. In den Städten von Holland und Seeland kufferten sich gewaltsame Bewegungen, hörte man den lauten Ausruf: „es lebe der Prinz von Oranien, und der Teufel hole die de Wite!“ Auf den

den Thürmen weheten Orangefahnen. Der Prinz wurde aus dem Lager herbeygerufen. Man ernannte ihn (2. und 3. Jul.) zu Vordrucht zum Statthalter von Holland. Cornelius de Wit wurde gezwungen, seine Ernennung zu unterschreiben. Am eben dem Tage erkannte man seine Statthalterschaft auch zu Rotterdam an. Amsterdam folgte diesem Beispiele freywillig. Das ewige Edikt wurde nun wieder aufgehoben, und der Prinz Wilhelm von Oranien war, obgleich an den gesetzmäßigen 22 Jahren noch vier Monate fehlten, Statthalter der Provinzen Holland und Seeland. Zwar sprach er, vermittelt einer öffentlichen Erklärung, die Obrigkeiten von der Beschuldigung eines Einverständnisses mit dem Feinde des Vaterlandes frey; aber die Unruhen, die de Wits Staatsverwaltung zur Ursache hatten, dauerten noch immer fort, und brachten eine große Menge Schmähschriften hervor. Man warf ihm unter andern vor, daß er von den zu geheimen Einverständnissen bestimmeten 100,000 Gulden 80,000 für sich behalten habe; er widerlegte jedoch diesen Vorwurf. Wegen der Vernachlässigung der Landarmee,

armee, deren man ihn gleichfalls beschuldigte, suchte er sich auch zu rechtfertigen. Aber der Prinz nahm den Besuch, den er ihm machte, merklich kalt auf, und de Wit, der nicht der zweyte im Staate seyn wollte, bath (4. Aug.) um seine Dienstentlassung.

Seine Entfernung von der Staatsverwaltung gab der Nachsucht der löwensteinschen Parthey noch keine hinlängliche Befriedigung. Cornelius de Wit wurde eines Anschlages auf das Leben des Prinzen beschuldigt. Die Bauern auf der Insel Boordne suchten ihn sechs Tage nach einander auf, um ihm das Leben zu nehmen. Er wurde (24. Jul.) verhaftet, und nach dem Haag gebracht. Zwar konnte man die Beschuldigungen, die man ihm machte, nicht gerichtlich beweisen; man sprach ihm aber dennoch (20. Aug.) den fernern Besitz aller seiner Würden und Aemter ab, und verbot ihm den Aufenthalt in Holland und Westfriesland.

Dem ehemahligen Rathspensionär, Johann de Wit, wird gemeldet, daß sein Bruder seine Freyheit erhalten hätte, und ihn

ihn zu sprechen wünschte. Er eilte nach dem Gefängnisse. Sein Wagen soll ihm folgen. Cornelius, sein Bruder, ist sehr verwundert, ihn bey sich zu sehen. Der Ankläger Tichelaar, ein berühmter Mensch, der zugleich in Freyheit gesetzt wird, schimpft ganz schrecklich auf die beyden Brüder, und ruft den herumstehenden Pöbel zur Verstrafung der beyden Schelme, und ihrer Anhänger, auf. Dadurch entsteht Verm. Man schreyt Waffen, Mord, Verrätherey. Drey Schwadronen Cavallerie müssen aufsitzen; einige Bürgerfahnen marschieren auf dem Plage vor dem Gefängnisse auf, wo der Pöbel in großer Menge versammelt ist. Dieser hatte schon die Kutsche des Johannis de Wit zurückgejagt. Johann wollte nun ohne seinen Bruder, wieder aus dem Gefängnisse herausgehen; aber der Pöbel erlaubte es ihm nicht. Die unter dem Gewehre stehenden Bürger schlossen sich meistens an. Die Cavallerie wurde durch die falsche Nachricht von einem Bauernlerme abgerufen. Man wollte nun die Brüder, bis zur Ankunft des Prinzen, auf dem Rathhause in Verwahrung bringen. Durch gewaltsame Mit-

Mittel gelang es nicht, sich den Eingang in das Gefängniß zu öffnen. Aber endlich ließ sich der Gefängnißwärter zur Auslieferung des Schlüssels bereden, und nun wurden die Brüder de Wit von dem eindringenden Haufen schrecklich ermordet. Der Hauptanführer war ein Silberarbeiter, Namens Verhōf, und ein Prediger sprach, diese Ermordung erwähnend, von Rache Gottes, und von wohlverdienter Strafe.

Die Brüder de Wit, deren Lebensende so traurig war, gehörten zu den ausgezeichnetsten Köpfen der vereinigten Niederlande. Cornelius, der ältere Bruder, vereinigte, mit seinen Talenten, einen leidenschaftlichen Ehrgeiz, und ein hartes, trotziges Benehmen, das ihm die Zuneigung der Menschen entzog. Um so mehr fielen die Beweise seines Stolzes auf. Als er von dem Zuge nach der Themse, wo Er und Rümpel die englischen Schiffe verbrennten, nach Dordrecht zurückkehrte, hielt er gleichsam einen triumphirenden Einzug, ließ er sein Bild öffentlich aufstellen. Sein jüngerer Bruder, Johann, der Rathspensionär, ein vortrefflich ausgebildeter, Ord-

nung

nung und Arbeitsamkeit liebender Kopf, die Weisheit, das Orakel von Holland, aber auch herrschsüchtig, unbiegsam standhaft, Verleumdung seiner Person, und Vereitelung seiner Entwürfe nie vergessend, opferte, an Frankreich und dessen Geld zu anhängig, die Politik zu sehr dem Eigennutze auf.

Die Stände der Provinz Holland berichtigten die Ermordung der beyden Brüder an den Prinzen, und ersuchten ihn sogleich, geschwinde nach dem Haag zu kommen, um die Ruhe wieder herzustellen. Er kam, und bezeugte dem Andenken des Johannis de Wit öffentlich seine Achtung. Die Stände drangen auf die Bestrafung der Mörder; aber die Bürger vom Haag wußten durch eine Vorstellung, die sie dem Prinzen übergaben, ihn auf das Bedenkliche eines gerichtlichen Verfahrens gegen die Mörder, das mit seinen geheimen Wünschen ohnedieß nicht sehr übereinstimmen mochte, so aufmerksam zu machen, daß einige von denselben, vornehmlich Tichelaar, sogar noch eine Belohnung erhielten; aber das rächende Schicksal ließ doch die wenigsten von ihnen eines gewöhnlichen Todes sterben.

Der

Der Prinz von Oranien erhielt jetzt noch mehr Gewalt, als seine Vorfahren besessen hatten. Der neue Rathspensionär von Holland, Hagel, sein Freund, wußte den Gang der Staatsangelegenheiten ganz zu seinem Vortheile einzurichten. Der Prinz erhielt nicht allein die Vollmacht, die städtischen Obrigkeiten zu verändern, und sie also mit seinen Günstlingen oder Anhängern zu besetzen; sondern die sieben Provinzen erklärten auch (1674 Febr.), nach dem Vorschlage der Stände von Holland, die Statthalterschaft, und die Stelle eines General-Capitains der Republik, für ein erbliches Eigenthum des Hauses Oranien. Die beyden Provinzen Holland und Seeland giengen mit ihrem Beispiele voran. Geldern, Utrecht und Oberyssel, die, seit dem Abzuge der französischen, so wie der kölnischen, und münsterschen Truppen, wieder mit den übrigen Provinzen vereinigt waren, folgten nach. Geldern trug (im April) dem Prinzen sogar die Oberherrschaft, mit dem Titel eines Herzogs von Geldern, an, die er aber weislich ablehnte, weil er sie nicht zu behaupten sich getraute.

Der

Der Prinz erwartete sich aber um den Freystaat, der ihm soviel Zutrauen widmete, das Verdienst, seiner Landarmee eine nachdruckvolle Verfassung zu geben. Die Vermehrung derselben verzehrte freylich einen beträchtlichen Theil der Staatseinkünfte, die sonst auf die Seemacht der Republik verwendet wurden. Bey dem Anfange des damaligen Krieges war sie so ansehnlich, daß sie den vereinigten Flotten Englands und Frankreichs Trotz bieten konnte. Die englische zählte 65 Kriegsschiffe, die 4092 Kanonen und 23530 Mann am Bord hatten; die französische bestand aus 36 Kriegsschiffen mit 1926 Kanonen und 11000 Mann. Die beyden Flotten waren also aus 101 Kriegsschiffen, mit 6018 Kanonen, zusammengesetzt. Die holländische Flotte zählte hingegen, vor der Schlacht bey Solbay (1672) 91 Linienische und Fregatten, nebst 67 Brandern und Jachten. Im folgenden Jahre (1673) bestand sie aus 75 Kriegsschiffen, und 43 Brandern und Jachten, die zusammen 4312 Kanonen und 20000 Mann führten.

Doch

Doch die holländische Flotte, welche die englische nicht länger zu bekämpfen hatte, und von der spanischen Seemacht wenigstens mittelbare Unterstützung genoß, brauchte, um der französischen sich entgegenzustellen, lange nicht so viele Schiffe, als ehemals, und es kam jetzt (1674) hauptsächlich darauf an, die beyden Festungen Mastricht und Grave, welche die Franzosen noch im Besitze hatten, ihnen wieder abzunehmen. Ungeachtet aber Ludwig XIV alle seine Bundesgenossen verloren hatte, ungeachtet, außer dem Kaiser und Brandenburg, auch Spanien gegen ihn im Felde erschien, so blieb er doch noch immer auferst fürchtbar. Während er den Deutschen, den Holländern und den Spaniern, den Prinzen von Conde mit einem ansehnlichen Heere entgegen stellte, eroberte er selbst in Zeit von 6 Wochen (im May und Jun.) die Grafschaft Burgund, wo der berühmte Ingenieur: General Vauban die Hauptstadt Besançon in acht Tagen zur Uebergabe zwang.

Der übermächtige Ludwig XIV sieng es recht darauf an, seine Nachbarn zum Kriege zu reizen. Dieß erfuhr vornehmlich auch

Galletti Weltg. 13r Th.

D

das

das deutsche Reich, dessen Regierung er so gern mit der Herrschaft über Frankreich vereinigt hätte! Ferdinand III hatte seinen Sohn gleichen Namens, der schon König von Ungern und Böhmen war, von den Kurfürsten (1653) zum römischen Könige, und also zu seinem Nachfolger, wählen lassen; aber bössartige Blattern tödteten ihn bereits im folgenden Jahre (1654 Jul.) in der Blüthe seines Lebens. Als nun der Vater, Ferdinand III, drey Jahre hernach (1657 März) selbst starb, war der Erzherzog Leopold erst 14 Jahre alt, und sein Onkel, der Erzherzog Leopold Wilhelm, übernahm die Vormundschaft über denselben. Diesen Umstand suchte Mazarin zu benutzen, um auch die Kaiserkrone auf das Haupt seines jungen Monarchen zu bringen. Die geistlichen Kurfürsten waren nicht ungeneigt, seinen Plan zu unterstützen. Der kölnische Minister Fürstenberg bewies sich besonders sehr thätig. Franzosen und Deutsche, hieß es, wären ja verwandte Nationen, indem jene von diesen abstammten. Aber diese Verwandtschaft überzeugte die klbern Deutschen doch nicht von der Nothwendigkeit oder dem Nutzen der Wahl

Wahl Ludwigs XIV. Als dieses nun nicht gelang, wollte man wenigstens einen Fürsten, der nicht zum östreichischen Hause gehörte, als den Kurfürsten von Bayern, oder den Erzherzog Leopold Wilhelm, zur Kaiserwürde befördern. Allein die Kurfürsten vereinigten sich endlich in Ansehung der Wahl des östreichischen Leopolds. Dieser brachte, nach dem Tode seines Oheims, des Erzherzogs Leopold Wilhelm, und dem Aussterben der tyrolischen Linie, alle deutschen Länder des östreichischen Hauses zusammen, und seine Gemahlin, die spanische Infantin, Margrethe Theresie, öffnete ihm die Aussicht zur Erbschaft der spanischen Monarchie. Aber von eben diesem Monarch riß sein Nachbar, der eroberungsüchtige Ludwig XIV., noch manches Stück ab, und mit eben demselben wurde Leopold in manchen lebhaften Kampf verwickelt.

Der Kurfürst Ludwig von der Pfalz, ein
ner von den Reichsfürsten, die das Unglück
der Nachbarschaft Ludwigs XIV am meisten
fühlten, hatte sich, zumahl als Schwager
des Herzogs von Orleans, der mit seiner

Schwester vermählt war, alle Mühe gegeben, mit Frankreich im freundschaftlichen Verhältnisse zu leben. Dennoch scheute sich Turenne nicht, entweder aus Verdruss über die fehlgeschlagene Unternehmung gegen Holland, oder um die Macht seines Monarchen den deutschen Reichsfürsten recht schrecklich zu zeigen, auf seinem Rückzuge, seinen Soldaten im Pfälzischen das unbarmherzigste Verfahren zu erlauben. Der Kurfürst wurde über dieses Verfahren so unwillig, daß er den Turenne sogar zum Zweykampfe herausgefordert haben soll. Als er sich bey Ludwig XIV selbst darüber beschwerte, hörte man diesen sagen: „wie, der kleine Kurfürst von der Pfalz untersteht sich, dem Könige von Frankreich sich zu widersetzen?“ Um das Verfahren gegen die unglückliche Pfalz doch einigermaßen zu rechtfertigen, beschuldigte man den Kurfürsten einer mit dem Kaiser geschlossener Verbindung, zeigte man ihm sogar die lateinisch abgefaßten Punkte derselben vor. Damahls war dieses Bündniß noch nicht wirklich abgeschlossen. Man hatte nur die Bedingungen erst vorläufig entworfen, und diese waren den Franzosen verrathen

worden. Diese besetzten nur Germersheim, und wiederholten ihre grausame Behandlung der Pfalz. Sie bemächtigten sich auch der beyden Städte, Colmar und Schlettstadt. Sie verführten im Lüttichschen und Triertischen auferst gewaltsam. Dieß waren doch in der That Ursachen genug, die deutsche Reichsversammlung zu bewegen, den dringenden Aufforderungen des Kaisers zur Kriegsrüstung gegen Frankreich (1674 März) Gehör zu geben, und doch faßten sie diesen Entschluß nicht eher, als bis der Kaiser den französischen Gesandten von Regensburg entfernt hatte.

Die Reichsarmee versammelte sich aber, wie gewöhnlich, mit solcher Langsamkeit, daß sie kaum in der Mitte des Sommers (im Jul.) ausbrechen konnte. Indessen stand dem Marschall von Turenne die kaiserliche Armee, unter dem Herzoge von Lothringen und dem Grafen Caprara, am Rhein entgegen. Zwar wurden sie bey Stinzheim (16. Jun.) von ihm zurückgetrieben; Turenne fühlte sich aber nach diesem Siege so geschwächt, daß er wieder über den Rhein zurückgehen mußte, um

nue

nene Truppen an sich zu ziehen. Er kehrte aber bald wieder so furchtbar zurück, daß die Deutschen dießseits des Neckars und des Rhayns ihre Zuflucht suchen mußten. Jetzt brennte er in der Pfalz 17 kleine Städte und 19 Dörfer ab.

Hierauf giengen jedoch die Kaiserlichen, durch Kriegsvolk der Reichsfürsten verstärkt, über den Rhein nach Elsaß, und nahmen bey Ensisheim eine feste Stellung, um, mit den 16000 Mann des Kurfürsten von Brandenburg vereinigt, in Lothringen einzubrechen. Turenne, der nur halb so viele Leute zählte, befand sich in Verlegenheit. Aus dieser Verlegenheit half ihm aber die wenige Uebereinstimmung zwischen den deutschen Oberbefehlshabern heraus. Der Kurfürst von Brandenburg that manchen guten Vorschlag, den aber der von Lobkowitz gestimmte Bournonville nicht befolgte. Auch bestand der Hofkriegsrath zu Wien, der den Gang des Feldzuges leitete, aus Staatsmännern, die in die Kriegswissenschaft gar nicht tief eingedrungen waren. Turenne erhielt zwar von dem Kriegsminister Louvois auch manchemahl Befehle, die zweckwidrig waren,

waren. Aber Turenne, dessen Ruhm und Ansehn so befestigt war, daß er es wagen durfte, zu seinem Monarchen zu sagen: *Louvois möchte wohl ein ganz guter Minister seyn*, aber auf die Leitung eines Feldzuges verstände er sich gar nicht; dieser Turenne ließ sich in seinen Planen so wenig einschränken, daß er manches gegen den Willen des Hofes, und den Befehl des Kriegsministers, that. Daher kam es aber auch, daß er seine wohl ausgedachten Unternehmungen geschwind und glücklich ausführte, und daß hingegen die deutschen Feldherren, ihrer überlegenen Kriegerzahl ungeachtet, (1675 Jan.) das Schicksal hatten, aus dem Elsaß sich eilig über den Rhein zurückziehen zu müssen.

Der vortreffliche Turenne, der nun schon so viele Jahre hindurch das schwere Amt eines Obergenerals verwaltet hatte, wünschte den Ueberrest seines Lebens der Ruhe widmen zu dürfen; aber Ludwig XIV versagte ihm die Befriedigung dieses Wunsches um so mehr, da an die Stelle des österreichischen Obergenerals Bournonville der künftige kaiserliche

lere Montecucculi trat. Diese beyden Feldherren bewiesen bey dem Feldzuge alle die ihrem Gegner schuldige Vorsichtigkeit. Turenne glaubte endlich bey Gosbach den günstigsten Zeitpunkt eines Angriffes erreicht zu haben. Als er aber (27. Jul.) nach der Erforschung des deutschen Lagers, dem linken Flügel seiner in Schlachtordnung stehenden Armee zu eilt, reißt eine Kanonenkugel dem an seiner Seite reitenden Artilleriegeneral St. Hilaire den linken Arm weg, und eine zweyte beßzt, nachdem sie einige Augenblicke gegraset hat, noch Kraft genug, um Turenne's Brust zu zerschmettern. Selbst Ludwig XIV. fühlte den Verlust des großen Feldherren so innig, daß er Thränen vergoß; auch wies er der Pötte desselben, in der Abtey zu St Denis, an der Seite der Könige, einen Platz an. Viele von Turenne's Soldaten riefen: „unser Vater ist todt! wir sind verlohren!“ Die Untergenerale waren so bestürzt, daß sie die Schlacht nicht fortsetzten. An Turenne's Stelle kam nun Conde.

Dieser hatte indeß in den Niederlanden den Oberbefehl mit vielem Ruhme geführt.
Nach;

Nachdem ihn im vorigen Jahre (1674) die vereinigten Kaiserlichen und Holländer, die den Prinzen von Oranien und den kaiserlichen General de Souches zu Oberbefehlshabern hatten, in seinem Lager bey Charleroy lange genug beobachtet hatten, brachen sie endlich auf, um Oudenaarde zu belagern. Nun kam ihnen Conde (12. Aug.) in den Rücken. Es erfolgte die blutige Schlacht bey dem Dorfe Senef, nach welcher sich beyde Theile den Sieg zuschrieben. Indessen konnte der Prinz von Oranien die Belagerung von Oudenaarde doch nicht fortsetzen, weil de Souches, im Einverständnisse mit Lobkowitz, mit der kaiserlichen Armee abzog. Das Benehmen von Lobkowitz wurde indeß dem Hofe zu Wien so bedenklich dargestellt, daß er in Ungnade fiel. Aber Oudenaarde war doch nicht erobert, und wenn sich der Prinz von Oranien der Stadt Grave bemächtigte, so hatte er dieses unter andern der Unterstützung einiger brandenburgischen Regimenter zu danken. Conde schickte 10000 Mann von seiner Armee nach Elsaß, um Turenne's Heer zu verstärken. Er blieb aber, durch das Podagra zur Ruhe gezwungen, nicht lange

lange Obergeneral der französischen Rheinarmee, und Montecucculi, der es seiner Würde nicht angemessen fand, einem Feldherrn von geringerem Ansehen gegen über zu stehen, entfernte sich gleichfalls.

Gegen die Deutschen brauchten die Franzosen ihre Kräfte jetzt nicht sehr aufzubieten, da es ihnen gelungen war, den Kurfürsten von Brandenburg durch einen Krieg mit den Schweden zu beschäftigen. Der junge Herzog von Lothringen, Montecucculi's Nachfolger als Obergeneral des deutschen Heeres, eroberte (1676) nach einer Belagerung von zehn Wochen, endlich Philipsburg. Die Franzosen gönnten ihm diese Freude um so mehr, je größer ihre Fortschritte in den Niederlanden, dem Hauptgegenstande der Eroberungssucht ihres Monarchen, waren. Dieser munterte, wenigstens anfangs, die Unternehmungen durch seine eigne Gegenwart auf. Er war bey der Uebergabe der Festung Conde in Hennegau, die der Marschall Erequi (1676. April) erzwang. Als Orleans, der eigentliche Obergeneral, Douchain erobert hatte, endigte Ludwig seinen Feld-

Feldzug. Angenehmere Beschäftigungen riefen ihn nach Paris zurück. Erequi gieng als Obergeneral zur Rheinarmee. Der Marschall von Schomberg, dem Portugal seine Unabhängigkeit schuldig war, übernahm nun den Oberbefehl. Der Prinz von Oranien, der, in Verbindung mit der spanischen Armee, an der Spitze einer sehr ansehnlichen Kriegsmacht stand, und doch zu wenig Selbstvertrauen hatte, den Franzosen ihre Eroberungen zu erschweren, unternahm (Juli) die Belagerung der Stadt Maastricht. Diese starke, mit allen Bedürfnissen wohl versehene Festung hatte zum Commandanten einen catalanischen Officier, Mahmens Salvo, der die Kenntnisse, die er als Cavallerieofficier sich nicht hatte erwerben können, durch einen außerordentlichen Muth ersetzte; der jedem Officiere seinen Posten mit den Worten anwies: „hier sehen sie, mein Herr, den Platz, den sie lebendig nicht verlassen dürfen.“ Die Festung vertheidigte sich auch mit solcher Standhaftigkeit, daß sie allen Angriffen des Prinzen sieben Wochen lang trozte, und daß Schomberg Zeit gewann, ihr zu Hülfe zu kommen. Oranien mußte nun wieder abziehen. Die

Die Holländer hatten damals noch ein andres Mißgeschick, das sie sehr kränkte. Sie leisteten den Spaniern zur See einen unglücklichen Beystand. Die Stadt Messina in Sicilien empörte sich gegen die spanische Regierung. Nach einer Verordnung derselben, sollte alle sicilische Seide künftig bloß aus Messina ausgeführt werden. Diese Verordnung war aber den übrigen Städten in Sicilien höchst nachtheilig, und sie sollte daher wieder aufgehoben werden. Dadurch fanden sich aber die Bürger von Messina so gekränkt, daß sie (1674) der spanischen Herrschaft entsagten, und Ludwig XIV um seinen Schutz bathen. Ludwig schickte ihnen auch zwey Flotten nach einander. Ihr Admiral du Quecne, bisher nur als Freybeuter bekannt, war ein eben so außerordentlicher Mann, als Ruyter, den die Holländer, mit einer schwachen Flotte, den Spaniern zu Hülfe schickten. Er schlug sich mit demselben zwischen den Inseln Stromboli und Salini, und setzte sich dadurch in den Stand, den in Messina befindlichen Franzosen, deren die Einwohner überdrüssig waren, Beystand zu leisten. Um Messina mit größerem Nach-

druck

druck anzugreifen, vereinigte sich Ruyter mit der spanischen Flotte. Im Angesichte des Aetna (1676. April) erfolgte nun ein Treffen. Ruyter wurde in der ersten halben Stunde so stark verwundet, daß er einige Tage hernach sein Leben endigte. Das dalmahlige Treffen blieb unentscheidend; aber ein andres bey Palermo kostete den Holländern so viele Schiffe und Officiere, daß sie verdrießlich nach Hause seegelten.

Um so mehr sehnten sie sich nach dem glücklichen Erfolge der Friedensunterhandlungen, die sich indessen zu Nimwegen (1676. Jun.) angefangen hatten. Da diese aber noch nicht den für Ludwigs Entwürfe günstigen Gang nahmen, so mußte der Feldzug (1677) mit desto größerem Nachdruck erneuert werden. Ludwig selbst eröffnete ihn bey dem Anfange des Frühjahrs (im März), ehe die eigentliche Zeit eines Feldzuges herbeygekommen war, ehe die Vereinigten ihre Rüstungen geendigt hatten. Dieser Thätigkeit der Franzosen entsprach aber auch das Glück, mit welchem sie ihre Unternehmungen ausführten. In wenig Wochen waren drey

der

der vornehmsten Festungen in den Niederlanden von den Franzosen erobert; Valenciennes wehrte sich (wahrscheinlich war Veräzthoren die Ursache) nicht länger, als acht Tage; Cambray ergab sich schon nach neun Tagen; St. Omer wollte der Prinz von Oranien entsetzen, Orleans und Luxemburg schlugen ihn aber (11. April) zurück. Alle niederländischen Gränzfestungen auf der Landseite (Mamur und Mons, ausgenommen) befanden sich nun in der Gewalt der Franzosen. Im Innern konnten ihnen lauter große, offene Städte keinen Widerstand entgegen stellen. Gent wurde (1678 März) eben so schnell erobert, als angegriffen. Ypern ergab sich schon nach 7 Tagen. Ludwig glaubte jetzt den Vereinigten Gesetze vorschreiben zu können; aber er sah sich in seinen Erwartungen getäuscht. Sein ehemaliger Bundesgenosse, Karl II von Großbritannien, schloß (1678 Jan.) mit dem Staate der vereinigten Niederlande ein Bündniß. Der Erbstatthalter, der Prinz von Oranien, hatte seine Nichte, die Prinzessin Marie, die Tochter des Herzogs von York, geheirathet. Anfangs bezweifelte der König Karl bey dieser Verbindung

sehr

keinen großen Eifer. Er blieb sogar heimlich mit Frankreich im Einverständnisse. Endlich kamen aber doch 10000 Engländer auf das feste Land herüber, und es sollten ihnen noch 25000 nachkommen. Diese Drohung konnte, bey dem sehnlichen Wunsche der englischen Nation, gegen Frankreich Krieg zu führen, wohl noch erfüllt werden. Auf der andern Seite waren die Holländer, des großen Verlustes, den sie an ihren Handelschiffen erlitten, so überdrüssig, daß sie ihn durchaus nicht weiter fortsetzen wollten. Der Prinz von Oranien, dem der Friede sehr unwillkommen war, rückte, den Befehl der Generalstaaten zum Abmarsche schon in der Tasche habend, (14. Aug.) ganz unvermuthet gegen den Marschall von Luxemburg bey Mons an, hatte aber auch jetzt das Schicksal, geschlagen zu werden.

Der Friede zwischen Frankreich und Holland (10. Sept.) machte wenig Mühe. Die Franzosen räumten Maastricht. Aber die Spanier mußten (17. Sept.) ein desto größeres Opfer bringen. Die Franzosen behielten die Franche Comté, nebst allen den niederländischen

schen

schen Städten und Bezirken, die sie erobert hatten. Erst im folgenden Jahre (1679 am 5. Febr.) kam der Vergleich zwischen Frankreich und dem Kaiser zur Nichtigkeit. Für Freyburg, welches die Franzosen (1678 Nov.) noch erobert hatten, trat der Kaiser die Reichsfestung Philippsburg, also eine Festung auf dem rechten Rheinufer, an Frankreich ab. Von dem Herzoge von Lothringen bedung sich Ludwig einen eine halbe Meile breiten Kreuzweg, mit der Landeshoheit über alle in demselben begriffnen Orter, aus. Damit noch nicht zufrieden verlangte er auch Nancy. Als ihm nun der Herzog seine Hauptstadt und Residenz nicht einräumen wollte, brauchte es der stolze Monarch zum Vorwand, das ganze Herzogthum in Besitz zu nehmen. Seine in Westphalen einrückenden Truppen nöthigten nun auch den Kurfürsten von Brandenburg und den König von Dänemark, Frieden zu schließen.

Neun:

Neunter Abschnitt.

Geschichte der Königin Christina von Schweden.

Frankreich zeigte seinen geltenden Einfluß auch auf das nördliche Europa; es zeigte ihn hauptsächlich auf Schweden, welches auch in diesem Zeitraume eine glänzende Rolle spielte. Dänemark, durch Schweden in die lebhafteste Gefahr versetzt, gelangte, durch die Einführung der Souveränität, zu einem erhöhten Ansehn, und Brandenburg, welches der kühnen Macht Schwedens kraftvoll entgegenarbeiten half, bereitete sich, unter seinem vortrefflichen Friedrich Wilhelm, zu seiner künftigen Größe vor. Einst der Vasall von Polen, benutzte er die Schwäche seiner Staatsverwaltung, das Herzogthum Preussen in einen unabhängigen Staat zu verwandeln.

Galletti Delig. 13r Th.

P

Die

Die russischen Zaare lernten die Kräfte ihres Staates immer lebhafter fühlen, während daß die Türken, nachdem sie den Venezianern noch Candia weggenommen hatten, von der Nachbarschaft der österreichischen Monarchie immer mehr gedrückt wurden, während daß sie die Rettung ihres Staates hauptsächlich der Verbindung mit Frankreich, und der Politik desselben, verdankten.

Als Frankreichs Bundesgenosse, Gustav Adolf von Schweden, in der Schlacht bey Lützen, sein Heldenleben beschloffen hatte, ward sein Thron seiner einzigen Tochter Christina zu Theil. Ihre Mutter, Maria Eleonora, die Tochter des Kurfürsten Johann Siegmunds von Brandenburg, eine schöne, gutmüthige Frau, brachte sie (1626 am 8. Dec.) noch nicht völlig sechs Jahre vor dem Tode des Vaters, zur Welt. Sie war bey ihrer Geburth schon so bräunlich, und so mit Haaren bedeckt, auch mit einer so starken Stimme versehen, daß man sie anfangs für einen Knaben hielt. Ihres unweiblichen Ansehns wegen wurde sie auch von ihrer Mutter weniger geliebt, und von ihrer

Wär:

Wärterin unsanft behandelt. Der Commandant zu Calmar wollte einst, des Kindes wegen, die Kanonen nicht lösen lassen. „Sie ist die Tochter eines Kriegsmannes“ sagte Gustav Adolf „sie mußte sich daran gewöhnen;“ auch nahm er sie mit zu den Musterungen. Er hatte ihr, wegen seiner öftern Abwesenheit, gleich nach ihrer Geburth huldigen lassen. Als ihn seine Gemahlin nach Deutschland begleitete, übergab er die Erziehung der Tochter seiner an den Pfalzgrafen Johann Casimir verheyratheten Schwester Katherine. Nach seinem Tode ließen sie die Reichsstände sogleich als Königin ausrufen. Die vormundschaftliche Regierung wurde, auf des Reichskanzlers Oxenstierns Rath, den fünf vornehmsten Reichsräthen, als dem Drost, dem Marschall, dem Admiral, dem Kanzler, und dem Schatzmeister anvertraut. Die Seele dieses Regierungscollegiums war der weise Oxenstiern, der das wichtige Amt eines Reichskanzlers schon seit seinem 24. Jahre verwaltete. Dieser gab der jungen Königin, seinem Mündel, gute Erzieher und Lehrer, und zwar lauter Inländer. Nach einem Erziehungsentwurfe ihres Vaters, sollte sie männlich, völlig als

ein Prinz, erzogen und unterrichtet werden, sollte man ihr von weiblichen Tugenden keine andre, als die Sittsamkeit, einprägen. Auch küßte sie frühzeitig eine Abneigung gegen alle weiblichen Arbeiten. Im Essen, Trinken und Schlafen sehr mächtig, Hitze und Kälte ohne Murren aushaltend, an der Jagd, an Laufen und Reiten ein lebhaftes Vergnügen findend, fühlte sie sich durch die gewaltsamste körperliche Anstrengung nicht ermüdet. Für den Unterricht in Sprachen und Wissenschaften hatte sie aber eine besondere Neigung. Erst zehn Jahre alt, war sie schon mit den Anfangsgründen von verschiedenen Wissenschaften bekannt, sprach sie nicht nur französisch und deutsch, sondern auch lateinisch. Späterhin las sie den Thucydides und den Polybius in der Ursprache. Seit ihrem zehnten Jahre unterrichtete sie Orenstiers täglich einige Stunden in der Reglerungskunst. Auch trug er ihr alle Staatsangelegenheiten vor, und das zehnjährige Mädchen hörte seinem Vortrage mit Vergnügen zu. Seit ihrem sechszehnten Jahre wohnte sie den Sitzungen des Reichsrathes bey, und ohne ihre Zuziehung wurde kein wichtiges Geschäfte

schäfte vorgenommen; doch wollte sie durchaus nicht eher volljährig seyn, als bis sie (1644 Dec.) das gesellschaftliche Alter erlangt hatte.

Die selbstregierende Christina war von der Weisheit der Rathschläge des Reichskanzlers so innig überzeugt, daß sie nicht allein die Verdienste, die er sich um ihre Bildung erworben hatte, durch die Erhöhung in den Grafenstand, und durch ein ansehnliches Landgut, belohnte; sondern daß sie auch seinen Vorstellungen noch manchemahl Gehör gab. Aber Feinde und Feinde (ein Loos, das noch jedem großen Manne zu Theil geworden ist) wußten das Mißtrauen, das die Königin gegen ihn hegte, immer stärker zu reizen, wußten ihm ihre Zuneigung immer mehr zu entziehen. Die Tolerante, und das Ansehn des großen Mannes, schienen dem Emporkommen ihrer eignen Talente, und ihres eignen Ansehns, im Wege zu stehen. Daher entstand bey ihr der geheime Wunsch, ihn immer mehr entbehren zu können. Es war ihr nicht annehm, daß er den Frieden zu Osnabrück verzögerte, um die Vortheile, die sein Was

terland von demselben einernnden konnte, desto höher zu treiben, und nur die geringe Standhaftigkeit, die Christina mit ihrem sonst männlichen Geiste verband, hinderte den Reichskanzler, seine edle Absicht ganz zu erreichen. Christina wünschte die Wiederherstellung des Friedens, weil der Krieg mit ihren Lieblingsneigungen so wenig übereinstimmte. Sie opferte diesem Wunsche aber nicht allein Land auf; sie erließ den Reichsfürsten von den fünf Millionen, die sie zur Bezahlung des rückständigen Soldes ihrer Armee aufbringen sollten *), so viel, daß die wirkliche Einnahme von denselben nicht viel über 3 Millionen betrug.

Gustav Adolf hatte seiner Tochter den damaligen brandenburgischen Kurprinzen, den nachmaligen großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm, zum Gemahle bestimmt. Christina empfand aber keine Neigung für denselben; auch fürchteten sich die schwedischen Großen vor einem ausländischen Könige. Unter vielen andern Fürsten, die sich um die Hand

der

*) Theil XI, S. 363.

der Königin Christina bewarben, war der Sohn ihrer Vaterschwester, der Pfalzgraf Karl Gustav, derjenige, der sich auf das Glück, sie zur Gemahlin zu bekommen, am meisten Rechnung machte. In Schweden geböhren, verband er mit mancher ihm zur Empfehlung gereichenden Eigenschaft, eine vorzügliche Ergebenheit für die Christina. Aber alle seine Bemühungen, ihre Liebe zu gewinnen, waren vergeblich. Ihr männlich gebildeter Geist haßte, ihrem eignen Geständnisse auf einem Reichstage zufolge, die Fesseln, die eine Vermählung seinem Unabhängigkeitstriebe anlegen konnte. Aber den schwachen Hang zu einer ehelichen Verbindung, den sie etwa fühlte, unterdrückte volkends ihr damaliger Liebbling, der aus Frankreich abstammende Graf Magnus de la Garde, der eigne Schwager des Pfalzgrafen.

So wenig nun Christina sich geneigt fühlte, dem Pfalzgrafen ihre Hand zu geben, so eifrig bemühte sie sich (1649), ihm die Thronfolge zu versichern. Die Reichsräthe, und vornehmlich Orenstiern, machten dagegen große Einwendungen. Aber sie drang

ends

endlich dennoch durch; doch ließ sie den Pfalzgrafen, der seitdem der Prinz von Schweden hieß, an den Staatsangelegenheiten noch keinen Theil nehmen; auch erhielt er nicht einmahl die Statthalterschaft über die schwedischen Provinzen in Deutschland, die er sich wünschte. Man wies ihm die Insel Oeland zum Aufenthalte an, wo er sich mit der Jagd beschäftigte. De la Gardie, der auch hier seinen Entwürfen entgegenarbeitete, war hingegen derjenige, der alle Gnadenbezeugungen ausheilte.

Christina wünschte, ihren Thronfolger bestimmt zu sehen, damit sie in der Ausführung ihres Vorsatzes, die ihren Neigungen lästige Krone gegen das ruhige Privatleben zu vertauschen, um so weniger gehindert werden möchte. Ihren Vorsatz machte sie schon nach wenig Jahren (1657 Oct.) zuerst dem Großmarschall, und dem Reichskanzler, hernach dem ganzen Reichsrathe, bekannt. Ihr Nachfolger müsse sich wie sie sagte, bald verheirathen, um Erben zu bekommen. Aber Oxenstiern sprach, gegen die Ausführung ihres Entschlusses, mit ei-

ner

ner so eindringenden, so rührenden Beredsamkeit, daß er der Versammlung Thränen entlockte. Christina gab endlich das Versprechen, die Regierung noch ferner fortzubehalten, sie machte es aber dabey zur Hauptbedingung, daß man ihre Vermählung niemahls wieder erwähnen möchte.

Die Zeit, die Christina noch der Regierung widmete, wendete sie zu einigen wohlthätigen Anordnungen an. Ihre Aufmerksamkeit war besonders auf die Verbesserung der Gerechtigkeitspflege, auf die zweckmäßigere Einrichtung der Gesetze, und des gerichtlichen Verfahrens, gerichtet. Auch suchte sie dem Luxus Gränzen zu setzen, und dem Handel eine größere Ausdehnung zu geben. Unstreitig bleibt aber unter den Verdiensten, die sie sich als Regentin erworben hat, ihre eifrige Unterstützung und Beförderung der Wissenschaften und Künste das vorzüglichste. In Ansehung der meisten schönen Künste besaß sie nicht nur tiefe Einsichten, sondern auch große Fertigkeiten. Sie las nicht allein die vornehmsten Schriftsteller des Alterthums, sondern auch Kirchenväter. Ihre

Wiß;

Wißbegierde war so unersättlich, daß sie durch die Befriedigung derselben ihrer Gesundheit schadete. Aber diese Wißbegierde wurde auch von einem vortrefflichen Gedächtnisse, von einem durchdringenden Scharf Sinne, von einer sehr gesunden Urtheilskraft, unterstützt. Und dennoch war es ihr Wunsch, nicht für gelehrt gehalten zu werden, oder wenigstens nicht das Ansehn einer gelehrten Frau zu haben.

Ihre Liebe für die Wissenschaften war für Schweden um so wohlthätiger, jemehr es diesem Lande damahls noch an wissenschaftlichen Anstalten, und an Gelehrten, fehlte. Sie legte (1640) die hohe Schule zu Ubo in Finnland an; sie vermehrte die Einkünfte der Universität zu Upsala; sie stiftete die Akademie der Wissenschaften zu Stockholm; sie unterstützte das Studiren von jungen Leuten; sie stand mit den meisten berühmten Schriftstellern ihrer Zeit in Briefwechsel; sie berief manchen berühmten Gelehrten nach Schweden. Unter denen, deren Bekanntschaft sie zu machen wünschte, befand sich der französische Philosoph des Cartes. Er kam

kam (1649) nach Schweden, und sie war täglich um fünf Uhr des Morgens bereit, seinen Unterricht zu genießen, wiewohl sie an seiner Philosophie nicht lange Geschmack fand; auch tödtete ihn das rauhe Klima des Nordens nach wenig Monaten (1650). In dem darauf folgenden Sommer kam der berühmte Salinasius (Saumaise) gleichfalls ein französischer Gelehrter, nach Stockholm. Sie ließ ihn in ihrem Pallaste wohnen; sie pflegte ihn, als er krank war, mit ihren eignen Händen. Dennoch hielten ihn die vortheilhaftesten Anerbietungen nicht ab, schon im folgenden Jahre (1651) nach Leyden zurückzukehren. Die Schweden hatten ihn in dem Verdachte, daß er der erste gewesen wäre, welcher ihrer Königin Gleichgültigkeit gegen die Religion eingefüßt hätte. An seine Stelle trat sein Landsmann Bourdelot, nicht einmahl mittelmäßig gelehrt, und ein Arzneykundiger, ohne viel von Krankheiten und Arzneyen zu verstehen; aber ein feiner Schwäger, der, seine Einfälle und Spötereien geschickt vorbringend, und den Neigungen der Königin schmeichelnd, das Ansehn eines Gelehrten sich zu geben wußte; der, artig

artig singend und auf der Gitarre spielend, und alle Arten von wohlriechenden Wassern verfertigend, ja selbst in der Kochkunst nicht unbewandert, ihren ersten Leibarzt, ihren Vertrauten, vorstellte. Er brachte ihr eine Abneigung gegen alles Studiren, als gegen etwas Nachtheiliges und Pedantisches, bey. Alle Bücher wurden nun auf einige Zeit weggesworfen, aber auch alle Franzosen, sogar la Gardie, entfernt. Bourdelot war fast der einzige, dessen Gesellschaft sie duldete. Die Großen des Reichs beklagten sich, daß ihnen der Zutritt zur Königin fast ganz verschlossen sey. Man bath die Königin, dem Schwäher ihre Gesundheit nicht ganz anzuvertrauen; man beschuldigte ihn der Gottlosigkeit und des Leichtsinns. Auch von der Mutter wurde Christina gewarnt; aber sie nahm diese Warnungen sehr übel auf. Bourdelot befand sich nun zwar in Gefahr ermordet zu werden; er blieb aber demungeachtet noch ferner (bis 1653) in Schweden, und nahm, endlich verabschiedet, noch 30000 Thaler mit. Es währte nun nicht lange, so wurde er von der Christina eben so wohl vergessen, als verabscheut. Sie machte hierauf den großen Gelehr-

Gelehrten, Isaac Vossius, zum Aufseher ihrer Bibliothek. Dieser erhielt, außer Wohnung und Tisch, jährlich 5000 Gulden; auch beschenkte sie ihn mit einer Gnadenkette, die den Werth von 1000 Ducaten hatte. Alle Schriftsteller, die dieser und Salmasius ihr empfahlen, wurden nach Stockholm gerufen. Unter ihnen befand sich Voehart, dieser berühmte Kenner des morgenländischen Alterthums; unter ihnen befand sich Naude, ihr Bibliothekar, der wichtige Pascal, befanden sich auch die deutschen Gelehrten, Herman Conring, und Johann Freinshem. Sie gab diesen Gelehrten Besoldungen von 6 bis 800 Thalern; sie machte ihnen Geschenke von mehreren 1000 Thalern. Zuweilen trieb sie aber auch ihren Spaß mit den Gelehrten. Bourdelot beredete sie unter andern, den Weibom, der über die Musik der Alten geschrieben hat, nach dieser Musik singen zu lassen, und Naude mußte griechische und römische Vokette tanzen. Ein singender, ein tanzender Gelehrter, nahm sich aber sehr spaßhaft aus. Der Hof der Christina war ganz mit Franzosen besetzt, die theils Gelehrte, theils Hofbeamten, vorstellten, und nicht nur ansehnliche Einkünfte, sondern auch große Vor-

Vorzüge, genossen. Ihr Geschmack, ihre Lebensart, ihr Benehmen, wurde immer französischer; aber ihre Freygebigkeit wurde auch immer gränzenloser.

Zum Glücke erstreckte sich ihre Freygebigkeit auch auf Gegenstände von einem fortwährenden Werthe. Sie sammelte eine große Anzahl außerlesener, sowohl geschriebener, als gedruckter Bücher, die sie in allen Ländern, von Gelehrten, die deswegen reisen mußten, zum Theil zu ungeheuren Preisen, aufkaufen ließ. Ganze Sammlungen von 10 bis 30000 Thalern waren darunter begriffen. Die Zahl der Handschriften, unter welchen sich nur allein 700 hebräische befanden, belief sich auf 8000. Aus Italien wurden herrliche Sammlungen von Antiken herbeigeschafft; auch kamen geschickte Mahler und andre Künstler nach Stockholm. Genug, das Zeitalter der Königin Christina bleibt in der Geschichte der Künste und Wissenschaften in Schweden unvergeßlich.

Die Gönnerin der Künste und Wissenschaften entzog aber den erstern Staatsangelegen-

legenheiten nicht alle Aufmerksamkeit. Sie theilte sie jedoch meistens mit einem Günstlinge. Der Nachfolger des de la Gardie, den Bourdelot verdrängt hatte, war Pimentel, der (1652) als spanischer Gesandter nach Stockholm kam. Er gewann, wie man erzählte, ihre Gunst hauptsächlich dadurch, daß er von ihrem Anblicke ganz bezaubert schien; daß er, ihr überall nachfolgend, zuweilen neben dem Schlage der Kutsche herlief. Seine Wohnung war im Pallaste, nicht weit von der Königin, und er wurde von ihr mit einer bis zum Unanständigen vertraulichen Freundschaft behandelt. Kostbare Geschenke wurden nicht karg an ihn ausgetheilt. Da er nun noch überdies derjenige war, der sie zu einer Verbindung mit Spanien und Oestreich umstimmte, der ihr günstige Vorurtheile für die katholische Religion einflößte, so wurde er den schwedischen Großen verhasst, und den auswärtigen Mächten verdächtig. Christina ließ ihn endlich auch abreisen; aber das Schiff, das ihn trug, war so schadhast, daß es bald wieder in den Häfen von Stockholm zurückkehren mußte. Nun blieb er noch ein halbes Jahr in Schweden und

und Christina stand noch immer in so freundschaftlichen Verhältnissen mit ihm, daß sie sich mit einem Vallerette vor ihm sehen ließ, daß sie ihm einen Ring von hohem Werthe, mit ihrem Bildnisse, schenkte.

Die Gunst, die Christina Ausländern widmete, erregte schon den Neid und die Unzufriedenheit der inländischen Großen; aber die verschwenderische, die Einkünfte des Staates weit überschreitende Freygebigkeit, mit welcher sie ihnen ihre Wohlthaten zufließen ließ, berechtigte jene zu dem lauteſten Tadel ihrer Regierung. Viele Kronengüter wurden theils verkauft, theils zur Belohnung angeblicher Verdienste, an Klebtinge verschenkt, oder für wirkliche, für erdichtete Forderungen, abgetreten. Unadeliche Gläubiger der Krone nöthigte man, ihre Ansprüche an Personen von Adel abzutreten, um sie denselben mit Kron Gütern vergüten zu können. Den Grafsen verkaufte man das Vorrecht, in ihren Grafschaften Städte zu bauen, und in Aussetzung derselben alle königlichen Rechte auszuüben. Der übermüthige Adel strebte nun nach dem ausschließlichen Besitze aller be-

den;

deutenden Würden und Aemter. In die Verstärkung seiner adlichen Vorrechte, die ihm Christina, bey ihrem Regierungsantritte, ertheilte, hatte er (1644) die Versicherung einrücken lassen, daß ihm, bey der Besetzung der Staatsämter, kein Wandbördiger, oder ein Mensch von geringer Herkunft, vorgezogen werden sollte. Dieß reizte die Bürger und Bauern, die schon lange unzufrieden waren, daß sie den Abgang der Kronseinkünfte durch erhöhte Abgaben ersetzen sollten, dieß reizte auch den neuen Adel, den man gleichfalls zu den Wandbördigen rechnete, zum lebhaften Mißvergnügen, das sich besonders auf dem Reichstage (1651) äußerte. Christina sah sich daher zu der Erklärung bewogen, daß unter Wandbördigen bloß Personen von schlechter Aufführung verstanden werden sollten; aber diese Erklärung wurde bey der wirklichen Besetzung der Aemter so wenig befolgt, daß die Unzufriedenheit immer fortbauerte. Aber auch das sittliche Betragen der Königin, die, anstatt zu heyrathen, und Gustav Adolfs Stamm fortzusetzen, den Genuß ihrer Reize Günstlingen überließ, wurde immer lauter getadelt.

Galletti Weltg. 137 Th.

Q

Das

Das Gefühl, der Gegenstand des Tadels zu seyn, und diesem Tadel nur durch ein zwangsvolleres Leben entgegen arbeiten zu können, war unstreitig unter allen Ursachen, die man angiebt, diejenige, die die Christina in ihrem Entschlusse, die Regierung niederzulegen, am meisten bestärkte. Ihre noch übrigen Jahre der Beschäftigung mit den Wissenschaften und Künsten, und dem frohen Genuße des Lebens, zu widmen, schien ihr ein Glück, das dem sorgenvollen Glanze der Krone weit vorzuziehen wäre. Vielleicht trug auch die Besorgniß, den großen Aufwand, an den sie sich gewöhnt hatte, nicht fortsetzen zu können, vielleicht trug auch die Eitelkeit, sich durch ein außerordentliches Beyspiel vor der ganzen Welt auszuzeichnen, zu dem festen Vorsatze, den mehrere Jahre hindurch überlegten Plan zur Ausführung zu bringen, das Ihrige gleichfalls bey.

Keine Vorstellungen hielten sie jetzt mehr zurück; doch mögen diese Vorstellungen jetzt auch weniger aufrichtig und dringend gewesen seyn. Sie ließ ihre vornehmsten Kostbarkeiten, ihre Bücher, ihre alten Münzen, ihre Bildsäulen

und

und Gemälde zu Gothenburg vorher einschiffen, ehe sie (1654 Febr.) erst der Versammlung der Reichsräthe zu Upsala, und hernach dem Reichstage, ihren Entschluß bekannt machte. Der alte Reichskanzler Oxenstiern sagte ihr alles, was er ihr sagen konnte; er sagte ihr unter andern, daß sie es gewiß einmahl bereuen würde, die Krone weggegeben zu haben. Sie bedung sich eine jährliche Einnahme von 240,000 Thalern aus, zu deren Sicherheit ihr die Inseln Oeland, Gottland, Oesel, Wollin und Usedom, die Stadt und das Land Wolgast, und der Bezirk von Norköping, angewiesen wurden. Als die Abtretung der Regierung (im Jun.) wirklich erfolgen sollte, erschien sie, im königlichen Gepränge, in der Reichsversammlung, welches sie, nach geendigter Vorlesung der Verzichtsurkunde, ablegte. Die rührende Rede, die sie hielt, lockte von der Versammlung Thränen heraus. Es war allerdings ein ansehnlicher Anblick, eine junge, schöne Königin dem glänzenden Besitze der Krone, mit solcher Gleichmüthigkeit, entsagen zu sehen!

Die schwedischen Bauern waren der Meinung, man müsse die Königin nöthigen, ihre Einkünfte im Reiche zu verzehren. Die Versorgniß, daß sie vielleicht diese Meinung würden geltend machen wollen, bewirkte, daß Christina Stockholm schon nach 5 Tagen verließ. Schon waren zwölf Kriegsschiffe ausgerüstet, um sie nach Deutschland zu bringen, als sie auf einmahl durch Dänemark zu reisen beschloß. Sie kleidete sich als Mannsperson, um mit desto größerer Freyheit reisen zu können. Der größte Theil ihres Gefolges wurde von ihr verabschiedet. Mit einem freudigen Sprung setzte sie über einen Bach der zwischen Schweden und Dänemark die Gränze ausmacht. „Nun bin ich“ (rief sie aus) „endlich in Freyheit; nun bin ich nicht mehr in Schweden, wohin ich niemals wieder zurückkehren werde!“

Die Nachricht von ihrer Niederlegung der Regierung versetzte die auswärtigen Höfe in Erstaunen. Man hörte nicht auf, die Ursachen ihres Entschlusses errathen zu wollen. Die Franzosen schrieben ihn der Bekanntschaft mit ihrer Sprache und Lebensart zu.

So groß

groß war von jeher ihr Nationalstolz! Christina gieng über Hamburg nach Antwerpen. Zu Münster legte sie schon wieder die Kleidung ihres Geschlechtes an. In Brüssel zog sie (im Dec.) mit vieler Pracht ein, und gleich am folgenden Tage gieng sie zur katholischen Kirche über. Dieser Entschluß, der schon seit einigen Jahren bey ihr reifte, war eine Folge von den glücklichen Bemühungen der Jesuiten. Der erste, der ihren für die Sinnlichkeit gestimmten Charakter benutzte, um ihr die Pracht des katholischen Gottesdienstes recht anziehend vorzustellen, war Anton Macedo, der sich (1651), als Beichtvater des portugiesischen Gesandten, in Stockholm befand. Dieser schickte ihr (1652) zwey verkleidete Jesuiten. Auch der Capellan des spanischen Gesandten zu Kopenhagen soll sich in dieser Sache wirksam gezeigt haben. Aber mögen nicht auch Bourdelot und Pimentel, die ihr Vertrauen in so großem Maße besaßen, auf ihre Religionsgestimmungen Einfluß gehabt haben? — Genug, sie schwor zu Brüssel, in die Hände des Vaters Guemes, eines Dominicaners, der Pimentels Gesandtschaftssecretär gewesen war, den

den lutherischen Glauben ab, und suchte hier auf den Schritt, den sie gethan hatte, in einer besondern Schrift zu rechtfertigen.

Da sie ihr Leben in Italien, in diesem für die schönen Künste so klassischen Lande, und vornehmlich zu Rom, hinzubringen gedachte, so diente ihr die katholische Religion allerdings zur Empfehlung. Für ihre Bekehrung interessirte sich nun besonders der Papst sehr lebhaft. Er schickte daher seinen Protonotar Holstenius, einen katholisch gewordenen Hamburger, nach Innsbruck, um daselbst (Nov.) ihr Glaubensbekenntniß zu empfangen. Auf ihrer Reise nach Rom besuchte sie Loretto, wo sie ihre fromme Freygebigkeit durch kostbare Geschenke vereewigte. Zu Rom hielt sie (19. Dec.), als Amazonin gekleidet, und zu Pferde sitzend, einen prächtigen Einzug. Die eigne Ansicht der herrlichen Ueberreste des Alterthums gewährte ihr einige Zeit hindurch ein lebhafteres Vergnügen. Eine angenehme Unterhaltung gewährte ihr aber auch eine Akademie, die sie wöchentlich in ihrem Pallaste hielt, gewährte ihr der Umgang

gang mit einigen Cardinälen, die wegen ihrer ausschweifenden Sitten ziemlich bekannt waren. Ganz unvermuthet (1656) reiste sie nach Frankreich. Wegen des polnischen Krieges, in welchen ihr ehemaliges Reich verwickelt war, wurden ihr ihre Einkünfte nicht ordentlich ausgezahlt, und sie befand sich daher in solcher Geldnoth, daß sie, um das Reisegeld aufzutreiben, ihre Juwelen für 10000 Ducaten verpfänden mußte. Sie stieg zu Marseille ans Land. Ueberall, wo sie hinkam, wurde sie, als der französische Monarch selbst, empfangen. In Paris zog sie gleichfalls in Mannskleibern, und noch prachtvoller, als zu Rom ein. Noch in eben diesem Jahre (im Sept.) kehrte sie nach Italien zurück. Doch im folgenden Jahre befand sie sich schon wieder in Paris.

Christina hatte verschiedene italienische Herren in ihren Dienst genommen. Unter diesen waren ihr Oberstallmeister, der Marschese de Monaldeschi, und ihr Oberhofmeister der Graf von Sentinelli, die vornehmsten. Jener wurde auf diesen, der ihm die vorzügliche Gunst der Königin entzogen hatte, eifersüch-

versüchtigt. Aus Nachsicht mochte er manches zärtliche Geheimniß seiner erhabenen Gönnerin verrathen haben. Sein Briefwechsel, der seine Treulosigkeit beurkundete, kam in die Hände der beleidigten Königin, die ihn ihrem aufgeregten Gefühle zum Opfer brachte. Die schreckliche Scene fiel in dem Schlosse Fontainebleau, dem Aufenthaltsorte der Königin, vor. Dem Prior des damaligen Klosters hatte die Königin (1657 am 6. Nov.) ein versiegeltes Packet, ohne Aufschrift, übergeben. Jetzt (am 10.) befahl sie ihm, ihr dieses Packet wieder einzuhändigen. Sie befand sich, als er zu ihr geführt wurde, in einer Gallerie, in welcher, außer Monaldeschi, auch drey Officiere waren. Die Königin erbrach das Packet, und zog einige Briefe heraus. „Kennt ihr“, sagte sie zu Monaldeschi in rauhem Tone, „diese Hand“? Monaldeschi verneinte es, erblaste aber. Das, was sie ihm zuerst zeigte, waren nur die Abschriften, die sie selbst genommen hatte. Nach einigen Minuten zog sie aber auch die Originale aus der Tasche. Monaldeschi suchte sich nun erst zu rechtfertigen, und die Schuld auf andre zu schieben; endlich

sich aber warf er sich zu ihren Füßen, flehete er um Gnade. Als nun die Officiere rasch den Degen zogen, sprang er auf, und zog die Königin bald in diese, bald in jene Ecke der Gallerie. Sie hörte ihn noch einige Zeit ganz kalt und ruhig an. Aber nach einer Stunde, ließ sie, sich entfernend, an den Prior die Aufforderung ergehn, ihn zum Tode zuzubereiten. Der arme Prior befand sich jetzt fast in eben so großer Angst, als Monaldeschi. Vergebens gieng er der Königin nach, um sie zur Begnadigung des unglücklichen Monaldeschi zu bewegen. Auch einer von den Officieren machte einen fruchtlosen Versuch, ihr Herz zu rühren. Man stellte ihr unter andern vor, daß der König von Frankreich eine solche, in seinem Pallast vorgenommene Handlung, nicht gut aufnehmen würde. Aber Christina war unerbittlich. Sie wäre, wie sie sagte, völlig berechtigt, diese Strafhandlung auszuüben, und den Monaldeschi, auf den sie übrigens keinen besondern Haß geworfen habe, wegen seiner beyspiellofen Verrätherey, hinrichten zu lassen; sie brauchte auch niemanden, als Gott, davon Rechenschaft abzulegen. — Ge-
nugs

nug, Monaldeschi wurde niedergestoßen, und da er sich, sein unglückliches Schicksal ahnend, durch einen Panzer verwahrt hatte, so wurde der Austritt seiner Ermordung um so schreckensvoller. Und Christina konnte, während daß dieses vorging, in einem nicht weit davon entfernten Zimmer ganz ruhig seyn. Ludwig XIV und Mazarini ließen ihr aber ihre Empfindlichkeit über den Schritt, den sie in einem Schlosse des Königs gewagt hatte, ziemlich deutlich merken. Sie hielt sich auch nicht länger, als bis in den May des folgenden Jahres (1658) in Frankreich auf. Der ansehnliche Mißstand von Subsidiengeldern, den sie aus Frankreich mitnahm, war ihr um so willkommener, je weniger ihre Einkünfte aus Schweden ordentlich einliefen. Der Pabst wies ihr zwar einen Jahresgehalt von 12000 Scudi an; er gab ihr aber auch zugleich an dem jungen, wohlgebildeten, muntern Cardinal Azzolini einen Oberhofmeister, der ihre Wirtschaft in gute Ordnung brachte. Wegen ihrer Partheylichkeit für Frankreich, gerieth sie mit dem Pabst in Uneinigkeit. Um so angenehmer war es ihr, daß ihr der Tod

Tod ihres Nachfolgers (1660) einen schicklichen Vorwand zu einer Reise nach Schweden gab, um ihre dasigen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen.

Christina wurde zu Stockholm als Königin empfangen. Sie theilte den Reichstagen den in einer besondern Zuschrift, daß sie, nach dem erbenlosen Tode des jungen Königes, der jetzt den Thron bestieg, auf die schwedische Krone ein unbestrittenes Recht zu haben glaubte; aber man fand dieses Recht so ungegründet, daß man ihr die fernere Auszahlung ihrer Einkünfte nicht eher zusicherte, als bis sie auf die schwedische Krone feyerlich Verzicht geleistet hatte. Es stießen ihr überhaupt so viele Verdrießlichkeiten zu, daß sie (1661 März) ihr Vaterland wieder verließ. Zu Hamburg, wo sie sich hierauf ein Jahr aufhielt, beschäftigte sie sich mit der Goldmacherey, zu welcher sie ein italienischer Chemist, Borri, verleitete. Nachdem sie sich nun wieder einige Jahre zu Rom aufgehalten hatte, fühlte sie (1665) ihre Liebe für das Ausländische so gemäßigt, fühlte sie

sie das Glück des Privatlebens jetzt nicht mehr so reichend, wie ehemals, mochte sie ihren Entschluß, dem Throne zu entsagen, wohl bereuen. Der junge, schwächliche König konnte bald sterben. Sie näherte sich daher wieder ihrem ehemaligen Reiche. Wenn sie aber wirklich die Absicht hatte, die schwedische Krone zum zweyten Mal zu tragen, so durfte sie nicht um die freye Ausübung ihres jetzigen Glaubens anhalten lassen; auch wollte sie ihr der Reichsrath höchstens in der Stille gestatten. Sie sollte aber, wie sie (1667) wirklich nach Stockholm kam, keinen katholischen Geistlichen halten; ja sie sollte nicht einmal bey einem katholischen Gesandten die Messe hören dürfen. Das geringe Vergnügen, das ihre Anwesenheit in Schweden den Großen dieses Reiches machte, leuchtete aber aus der Ungesälligkeit derselben so deutlich hervor, daß sie — sogleich wieder abreisete. Indessen setzte doch der Reichstag des folgenden Jahres fest, daß das, was man ihr versprochen hätte, genau erfüllt werden, daß ihr, und ihren Bedienten, freye Religionsübung gestattet werden sollte. Aber sie kehrte nie wieder
nach

nach Schweden zurück. Erst hielt sie sich noch einige Zeit zu Hamburg auf. Einst brachte sie ihre Ergebenheit für den Papst daselbst (1668) in große Verlegenheit. Sie stellte wegen der Thronerhebung Clemens IX. große Freudenbezeugungen an. An ein Feuerwerk schloß sich eine Illumination an. Unter den Vorstellungen derselben glänzte der Name, das Wappen des Papstes, glänzte die Kirche, die Kegeren mit Füßen tretend. In einer luthertischen Stadt fiel dieses dem Pöbel natürlich auf. Diesem gesellten sich die Matrosen bey, und nun wurden die Fenster des Palastes der Königin eingeworfen, und der Pallast selbst gestürmt. Ihre Bedienten gaben Feuer. Mehrere wurden verwundet, und einige getödtet. Der Lärm wurde nun so groß, daß Christina durch eine Hinterthür zum schwedischen Residenten ihre Zuflucht nehmen mußte.

Ihre letzten Lebensjahre brachte sie un-
ausgesetzt in Rom zu, und, wegen des un-
glücklichen Krieges, den Schweden führte,
befand sie sich manchemahl in Geldverlegenheit.
Der Umgang mit Gelehrten gewährte ihr
jetzt

jetzt das meiste Vergnügen. Der berühmte Cassini stellte in ihrem Pallaste astronomische Beobachtungen an. Nach 20 Jahren (1689 am 19ten April) beschloß sie endlich, 63 Jahre alt, ihr Leben. Der Papst ehrte ihr Andenken durch ein prächtiges Leichensbegängniß. Ihr Haupterbe war der Cardinal Azzolini. An den König und das Reich von Schweden hatte sie gar nicht gedacht. Da Azzolini sie nur zwei Monate überlebte, so kam ihre Verlassenschaft, am Werthe eine halbe Million Scudi, an dessen Neffen; doch mußten von derselben große Legate bestrahlt werden. Ihre Bibliothek wurde dem Papst zu Theil. Ihre geschnittenen Steine, und andre Juwelen, imgleichen ihre Gemälde und Münzen, wurden für 153,000 Scudi verkauft. Unter ihren hinterlassenen Schriften befand sich auch eine von ihr selbst verfertigte Lebensgeschichte.

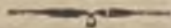
Oleß waren die Schicksale der berühmten Königin Christina, die in ihrem Charakter so viel Sonderbares hatte. Die Größe ihres Körpers fiel unter das Mittelmäßige, zumahl da sie meistens keine Frauenschuhe mit hohen

hohen Absätzen, sondern eine Art von Mannschuhen, trug. Aber ihr kleingebauter Körper hatte eine wolluststammende Figur, über die eine holdseelige Freundlichkeit ausgegossen war. Mit einer breiten Stirne, einer Nasenbrücke, einen kleinen, artigen Mund, vereinigte sie große, feurige Augen, und eine große Veränderlichkeit in den Gesichtszügen, aus welchen jedoch immer etwas Heiteres und Ahnmuthsvolles herausblickte. Der gewöhnliche Ton ihrer Stimme war sehr angenehm, und, bey aller Festigkeit des Ausdrucks, doch immer weiblich. In ihrem Anzuge verrieth sie oft etnige Nachlässigkeit. Ihre Wäsche war nicht selten voll Dintenflecke, oder wohl gar zerrissen. Das öffentliche Speisen war für sie eine unerträgliche Sache, und auf ihrem Zimmer beschäftigte sie der Tisch kaum eine halbe Stunde. Ein Küchensettel brauchte ihr nicht überreicht zu werden, und meistens trank sie nicht, als Wasser. Im gewöhnlichen Umgange war sie so herablassend, daß man selbst die vornehme Dame vergessen konnte; doch wußte sie immer wieder Ehrfurcht zu gebieten. In Frankreich fand man jedoch in ihrem Aeussern immer etwas

Lächers

lächerliches, fand man in ihrem Betragen immer etwas Sonderbares, fand man sie in keinem Stücke einem Frauenzimmer ähnlich. Man tadelte an ihr, daß sie, die Stetsamkeit verläugnend, von männlichen Domestiken, zu einer unschicklichen Zeit, sich bedienen ließ, daß sie, in Gegenwart des Königes, und des ganzen Hofes, ganz ausgelassen lachte, daß sie ihre Füße auf Stühle vor sich hinlegte. Das männliche Geschlecht achtete sie hauptsächlich deswegen, weil es kein weibliches war. Zu ihren lobenswerthen Zügen gehört aber die feine Art, mit welcher sie freymüthig sprach, ohne jemand etwas unangenehmes zu sagen, gehört ihre Abneigung gegen alle Schmeicheley, gehört ihr Wiß und Geschmack, gehört ihr kernhafter, gedrängter Ausdruck. Zu bedauern war es, daß sie, bey ihren höhern Geistesgaben, die Regierung so frühzeitig niederlegte. Nichtzuletzt Secretären zugleich dictirend, und alle Briefe selbst durchlesend, besorgte sie die Regierungsgeschäfte mit einem solchen Eifer, daß sie die längsten Acten durchstudierte, daß sie, selbst durch Krankheiten, von der Theilnahme an der Staatsverwaltung sich nicht abhalten ließ.

Wie glücklich hätte der schwedische Staat unter einer längern Regierung derselben nicht seyn können! Die Kriege, in die er durch ihren raschen Nachfolger verwickelt wurde, wären vielleicht verhindert worden.



Zehnter Abschnitt.

Polen, wo Siegmund III, Vladislaw IV, und Johann II Casimir, eine schwache Regierung führen, wird von dem schwedischen Karl Gustav fast erobert, aber durch die Politik der benachbarten Mächte vom Untergange gerettet. Friedrich Wilhelm von Brandenburg befreit bey dieser Gelegenheit das Herzogthum Preussen von der polnischen Lehnsherrschaft.

Als die Königin Christina ihrem Vetter, Karl Gustav, der sich als König Karl X nannte, den schwedischen Thron überließ, befand sich dieses Reich auf der höchsten Stufe der Macht, die es jemahls erstiegen hat. Die ruhmvolle Theilnahme an dem langen Krieg in Deutschland, hatte die Schweden unter die furchtbarsten Kriegsnationen ver-

setzt,

setzt, hatte ihrem Vaterlande zu wichtigen Besitzungen in Deutschland verholfen. Schweden war damahls die geachtetste Macht im ganzen Norden; die Macht, vor welcher Dänemark und Polen zitterten, mit welcher Rußland den gefährlichen Kampf zu vermeiden suchte. Diese Macht kam nun (1654) durch freye Wahl der schwedischen Reichstände, unter die Leitung des kraftvollen Karls X, der sich nur nicht vorsichtig genug, seinen großen Oheim Gustav Adolf zum Muster wählte. Polen und Dänemark wurden durch seinen raschen Unternehmungsgeist in große Noth versetzt.

Der König Siegmund III von Polen, der die Gelegenheit, die Herrschaft über das ungeheure Rußland seinem Sohne zu erwerben, nicht zu benutzen verstand*), und am Ende (1618) sich mit dem Besitze einiger schönen Provinzen begnügen mußte, verlor auch die Lehnsherrschaft über die Moldau und Walachey nebst der Gränzfestung Ehorzim**)

N 2

und

*) Theil XI, S. 160.

**) Theil XI, S. 217.

und dieses hatte die traurige Folge, daß die fruchtbarsten polnischen Länder, Podolten und Wolhynien, den schrecklichen Verwüstungen der raubsüchtigen Tataren ausgesetzt waren. Während der Zeit wurden ihm von dem schwedischen Gustav Adolf Livland, Kurland, und ein großer Theil von Preussen, entrissen *). Der unpolitische Siegmund entzog seinem Lande aber auch noch den Schutz der braven Kosaken. Die Wichtigkeit ihrer Verfassung nicht einsehend, verboth er ihnen die Streifzüge gegen die Türken und Tataren, die das Feuer ihres Muthes erhielten, und sie zur furchtbaren Schutzwehre Polens machten, unterwarf er ihren Hetman dem von ihm ernannten Kronhetman, ließ er sie von den polnischen Magnaten, die in ihrem Lande (in der Ukraine) Flecken und Dörfer angelegt hatten, als Leibeigene behandeln, drang er ihnen katholische Kirchen und Schulen, und einen Bischof, auf, wollte er sie zwingen, dem Patriarchen zu Constantinopel allen Gehorsam aufzusagen, und dagegen die geistliche Oberherrschaft des Papstes anzuerkennen.

*) Theil XII, S. 93.

Dies reizte die freiheitsliebenden Leute so sehr zur Erbitterung, daß sie seitdem mit den Polen beständig im Kriege lebten. Zum Unglücke war die polnische Nation unter einander selbst uneinig, und Zänkereyen und Empörungen dauerten unter ihnen fast ohne Aufhören fort. Fast jeder Feldzug wurde durch einen Aufstand der Soldaten unterbrochen. Während die fremden Räthe des Königes, und seine Günstlinge, durch die schlechte Wirthschaft und kraftlose Regierung, zu der sie den König verleiteten, allgemeinen Haß auf sich zogen, und den Geist der Unruhe verbreiteten, glaubte sich der Adel zum tyrannischen Verfahren gegen seine unglücklichen Unterthanen berechtigt, wurden, auf Antrieb der katholischen Geistlichkeit, sowohl Einzelne, als ganze Provinzen, ihres Glaubens wegen, gedrückt und verfolgt. Das Mißvergnügen über den König Siegmund, der dieß alles zuließ, war so groß, daß ihn ein schwärmerischer Bösewicht (1620) ermorden wollte; zwei leichte Wunden waren jedoch der ganze Erfolg des schrecklichen Anschlags. Das Bewußtseyn, von der Nation sich nicht geliebt zu

zu sehen, mußte auf Siegmunds Gesundheit schon so nachtheilig wirken, daß die Erschütterung, die ihm (1631 Jul.) der Tod seiner Gemahlin Constantia zuzog, seine eigne Auflösung (1632 April) beschleunigte.

Gustav Adolf von Schweden hatte verschiedene polnische Magnaten gewonnen, um, durch ihre Unterstützung, König von Polen zu werden; aber der Gesandte, dem er die Versorgung dieses Geschäftes auftrug, war aus lauter Eifer so voreilig, seine Anwerbung einen Monath vor dem Tode des Königes Siegmund vorausgehen zu lassen. Als nun der Brief seines Königes in der Reichsversammlung vorgelesen wurde, erregte er nicht allein Erstaunen, sondern auch Unwillen. Er wurde auf dem Markte zu Warschau öffentlich verbrannt. Gustav Adolf warf seinen unvorsichtigen Gesandten ins Gefängniß, und widmete seitdem der polnischen Krone gar keine Aufmerksamkeit mehr. Diese wurde (8. Nov.), zwey Tage nach seinem heldenmüthigen Tode bey Lützen, Siegmunds Sohne, Wladislaw IV, der schon zum Zaar von Rußland bestimmt gewesen war,

war *), zu Theil. Der neue König mußte, wie gewöhnlich, sehr viel versprechen; er mußte sich unter andern verbindlich machen, einen Theil seiner Einkünfte auf den Kriegesstaat, und auf die Anlegung eines adelichen Erziehungsinstituts, zu verwenden, verschleierte Festungen anzulegen, die verlohrnen Provinzen wieder herbeyzuschaffen, die Schulden der Republik zu bezahlen, nicht zu heyrathen. Der gutmüthige Wladislaw versprach manches, was er nicht halten konnte, und hatte, der Leitung seiner Minister sich völlig überlassend, zu wenig Kraft und Klugheit, um das Oberhaupt des polnischen Staates mit Würde und Ansehn vorzustellen. Zwar erwehrten sich die Polen noch glücklich eines Angriffs von Rußland**), und die Russen, die ihnen Smolensk wieder wegnehmen wollten, wurden von den Polen, welche die Uneinigkeit ihrer Generale, und die Empörung ihrer Truppen benutzten, so eingeschlossen, daß sie Gewehr und Artillerie zurücklassen mußten; aber zwey von den Provinzen, auf welche

Ruß;

*) Theil XI, S. 160.

**) Theil XI, S. 163.

Rußland weiter keine Ansprüche zu machen versprach, Liefland und Esthland, befanden sich in der Gewalt der Schweden. Esthland war ihnen schon völlig abgetreten, und den Besitz Lieflands, mußte man, in einem Waffenstillstande auf 26 Jahre, den man durch Frankreichs Vermittlung (1635) schloß, den Schweden auch noch überlassen; auch sollte sich der König von Polen nicht mehr Erbkönig von Schweden nennen dürfen. Das gegen räumten die Schweden dasjenige, was sie in Preussen besetzt hatten.

Polen, welches sich nun von Seiten auswärtiger Mächte in dem Zustande der Ruhe befand, wollte seine ehemahligen Gränzvertheidiger, die Kosaken, seiner Herrschaft wieder unterwerfen. Zur Beförderung dieser Absicht legte man am Dnepr (1637) eine Festung an. Die gemeinen Kosaken glaubten sich von ihrem Hetman, und ihren andern Befehlshabern, die dieses nicht verhinderten, verrathen. Die Wirkung ihrer Vermuthung war die Ermordung derselben, und die Wahl neuer Anführer. Diese mußten sie aber an die Polen ausliefern, die sie, des gegebenen Vers

Versprechens ungeachtet, auf ihrem Reichstage (1638) hinrichten ließen. Auch wurden durch einen Nachspruch eben dieses Reichstages alle Freyheiten des Kosaken Volkes aufgehoben. Diese Demüthigung mußte sich dasselbe so lange gefallen lassen, bis ein eben so kluger als tapftrer Mann, Theodor Chmielnizki, der von einem polnischen Starosten persönlich beleidigt worden war, der Freyheitsretter seiner Nation wurde. Er gieng (1646) zu den Saporogern, an den Wassfällen des Dneprs, die ihn zu ihrem Hetman ernannten. Die Tataren in der Krim versprachen ihm ihren Beystand. Bald (1648) fieng sich zwischen den Kosaken und den Polen ein fёрmlicher Krieg an. Die Polen erlitten zwey schreckliche Niederlagen. Ihre Soldaten giengen schaarenweise zu den Kosaken über. Die Gefangnen, unter welchen sich selbst die beyden Kronfeldherren befanden, wurden von den Tataren, den Bundesgenossen der Kosaken, als Sclaven weggeführt. Schon machte man in Warschau Anstalten, mit den besten Habseligkeiten nach Preussen sich einzuschiffen, als Wladislaws Tod

Tod in der Regierung Polens eine Veränderung hervorbrachte.

Wladislaws einziger Sohn von seiner ersten Gemahlin, einer Schwester des Kaisers Ferdinands III, lebte seit dem vorigen Jahre nicht mehr. Seine zweyte Gemahlin, die schöne Tochter des Herzogs von Mantua und Nevers, Luise Marie, erwarb sich, vielleicht weil er ihre ehemahligen Liebeshändel zu bald erfuhr, seine eheliche Zärtlichkeit so wenig, daß diese Verbindung ohne Kinder blieb. Ihm folgte daher sein Bruder Johann II Casimir, mit dessen Regierung sich für Polen eine lange Reihe von Unglücksfällen anhebt. Er selbst hatte schon ein sehr widriges Schicksal gehabt. Als er zehn Jahre früher, ohne Paß, von Italien nach Spanien reisend, in der Provence landete, wurde er, auf Rixhelius's Befehl (weil sein Bruder Ferdinands III Schwager war) in Verhaft genommen, und in ein enges und hartes Gefängniß gesteckt, in welchem er bis in das zweyte Jahr (1640 Feb.) schmachten mußte. Bey der Wahl zur Königswürde (1648 Nov.) hatte er seinen jüngern Bruder zum Mitbewerber; dieser

dieser stieß sich jedoch durch Zureden bewegen, ihm seine Ansprüche auf die Krone aufzuopfern. Johann Casimir II der nun (am 17.) einstimmig gewählt wurde, war auf seiner zweyten Reise nach Italien Jesuit, und hernach Cardinal geworden, hatte aber die letzte Würde schon vor zwey Jahren wieder niedergelegt, und weltliche Kleidung angezogen. Jetzt ließ er sich, durch den französischen Gesandten, bereben, die eben so räthelvolle als schlaue Wittwe seines Bruders zu heyrathen. Dieß geschah mit Bewilligung des Papstes, dessen Nuncius ihm einen Degen und eine Fahne, die der h. Vater zum Krieg gegen die Kosaken geweiht hatte, überreichte.

Johann Casimir, ein schlechter Feldherr, fand die Vertheidigungsanstalten seines Vaterlandes in noch schlechterm Zustande. Rothrusland war schon im Begriffe, mit den Kosaken in Verbindung zu treten, als der Fürst Jeremias von Wisniowiezki, obgleich nicht zum Feldherrn ernannt, nur durch den Uebermuth der Kosaken gekränkt, auf eigne Kosten, ein Heer anwarb. Chmielnizki, der, mit seinen vorigen Siegen sich begnügend, bloß wegen

wegen der Wiederherstellung der Rechte seiner Nation unterhandelt, und die Tataren, seine Bundesgenossen wieder nach Hause geschickt hatte, wurde jetzt von den Polen, des Waffenstillstandes ungeachtet, unvermuthet angegriffen; allein die Tataren kamen bald zurück; die Polen wurden geschlagen, und sahen mehrere von ihren Oertern verwüsten. Die Ueberlegenheit der Kosaken und Tataren war für die Polen (1649) so drückend, daß man sich entschließen mußte, den Tataren ihren gewöhnlichen Tribut von neuem zu versprechen, und den Kosaken ihre alten Rechte und Freyheiten wieder einzuräumen. Doch die aus der tatarischen Gefangenschaft zurückgekehrten Kronfeldherren empfanden, wegen des großen Lösegeldes, das man ihnen abgepreßt hatte, einen so gewaltigen Aerger, daß sie ihre Landsleute unaufhörlich zur Feindschaft gegen die Kosaken reizten. Chmielnizki wich, mit der Schwäche des polnischen States wohl bekannt, einem neuen Kriege mit demselben gar nicht aus. Dieser dauerte so lange mit abwechselndem Glück, bis die Kosaken Rußlands Beystand erhielten.

Wäh-

Während daß Polens Kräfte gegen seine Nachbarn sich verminderten, dauerte auch der traurige Zustand in seinem Innern fort. Die Freyheit des polnischen Adels erstieg den höchsten Gipfel der Ausgelassenheit. Unter der Regierung des Königes Johann Casimir, kam (1652) die traurige Gewohnheit auf, daß ein einziger Landbothe, oder Abgeordneter eines Bezirkes, den Beschluß der ganzen Reichsversammlung für ungültig erklären konnte, und seit diesem unglücklichen Vorrechte, das man das *liberum veto* nannte, wurde fast jeder Reichstag abgebrochen, sank Polens Regierungsverfassung immer tiefer. Weil nun auf den allgemeinen Reichstagen fast gar nichts mehr ausgemacht werden konnte, so wurden die *Conföderationstage*, wo die Stimmenmehrheit entschied, desto häufiger. Der Adel maßte sich nemlich auch das Vorrecht an, *Verbündungen*, oder sogenannte *Conföderationen*, unter sich zu schließen, um sich den ihm unwillkommenen Beschlüssen der allgemeinen Versammlung desto nachdrucksvoller widersetzen zu können. Auch bey den Armeen wurden, vornehmlich wenn der Sold ausblieb, zuwei-

len

len solche Conföderationen geschlossen. Die besondern Conföderationen schlossen sich, besonders zur Zeit eines Zwischenreiches, in eine allgemeine an einander an. Für Bärger und Bauern war dieser Zustand, wo der Adel sich so große Vorrechte anmaßte, um so drückender.

Der verwirrte und schwache Zustand Polens zeigte sich aber recht auffallend, als der schwedische Karl Gustav, in Verbindung mit dem Kurfürsten von Brandenburg, den polnischen Staat zu vernichten drohete. Johann Casimir wollte die, von seinem Vater Siegmund III auf Schweden geerbten Ansprüche, dem neuen Könige dieses Reiches nicht aufopfern. In dem täuschenden Wahne, der schwedischen Macht Trotz biethen zu können, nannte er den Karl Gustav nicht König von Schweden, sondern nur König der Schweden. Aber in der größten Geschwindigkeit rückte Karl Gustav (1655 Jul.) von Stettin aus, nach Polen. Bey seinem Heere befand sich, unter andern Verräthern seines Vaterlandes, auch der Unterkanzler Radziejowski, der die Königin beleidigt hatte, und

und deswegen, in einem Proceß mit seiner Gemahlin, ungerecht behandelt worden war. In kurzer Zeit waren die beyden Wojwodschaften Posen und Kalisch in der Gewalt der Schweden. Johann Casimir, dessen Heldenthum nun auf einmahl niedergeschlagen war, flüchtete nach Oberschlesien, und noch vor Ablauf des Jahres wurde das ganze polnische Preussen, und der größte Theil von Lithauen, von den Schweden besetzt, und Danzig leistete nur noch Widerstand. Der siebenbürgische Fürst Nagoczyn bemächtigte sich indessen der Stadt Krakau. In dieser Angst wußte sich Johann Casimir nicht anders zu helfen, als daß er sein Land, und sein Kriegsvolk, dem Schutze der Jungfrau Marie, die er förmlich zur Königin von Polen erklärte, übergab.

Unter diesen Umständen war es für den König von Polen das größte Unglück, daß sein mächtigster Lehnsmann, der Herzog von Preussen, sich mit seinem Feind vereinigte. Das Herzogthum Preussen *) war schon seit
lang

*) Theil XI, S. 110.

langer Zeit an den Kurfürsten von Brandenburg gefallen. Albrecht, der erste Herzog dieses Landes, der sich durch die Universität zu Königsberg ein Andenken gestiftet hat, hatte (1564) seinen Sohn Friedrich Albrecht, zum Nachfolger. Dieser bewies schon das durch wenig Stärke des Geistes, daß er an den Zänkereyen seiner Theologen zu lebhaft Antheil nahm. Als nun seine Sinnlichkeit, bey dem Hochzeitfeste eines Hauptmannes, zu mächtig gereizt wurde, gerieth er, durch seinen vielgeltenden Hofprediger auf seinen sündhaften Zustand aufmerksam gemacht, auf den Einfall, seinen empörten Trieben durch eine Arzney Einhalt zu thun. Die Wirkung dieser Arzney hatte aber die traurige Folge, daß er seinen Verstand völlig verlor. Nun übernahm (1578) sein Vetter, der Markgraf Georg Friedrich, die Regierung. Nach dessen Tode (1605) fiel sie an den mit demselben verwandten Kurfürsten von Brandenburg, Joachim Friedrich, der eine Tochter des blödsinnigen Herzogs zur Gemahlin hatte. Diesem gab sein kluger Kanzler Distelmeyer den Rath, die polnische Bezeichnung mit dem Herzogthume Preuss

Preussen auch auf die kurfürstliche Linie des Hauses Brandenburg ausdehnen zu lassen. Der König von Polen, Siegmund III, der Schwager des Kurfürsten, hatte nicht viel dagegen einzuwenden. Aber Joachim Friedrichs Sohn, der Kurfürst Johann Siegmund, gleichfalls ein Schwiegersohn des unglücklichen Herzogs, und also ein Schwager seines Vaters, brachte es dahin, daß er die Versicherung erhielt, nach dem erblosen Tode des blödsinnigen Herzogs, der erst im Jahr 1618 erfolgte, seine Lande in Besitz nehmen zu dürfen. Der Nachfolger dieses Kurfürsten war Georg Wilhelm, der sich im dreyßigjährigen Kriege so oft in Noth befand. Wie ganz anders war die Rolle, die sein Sohn Friedrich Wilhelm spielte, der im westphälischen Frieden so ansehnliche Länder erwarb, der das kleine Heer seines Vaters (3600 zu Fuß und 2500 zu Pferde) bis auf 28000 Mann vermehrte, der der bedrängten Republik der vereinigten Niederlande Beystand leistete, und mit dem großmächtigen König von Frankreich zweymahl einen ehrenvollen Frieden schloß. Dieser

Galletti Weltg. 13r Th. C hätte

hätte dem Könige von Polen, seinem Lehnsherrn, gegen den schwedischen Karl Gustav, einen entscheidenden Beystand leisten können; aber die Verbindung, die ihm eben dieser Karl Gustav antrug, versprach ihm zu viel Vortheil, als daß er sich derselben hätte entziehen sollen. Sein General, der Graf Georg Friedrich von Waldeck, machte ihn besonders auf die schöne Gelegenheit, das Herzogthum Preussen von der polnischen Oberherrschaft zu befreien, aufmerksam. Friedrich Wilhelm hatte zwey Wege vor sich, um zur Unabhängigkeit Preussens zu gelangen. Johann Kasimir ließ ihm diese Unabhängigkeit, unter der Bedingung, daß er Westpreussen, und das angränzende Polen gegen Schweden in Schutz nehmen möchte, freywillig antragen. Auch trat er deswegen mit dem Könige Karl Gustav in Unterhandlungen. Dieser, der die Eroberung des ganzen polnischen Landes sich einmahl zum Ziele gewählt hatte, drang jedoch auf eine völlige Verbindung gegen Polen. Friedrich Wilhelm behielt auch nicht lange Zeit, seine Entschlüsse zu fassen. Karl Gustav rückte zugleich von zwey Seiten so geschwinde her, bey,

bey, daß Friedrich Wilhelm, der (1656 Jan.) mit seinem Kriegsvolke bey Königsberg sich fast ganz eingeschlossen sah, kein andres Rettungsmittel, als einen Vergleich, wußte. Polen, hieß es nun, hätte seine Verbindung mit Preussen zuerst aufgegeben (weil es demselben keinen Beystand leisten konnte); der Kurfürst wäre daher gleichfalls aller Verbindlichkeiten gegen Polen entledigt. Preussen sollte unter die Lehnsherrschaft von Schweden kommen; dagegen sollte der Kurfürst Ermeland erhalten. Friedrich Wilhelm scheute sich noch, gegen seinen ehemahligen Lehnsherrn als Feind aufzutreten; aber Karl Gustav drang so lange in ihn, bis er (im Jun.) zu einem förmlichen Bündnisse sich verstand. Vorläufig verglich man sich jetzt schon wegen der künftigen Theilung Polens, und dieses schien also schon damahls ein Land, das sich sehr gut theilen ließ!

Doch Johann Kasimir hatte während der Zeit ein Heer von 40000 Polen und Tataren zusammengebracht. Mit diesem rückte er (1657 Jul.) bis Warschau vor. Hier stellten sich nicht mehr, als 16300 Schweden und

Brandenburger, aber lauter geübte Leute, ihm entgegen. Die französischen Gesandten suchten die Schlacht durch einen Vergleich zu verhindern; aber der schwachsinnige Johann Casimir erklärte, auf seine große Arme sich verlassend: er habe die Schweden den Tataren zum Frühstücke zgedacht, und er wollte den Kurfürsten an einen Ort bringen lassen, den weder Sonne noch Mond beschien. Aber wie ganz anders war der Erfolg! Zwey Könige, und ein Kurfürst, fielen in dieser Schlacht, unter den Augen einer Königin, der Königin von Polen, die, aus den Fenstern des warschauer Schlosses heraussehend, die über die Brücke marschierenden Krieger zur Tapferkeit ermunterte, und ihren Thaten in der Ferne zusah. Diese fielen aber gar nicht rühmlich aus. Der große Haufe der Polen und Tataren wurde von den braven Schweden und Brandenburgern völlig geschlagen.

Der glänzende Sieg bey Warschau brachte aber den eroberungsfüchtigen Karl Gustav dem großen Tiefs, das er sich gewählt hatte, wenig näher. Sein Bundesgenosse, Fried-

rich

rich Wilhelm, fühlte sich gar nicht geneigt, seinen Plan, Polen ganz zu vernichten, beifördern zu helfen, und wenn er es auch wünschte, so machte ihn das Verhältniß zu seinen Nachbarn vorsichtig. Der Kaiser, und die meisten deutschen Reichsstände, wollten Schweden, das sich in Deutschland so fürchtbar gezeigt hatte, durch Polens Unterdrückung nicht noch mächtiger werden lassen. Auch Rußland, Dänemark und Holland traten jetzt als Feinde von Schweden auf. Eine fortgesetzte Verbindung mit demselben konnte dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm also allerdings gefährlich scheinen. Genug, er benutzte erst Karl Gustavs Verlegenheit, um durch einen Vergleich mit demselben (1655 am 10. Nov.) die Unabhängigkeit Preussens anerkennen zu lassen. Bald zeigte er aber ganz deutlich die Absicht, das polnische Reich von dem Untergange retten zu helfen. Karl Gustav wünschte, daß er, während seines Feldzuges gegen die Dänen, den dem Könige von Polen zu Hülfe ziehenden Truppen des Kaisers sich widersetzen möchte; allein Friedrich Wilhelm stellte ihm die Gefahr, in die er dadurch gerathen würde, so überzeugend vor, daß

daß er nicht weiter in ihn drang. Auch fühlte es Karl Gustav sehr gut, daß er, in seiner damaligen Lage, die Eroberungen in Polen nicht würde behaupten können. Er ließ es daher geschehen, daß Friedrich Wilhelm mit Polen sich wieder ausöhnte. Johann Casimir, der sich glücklich schätzen mußte, den Kurfürsten von Brandenburg nicht mehr zum Feinde zu haben, gestand ihm endlich, in einem zu Wehlau in Preussen (1657 Sept.) geschlossenen Vertrage, die Unabhängigkeit des Herzogthums Preussen zu; doch mußte der Kurfürst sich verbindlich machen, Ermeland wieder herauszugeben, und dem Könige von Polen gegen Schweden (also gegen seinen bisherigen Bundesgenossen) Beystand zu leisten. So wurde Polen, durch Friedrich Wilhelms Politik, noch erhalten! Aber auch ein andres Reich, dem der rasche Karl Gustav den Untergang drohete, rettete die Politik der übrigen Mächte von Europa!

Elfter Abschnitt.

Ende der Regierung Christians IV. Ulfeld dessen vielgeliebter Minister. Ueber Friedrich III fällt Karl Gustav so mächtig her, daß Dänemark nur durch die Politik der übrigen Mächte gerettet wird. Dänemark verwandelt sich in ein uneingeschränktes Erbreich. Greiffenfeld spielt daselbst eine sehr bedeutende Minister-Rolle. Karl XI von Schweden zieht sich, durch den Krieg gegen Brandenburg, zu welchem er sich durch Frankreich verleiten läßt, eine sehr gefährliche Lage zu.

Christian IV von Dänemark, der, im dreißigjährigen Kriege, die unglückliche Rolle, nicht ganz durch seine Schuld spielte*), bleibt immer ein König, der sich um sein Reich mannigfaltige Verdienste erworben hat. Der Krieg, in welchen er mit Schweden gerieth,

war

*) Theil XI. S. 99. Theil XII, S. 57. 323.

war nicht bloß eine Folge seiner politischen Eifersucht über Schwedens so schnell steigende Macht. Die großen Kriegsschulden, und der Aufwand, den der ansehnliche Hofstaat veranlaßte, machten eine Vermehrung der Staatseinkünfte unumgänglich nothwendig. Die Erhöhung des Zolles, den die durch den Sund gehenden Schiffe entrichten mußten, schien das schicklichste Mittel ihrer Vermehrung zu seyn. Es wurden daher neue Zollbedienten angeordnet; die Schiffe wurden genauer, sie wurden manchemahl zweymahl durchsucht; man maß sogar den Tonnen-Inhalt der Schiffe aus, und bemerkte ihn durch eingekreuzte Zahlen. Weil nun die schwedischen Schiffe, alter Verträge zufolge, von der Entrichtung des Sundzolles frey waren, so suchten die fremden Kaufleute die dänischen Zollbedienten durch die schwedische Flagge zu täuschen. Dieß bewirkte den Befehl, nun auch die schwedischen Schiffe zu durchsuchen, und jedes Schiff, das eines solchen Betruges sich schuldig gemacht hatte, wurde nun für verfallen erklärt. Dieses Schicksal traf (1643) drey solche Schiffe. Der schwedische Reichsrath erklärte dieses Verfahren für ein

nen

nen Friedensbruch, und — Torstensou drang ganz unvermuthet in die dänischen Länder ein*). Christian IV., der vergebens gewarnt wurde, hielt es für ganz unmöglich, daß Schweden zwey so entfernte Kriege auf einmal führen könnte. Torstensons Versuch (1644), von Jütland nach Fühnen überzusetzen, wurde vereitelt; aber Christians IV. Plan, sich der Stadt Gothenburg zu bemächtigen, hatte auch keinen glücklichen Erfolg. Eine Flotte von 20 Schiffen, die Ludwig von Geer, ein reicher, über den dänischen Sund Despotismus äußerst ausgebrachter Kaufmann in den Niederlanden ausgerüstet hatte, kam der Stadt zu rechter Zeit zu Hülfe. In der Schlacht auf der Kolberger Heide, die Christian IV. (1. Jul.) der schwedisch-holländischen Flotte lieferte, wurden ihm, sehr tapfer sechtend, durch den Splitter eines zerschossenen Bretes, zwey Zähne, und das rechte Auge ausgeschlagen, und das linke Ohr zerrissen. Dennoch wich Christian, eine Wunde darüber setzend, nicht von der Stelle. Die schwedische Flotte zog sich auch nach Kiel zurück. Einige Monathe darauf (im Oct.) hatte aber die dänische Flotte das Unglück,

*) Theil XII, C. 323.

von

von der schwedischen, mit welcher sich die geersche vereinigt hatte, völlig geschlagen zu werden. Der schwedische Reichskanzler Oxenstern hätte den Krieg gern so lange fortgesetzt, bis das dänische Reich ganz vernichtet worden wäre; wenigstens wünschte er den Sundzoll ganz abzuschaffen. Aber Frankreich drang auf den Frieden, den Dänemark (1645) freylich durch einige Provinzen erkaufen mußte.

Christian IV., der so unglückliche Kriege führte, war ein Beförderer der Wissenschaften und des Handels. An ihm hatte der bekannte Astronom Tyge Ottesen Brahe einige Zeit einen vorzüglichen Gönner. Dieser von einem adlichen Geschlechte in Schonen herstammende Mann, besaß schon in seinem 13ten Jahre eine solche Fertigkeit in der lateinischen Sprache, daß er sie durch Verse in derselben beweisen konnte. In einem Zweykampf, in welchen er als Student zu Rostock verwickelt wurde, hatte er das Unglück, seine Vordernase zu verlieren; seit der Zeit trug er eine silberne Nasenkappe. Unter allen Wissenschaften hatte aber Astro-

nomie

nomie und Chemie den meisten Reiz für ihn. Daher baute er auf seinem Gute eine Sternwarte und ein Laboratorium; auch hielt er zu Kopenhagen Vorlesungen. Diese erwarben ihm das Zutrauen des Königs Friedrichs III in so großem Maße, daß er ihm (1576) nicht nur die kleine Insel Hveen auf seine Lebenszeit einräumte, sondern daß er ihm auch, durch einen Aufwand von 100,000 Thalern, in den Stand setzte, in der Mitte dieser Insel, die Uranienburg zu bauen, und sie mit einer ansehnlichen Büchersammlung, mit zwey Sternwarten, und einem Laboratorium, zu versehen. Aber Brahe wurde durch seinen ausgebreiteten Ruhm so stolz, und machte sich dadurch so viele Feinde, daß man ihm die Gewogenheit Christians IV immer mehr entzog. So man nöthigte ihn endlich (1599) Dänemark zu verlassen. Nun nahm ihn der Kaiser Rudolf II in seinen Dienst; er starb aber nicht lange hernach zu Prag (1601 Oct.). Im Grunde verdiente er die große Untersätzung, die man ihm hatte angedeihen lassen, nicht ganz; denn er war, im ehrwürdigen Sinne überzeugt, daß die Sonne sich um die Erde bewege, und seine

seine astronomischen Kenntnisse hatten hauptsächlich abergläubige Sterndeuterey zum Gegenstande.

Eine Unternehmung, die dem Könige Christian IV Ehre macht, war der Versuch, Grönland, diese ehemahlige Provinz von Norwegen, mit den übrigen dänischen Staaten wieder in Verbindung zu bringen. Der Admiral Lindenow, dem er in Oberbefehl über die drey dazu bestimmten Schiffe anvertraute, benutzte die alten isländischen Nachrichten, und das Tagebuch eines gewissen Nelle, den der König Friedrich II nach Grönland geschickt hatte. Er trennte sich deswegen von den beyden übrigen Schiffen, und es gelang ihm (1605), an der östlichen Küste, etwas oberhalb des Vorgebirges Farewel, zu landen; die beyden übrigen Schiffe fuhren hingegen durch die Davis'sche Straße, nach der westlichen Küste. Sie brachten allerley Producte mit, die dem Könige Christian Lust machten, den Admiral Lindenow im folgenden Jahre (1606) mit 5 Schiffen dahin zu schicken. Er nahm seinen Weg nach der westlichen Küste; aber die Grönländer waren über die Entführung

von

einigen ihrer Landsleute noch so erbittert, daß sie ihm keine Landung gestatteten, und ein dritter Versuch mit zwey Schiffen (1607) wurde durch das Treibeis vereitelt. Doch der Wallfischfang bey Grönland, den sich andre Nationen zueigneten, und der zum Schleichhandel nach Isöland Gelegenheit gab, bewog den König Christian, Kriegsschiffen in die Davis'sche Straße zu schicken, und von den Wallfischfängern sich Zoll geben zu lassen. Dadurch erwachte die Idee, die dänische Herrschaft über Grönland von neuem geltend zu machen. Der Schiffscapitain Munk, der diese Idee ausführen sollte, bekam zugleich den Auftrag, über Nordamerika, einen kürzern Weg nach Asien, aufzusuchen. Er fuhr daher westlich von dem Vorgebirge Farewel, und fand (1619 im Aug.) erst die kurz vorher von dem Engländer Hudson entdeckte Straße und Bay, die er Christiansstraße und Christianssee nannte. Aber die Pfäde, die er einrammelte, und die Wappen, die er an denselben anheftete, konnten die vorigen Benennungen doch nicht verdrängen. Er setzte hierauf seine Fahrt so lange fort, bis ihn an einer Küste von einem Lande,

welches

welches er Neu-Dänemark nannte, das Eis so einschloß, daß er mit seinen Leuten einen höchst traurigen Winter zubringen mußte. Mit dem kleinsten von ihren Schiffen kamen sie endlich, nach einem schrecklichen Kampfe mit allerley Widerwärtigkeiten, wieder nach Bergen zurück. Der König Christian stiftete nun zwar (1620) eine grönländische Handlungsgesellschaft, die jährlich zwey Schiffe auf den Wallfischfang schicken sollte; aber die mit dieser Fahrt verbundenen Gefahren schreckten von der Theilnahme an derselben so gewaltig ab, daß die Gesellschaft nach einigen Jahren (1624) schon wieder aufhörte. Nicht viel mehr Glück hatte eine isländische Handlungsgesellschaft, durch die Christian (1620) dem Handel der Stadt Hamburg Eintrag thun wollte. Sie sollte den ausschließlichen Handel nach Nordland, den Farbern, der Insel Island, haben, aber dabey die Bedingung erfüllen, alle Waaren nach dem neugebauten Glückstadt zu bringen. Allein, zwey algerische Raubschiffe, auf welchen sich meistens englische, mit diesen Gewässern sehr bekannte, Renegaten befanden, zerstörten die Waarenlager und Niederlassungen der Gesellschaft auf

auf Island und thaten ihr so großen Schaden, daß sie seitdem nur kümmerlich fortlebte, und endlich (1662) auch wieder aufhörte.

Desto besser gelang Christians Plan wegen einer ostindischen Handlungsgesellschaft, welche (1616) das Recht erhielt, jährlich zwey Schiffe nach Ostindien abgehen zu lassen. Um eben diese Zeit kam der holländische Kaufmann Vosshouwer, der sich für einen Gesandten des Kaisers von Ceylon ausgab, und im Namen desselben um Schutz gegen die Portugiesen anhielt, nach Kopenhagen. Christian überließ ihm (1618) ein Kriegsschiff, nebst 450 Soldaten, an welches sich eine Jagd, und 5 Handlungsschiffe, anschlossen. Das kleine Geschwader, dessen Befehlshaber der Admiral Giedde war, kam (1620 May) glücklich an der Küste von Ceylon an; aber der Kaiser von Candy wollte sich auf keinen Handelstractat einlassen. Um nun wegen der aufgewendeten Kosten eine Entschädigung zu erhalten, wurden Vosshouwers Besitzungen (dieser Mann war indeß gestorben) für den König von Dänemark eingezogen. Indessen hatte Krappe, Vosshouwers

Houwers Handelsgenosse, mit dem Rajah zu Tanshaur, auf der Küste Koromandel, einen Vertrag, wegen eines dänischen Handelsbezirks zu Trankebar eingeleitet. Dieser wurde nun (1620 Nov.) von dem Admiral Biedde glücklich abgeschlossen. Trankebar, ehemals eine ansehnliche, aber durch eine Ueberschwemmung verwüstete Stadt, hatte eine dem Handel sehr günstige Lage, besonders aber einen vortrefflichen Hafen. Hier baute nun Biedde ein steinernes Schloß, welches er Dansborg nannte. Krappe, den er zum Statthalter der neuen Colonie ernannte, arbeitete an dem Einporkommen von Trankebar mit solchem Eifer, daß es sich bald in einen ansehnlichen, volkreichen Ort verwandelte. Die ostindische Gesellschaft wurde auch durch manches reich beladene Schiff erfreut. Demungeachtet gerieth sie, wegen der großen Kosten, welche die Unterhaltung der neuen Pflanzung erforderte, in einen so bedrängten Zustand, daß bloß die freygebigte Unterstützung des Königes sie vom Untergange rettete.

Christian IV, der sich das Gewerbe seiner Nation so angelegen seyn ließ, baute, außer

auffer Glückstadt, auch noch Christiania und Christianssand in Norwegen, und stiftete das Gymnasium zu Odensee, und die Ritterakademie zu Sorde. Er hat sich also um sein Reich unvergeßlich verdient gemacht. Aber eben diesem Reiche hat er, durch seine Liebeshandel, und die daher entstehenden Folgen, manches Unglück zugezogen. Der erste Liebeshandel, in den er sich verwickeln ließ war der, zu dem ihn Christine Monk, die schöne Tochter eines Amtmanns, 18 Jahre nach seiner Vermählung mit der brandenburgischen Prinzessin, Anna Katharina, verleitete. Die Gewalt, die sie über seine Sinnlichkeit erhielt, war so groß, daß er sich dieselbe (1615 April) an die linke Hand antrauen ließ. Ihre Kinder waren daher zwar nicht königlich, aber doch ehelich. Auch erhielt sie sich bey der Gewalt, die sie über ihn hatte, so glücklich, daß er sie (1630) zur Gräfin von Schleswig und Holstein erhob, daß er sie in das Kirchengebeth einzuschließen befahl. Nun wurde sie übermüthig und herrschsüchtig. Nun sank sie aber auch von dem Gipfel ihres Ansehns wieder herab. Wibke Krusen, eine Kammerjungfer derselben, gewann das Galketti Weltg. 131 Th. I Zutrau

Zutrauen des Königes so sehr, daß er ihr, als sie ihre Frau der Untreue beschuldigte, völlig glaubte, daß er eine um diese Zeit (1632) geborne Tochter nicht für sein Kind anerkennen wollte, daß er ihr sogar den Proceß machen ließ. Der Proceß endigte sich mit der Scheidung. Ihre Strafe war der Verhaft auf einem Schlosse, wo sie sehr gelinde behandelt wurde, und bis kurze Zeit vor dem Tode Christians IV (1648) lebte. Sie starb, als eine Mutter von vielen Kindern, zehn Jahre später (1658).

Ungeachtet die Mutter in Ungnade gefallen war, so galten doch ihre Schwiegerväter sehr viel. Graf Corfiz Wlfeld, Sohn des Reichskanzlers Jacob Wlfeld, auf deutschen Universitäten gebildet, aber zu feurig, zu ehrfürchtig, um mit dieser Bildung sich zu begnügen, reisete, wider den Willen seines Vaters, nach der Schweiz, nach Frankreich und Italien, und gerieth, von Dänemark aus nicht mehr unterstützt, in die dürrigsten Umstände. Erst in Oldenburg am Hofe, und hernach in Dänemark in Kriegsdiensten, darauf Hoffunker, gewann er, als ein wohl-

gebau-

gebauter, einnehmender, scharfsinniger, kenntnißreicher, gutschprechender, in den Geschäften sehr gewandter, Welt- und Menschenkenntniß besitzender junger Mann, Christians IV Gunst auf eine sehr ausgezeichnete Art. Aber Eleonore Christline, seine Lieblings Tochter, empfand auch für denselben eine so zärtliche Zuneigung, daß sie ihn einigen Prinzen vorzog. In Zeit von drey Jahren (1633 bis 1636) bis zu der Zeit der Vermählung mit derselben, wurde er Ritter des Elephantenordens, Reichsrath, Statthalter von Kopenhagen, Großschatzmeister. Der Kaiser Ferdinand III erhob ihn (1641) in den Reichsgrafenstand, und sein König ernannte ihn endlich (1643) zum Reichshofmeister, dessen Stelle er seit elf Jahren gleichsam für ihn aufgespart hatte. Dieses hohe Staatsamt verschaffte ihm eine fast königliche Gewalt; es verschaffte ihm die Oberaufsicht über die Finanzen, die Flotte, die Armee. Sein Stolz, seine Herrschsucht, sein Hang zur Pracht bekam dadurch immer mehr Nahrung. Gegen Personen seines Standes zeigte er sich sehr gebietherisch, und, wenn er von ihnen beleidigt wurde, sehr rachsüchtig; ge-

gen niedrige war er um so herablassender. Sein Benehmen gegen den Adel, und die großen Reichthümer, die er zusammenbrachte, machten ihn zum Gegenstande des Neides und Hasses. Diesen vergrößerte er durch die Veranlassung des unglücklichen schwedischen Krieges, und durch einige für die Untertanen drückende Anordnungen, zu welchen besonders die Verringerung des innern Gehaltes der Münze gehörte.

Ulfelds heftigster Gegner war sein Schwager, Hannibal Sehested, Christians zweyter Schwiegersohn, Statthalter in Norwegen; ein Mann mit einem durchdringenden, schlaun, sich sehr gegenwärtigen, und durch viele Kenntnisse, besonders politische, ausgebildeten, durch eine einnehmende Beredsamkeit unterstützten Geist, aber doch so tief unter Ulfeld, daß er es selbst fühlte, daß er, von Eifersucht angetrieben, beständig an dessen Sturze arbeitete. Zu rechter Zeit nachgebend und sich verstellend, sah er das Ziel seines Bestrebens endlich auch erreicht. Ulfeld wurde von seinen Feinden beschuldigt, daß, im letzten schwedischen Kriege, die Flotte, seines

Eigens

Eigennuzes wegen, der nothwendigsten Bedürfnisse entbehrt hätte, daß kurz vor dem Seezuge (1644) auf fünf hundert Matrosen von ihm abgedankt worden wären. Er bewies das Gegentheil, und bath zugleich um seine Entlassung; Christian schickte ihn aber nach Holland und Frankreich.

Ulfelds Ministerium war Ursache, daß Christian IV, in den letzten Jahren seiner Regierung, von seinen Unterthanen weniger geliebt wurde. Er hatte aber auch noch die Betrübniß, seinen Thronfolger, den Prinzen Christian, (1647 Jun.) sterben zu sehen, und ehe die Stände noch in die Wahl des zweyten Prinzen Friedrich eingewilligt hatten, endigte Christian IV (1648 am 28ten Febr.) selbst sein Leben.

Die Reichsräthe ernannten, weil noch kein König gewählt war, eine vormundschaftliche Regierung, deren Mitglieder Ulfeld, Sehested, der Reichsmarschall Wilde, und der alte Reichsadmiral Giedde, waren. Ulfeld, der dem Prinzen Friedrich sehr abgeneigt war, verbarg ihm den gefährvollen Zustand

Zustand

Zustand seines Vaters bis zum dritten Tage nach seinem Tode. Dabey war es jedoch sein Plan, den Thron entweder sich selbst, oder dem Grafen Waldemar Christian, dem Sohne der Monik, zu verschaffen. Eben dieser Plan aber bestimmte die Reichsstände, besonders die vom niedern Adel, Friedrichs Wahl zu befördern. Nach langen Unterhandlungen, genoß endlich Friedrich III. des Glücks, König von Dänemark zu heißen. Aber er mußte sich gewaltigen Einschränkungen unterwerfen. Die Stellen der Reichsräthe, ja sogar die höchsten Reichsämtner, und die norwegische Kanzlerstelle, sollte er bloß, der Präsentation des Reichsraths zu Folge, bezeugen dürfen; auch sollte in andern wichtigen Angelegenheiten die Stimmenmehrheit entscheiden. Man untersagte ihm sogar, ohne Bewilligung des Reichsrathes, in fremde Länder zu reisen. Ulfeld hatte über seinen vereitelten Plan einen solchen Aerger, daß er die Krone, die er als Reichshofmeister verwahrte, zur Krönung nicht ausliefern wollte. Doch sein Aerger stieg immer höher. In seiner Abwesenheit wurde der Monik, und ihren Kindern, der fernere Gebrauch des

gräfi

gräflisch-schleswig-holsteinischen Titels untersagt. Seitdem erschien Ulfeld nicht mehr am Hofe; seitdem gab es in Kopenhagen zwey Partheyen, die Hofparthey, und die ulfeldsche. Die erste brachte es nicht nur dahin, daß der erst zwey Jahre alte Prinz Christian zum Nachfolger erwählt wurde, sondern setzte auch eine Untersuchung des Zustandes der Staatswirthschaft durch. Ulfeld bertief sich, um dieser Untersuchung auszuweichen, auf eine schriftliche Versicherung des vorigen Königes, daß er deswegen niemahls zur Rechenschaft gezogen werden sollte; diese fand jedoch der neue König um so weniger geltend, als er über Ulfelden, der von seiner Regierungsgewalt in Holland sehr verächtlich gesprochen hatte, äußerst aufgebracht war. Ulfeld wartete, dadurch äußerst gekränkt, nur auf eine Gelegenheit, seiner Rachsucht Gnüge zu leisten. Aber er wurde vorher noch empfindlicher beleidigt.

Dina Schuhmacher ein ausschweifendes, listiges, geschwätziges Weib, das sich durch ihre Reize bey den Männern, und durch ihre Plauderey bey den Weibern, Zutritt

zu

zu verschaffen wußte, brachte durch einen listigen Streich (1650 Dec.) den Ulfeld in eine große Verlegenheit. Während daß sie, um sich sein Vertrauen zu erwerben, ihm die Entdeckung machte, daß der geheime Rath Walter, der Liebling des Königes, bey ihm einbrechen und ihn ermorden wolle; während daß nun Ulfeld, durch die bisherigen Glücksfürdungen geschwächt, mehrere Nächte hintereinander mit seinen Bedienten bewaffnet munter blieb, eröffnete sie dem geheimen Rath Walter, daß Ulfeld den König habe durch Gift aus der Welt schaffen wollen. Alles war erdichtet. Die Erdichtung wurde bekannt. Dina, die sich nun vor der Strafe fürchtete, vergiftete sich selbst. Durch Gegengift wurde sie aber wieder hergestellt, und enthauptet. Ulfeld, dem ihre Beschuldigung eine gerichtliche Untersuchung zugezogen hatte, wurde freigesprochen; auch hatte er die Freude, daß Walter aus dem Reich verbannt wurde. Aber Ulfeld, dem es, durch die Parthey der Königin verfolgt, in Kopenhagen überhaupt nicht mehr gefiel, gieng (1651 Jul.) nach Holland, weil er in der Entfernung, durch seine Anhänger unge-

förder

förder zu wirken hoffte. Seine Verwandten entfernten sich gleichfalls. Sehested, der sich mit Ulfeld plötzlich wieder ausgesöhnt hatte, und daher dem Hofe verdächtig geworden war, wurde, wegen seiner Finanzverwaltung in Norwegen, zur Rechenschaft gezogen, mußte um Gnade bitten, und flüchtete nach Hamburg.

Ulfeld begab sich in den Schutz der Königin Christina von Schweden, die ihm (1651 Sept.) den Aufenthalt an ihrem Hof gestattete. Der darüber aufgebrachte König Friedrich nahm ihm nun die Stelle eines Reichshofmeisters, und zog seine und seiner Kinder Lehrgüter ein. Ulfeld beleidigte ihn hierauf in öffentlichen Schriften; er gab sich alle Mühe, die Königin Christina gegen Dänemark zum Kriege zu reizen, und diese nahm sich seiner wenigstens sehr lebhaft an. Die Freude, den König Friedrich durch einen Krieg mit Schweden in große Noth versetzt zu sehen, erlebte Ulfeld schon nach einigen Jahren.

Der König Friedrich hatte sich an diejenigen Mächte angeschlossen, die sich zur Rettung Polens vereinigten. Und doch hatte Dänemark, seit dem letzten Kriege mit Schweden, noch 6 Millionen Thaler Schulden, und die Staatscasse war so erschöpft, daß sie den Dienern schon seit einigen Jahren ihre Besoldung nicht auszahlen konnte. Die Unterthanen weigerten sich, neue Steuern zu bezahlen. Der Geldmangel hatte auf die Kriegsvorbereitungen Einfluß. Es fehlte an Geschütz, an Munition. Es fehlte aber auch an guten Generalen, und an geübten Soldaten. Dennoch schmeichelte man sich mit der Hoffnung, das Verlohrne wieder zu bekommen, weil, wie man voraussetzte, Schweden zwey Kriege nicht auf einmal führen konnte. Allein Karl Gustav gab (1657) Polen auf, um über Dänemark desto mächtiger herzufallen.

Karl Gustavs Landmacht belief sich damals nicht höher als auf 10,000 Mann, die mit allen Bedürfnissen schlecht versehen waren. Vergebens glaubten ihn der König von Polen, und der Kurfürst Friedrich Wilhelm,

von dem Zuge gegen Dänemark zurückhalten zu können. Friedrich III eilte mit 19 Schwadronen nach Danzig, um den König von Schweden aufzufangen; aber dieser marschierte, von Brandenburg nicht gehindert, durch Pommern und Mecklenburg, nach Holstein. Friedrich mußte nun zur Vertheidigung seines Landes umkehren. Seine Armee war ansehnlich genug. Der Haupttheil derselben, 30000 Mann stark, stand bey Jüehoe in einem Lager; 14000 bewachten in der Nähe von Hamburg die Elbe; 9000 sollten Pommern und Bremen vertheidigen, und 5000 lagen in den Festungen. Wenn nur die vielen Soldaten nicht meistens ungedrillt und unerfahren gewesen wären; wenn sie sich vor den hochberühmten Schweden nur nicht so sehr gefürchtet hätten; wenn sie nur nicht so schlechte Officiere gehabt hätten!

So wie sich der König von Schweden (1657 Jul.) den holsteinischen Gränzen näherte, so zogen sich die dänischen Truppen überall zurück. So drang Karl Gustav ungehindert bis Altona vor, wo sein Heer durch

durch hamburgische Kaufleute gekleidet, und mit Waffen und Lebensmitteln versorgt wurde. Der durch den dreißigjährigen Krieg schon bekannte Wrangel eroberte das Bremische wieder, und 2500 dänische Gefangene halfen sein Corps verstärken. Hierauf nahm er die Festung Friedericia durch Sturm ein. Einer von seinen Untergeneralen, der Fürst Georg von Anhalt, schwamm um zwey Reichen Pallisaden herum, ließ die dritte durchhauen, und war der erste, der den niedrigen Wall erstieg. Frankreich, England und Brandenburg suchten nun der weitem Ausbreitung dieses Kriegsfeuers, durch eine Friedensvermittlung, Einhalt zu thun. Doch Karl Gustav, der sich die Vernichtung des dänischen Reichs einmahl in den Kopf gesetzt hatte, schlug eine Theilung desselben vor. Jene Mächte wollten aber Schweden nicht noch mehr Kräfte gewinnen lassen. Rußland drang in Livland ein; die Polen nahmen den Schweden das meiste, was sie in ihrem Lande besetzt hatten, wieder ab. Dänemark war fest entschlossen, den Krieg fortzusetzen, und Karl Gustav hatte keine Flotte

Flotte, um von Jütland nach Fühnen zu kommen.

Doch plötzlich belegte ein harter Frost die Ostsee mit festem Eise. Karl Gustav machte sogleich den Plan, über die gefrorene See nach Fühnen und Seeland zu marschieren. Wer von diesem Zuge hörte, hielt ihn entweder ganz für unmöglich, oder wenigstens für höchst gefährlich und mißlich. Um so mehr freute sich Karl Gustav über eine Unternehmung durch die er die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zu ziehen hoffte. Seine Truppen versammelten sich (1658 im Jan.) bey Kiel. Von Hadersleben, einem Strandorte im Amte Hadersleben, wurde der Uebergang glücklich vollführt. Die Dänen, die ihn verhindern wollten, mußten sich zurückziehen. Die Schweden kamen nach Fühnen. Magazine, Geschütz, Soldaten — alles gerieth in ihre Gewalt. Der König von Dänemark suchte nur den Gang der Friedensunterhandlungen zu beschleunigen; aber Karl Gustav wollte erst auch Seeland erobern. Weil die Kälte nachließ, und das Eis zu schmelzen anfieng, sollte

sollte diese Unternehmung vermittelt einer Flotte ausgeführt werden; allein Ulfeld, vor Nachbegierde ungeduldig, schilderte ihm den Ruhm eines so kühnen Seezuges so reizend, daß er ihn wagte. Er kam (5. und 6. Febr.) glücklich hinüber. Ulfeld rieth, Kopenhagens durch einen schnellen Ueberfall sich zu bemächtigen; Karl Gustav befürchtete aber die Eifersucht der übrigen Mächte, so wie die Folge, daß die Residenz vielleicht in das mildere Dänemark verlegt werden könnte. Ein Gesandter Cromwells vermittelte den Frieden zu Roskilde (am 26. Febr.) Dänemark mußte Schonen, Blekingen, Bahus, und Halland in Gothland, Drontheim in Norwegen, und die Insel Bornholm, abtreten. Die Gräfin Christine Monk erhielt ihre Freyheit, und alle ihre Güter und Titel, wieder. Ulfeld und Sehested bekamen ihre Güter zurück.

Die harten Friedensbedingungen waren nur durch die äußerste Noth erzwungen worden. Um so weniger überreichte man sich in der Erfüllung derselben. Karl Gustav blieb daher noch einige Zeit auf der Insel Seeland.

Seine

Seine ganze Cavallerie umringte Kopenhagen. Er wollte, mit dem geschlossenen Frieden sich noch nicht begnügend, einen Nebenvergleich erzwingen. Er verlangte eine Entschädigung für den Verlust, den ihm die Russen und die Polen indessen verursacht hatten; er verlangte sogar eine Vergütung für die indessen erfolgte Wahl Leopolds I zum Kaiser, die er, durch Dänemarks Zögerung aufgehalten, nicht habe verhindern können. Der König von Dänemark wurde durch seinen Gesandten gewarnt; denn Karl Gustav hatte an der Tafel zu Kiel sich entwischen lassen, daß er seine Flotte erwarte. Er stellte sich, als wenn er mit der Flotte nach Danzig zu gehen gedächte, aber unversehrt erschien sie an der Küste von Seeland. Sie bestand aus 11 Linienschiffen; und 60 kleinern Schiffen, die zusammen nicht mehr, als 4000 zu Fuß, und 1200 zu Pferde, nebst 8 großen Kanonen, am Bord hatten. Karl Gustav rechnete auf das Glück und die Geschwindigkeit, womit er von der Sicherheit und Muthlosigkeit der Dänen Vorthell ziehen wollte. Der König Friedrich erfuhr den neuen Angriff nicht eher,

als

als am folgenden Tage (9. Aug.) nach seiner Landung, und er schickte nun dem furchtbaren Feind zwei Reichsräthe entgegen, um ihn zu mildern Gesinnungen zu stimmen.

In Kopenhagen war Schrecken und Verwirrung sehr groß. Die ganze Besatzung der ansehnlichen Stadt bestand aus nicht mehr als 1000 Mann ordentlichen Militärs, und die Wälle befanden sich in schlechtem Zustande. Der Vorrath von Lebensmitteln war für die große Menge der Verzehrenden, die durch die vielen Flüchtlinge vom Lande sehr vermehrt worden war, nur auf eine sehr kurze Zeit hinreichend. Dennoch wollte sich Friedrich von seiner Hauptstadt nicht entfernen, wollte er den Untergang seines Reiches nicht überleben. Dem Könige von Schweden ließ er sagen: er würde bey dem Sturme an der Spitze seiner unglücklichen Unterthanen kämpfen, und ihm überall entgegen gehn; auch sollte weder er selbst, noch sonst jemand von seinem Geschlechte, lebendig in seine Hände kommen, und er wäre endlich auch zum Zweykampfe bereit. Auf das letztere antwortete ihm Karl Gustav: daß

daß er ihn immer im heftigsten Feuer finden würde.

In der gefährvollen Lage, in welcher sich der König Friedrich befand, fehlte es ihm doch nicht ganz an Trost und Aufmunterung. Der holländische Gesandte forderte ihn, ehe er nach Amsterdam zurückkehrte, zur standhaften Vertheidigung auf; sein Staat würde, zu seiner Rettung alle seine Kräfte aufbiehen. Die Studenten der Universität zu Kopenhagen bildeten ein besondres Regiment. Die Bürger zeigten die größte Bereitwilligkeit, die Stadt zu vertheidigen. Friedrich versprach den braven Leuten, zur Belohnung, adliche Vorrechte und Freyheiten. Sie opferten nun der glücklichen Vertheidigung Kopenhagens ihre Vorstädte auf. Karl Gustav wollte, über den Muth und die Entschlossenheit der Kopenhagner sehr verwundert, (11. Aug.) sogleich stürmen; aber der französische Gesandte, Terlum, hielt ihn, durch die Vorstellung der mit dieser Unternehmung verbundenen großen Gefahr, von der Ausführung derselben ab. Auch Scheersted rathet jetzt zu Friedrichs Vortheil. Er,

der von seinen Reisen in verschiedenen Ländern zurückkommend, seine Gemahlin in die Stadt holen wollte, wurde von den Schweden gefangen, erwarb sich aber Karl Gustavs Vertrauen so sehr, daß er seinem geheimen Wunsche, zur Rettung Friedrichs, und der Stadt Kopenhagen, wirksam zu seyn, Gnüge leisten konnte. Er rieth daher, erst die Festung Kronenburg zu erobern, um durch das Geschütz derselben die holländische Flotte vom Sund abzuhalten. Wrangel unternahm diese Belagerung mit 3000 Mann. Indessen war Kopenhagen nur von der Flotte und den besetzten Belagerungsverschanzungen, eingeschlossen, und zu einem stürmenden Angriff fehlte es an Mannschaft. Dadurch gewannen die Kopenhagener Zeit. Nun wurde zwar (6. Sept.) Kronenburg, zum Theil durch Schrecken, von Wrangeln eingenommen, und Kopenhagen erhielt seitdem aus dem gesperrten Sund keine Lebensmittel mehr; aber die jütländischen und seeländischen Strandbauern, die des Nachts am Ufer fortruderten, brachten sowohl Lebensmittel, als Verstärkung in die Stadt. Der Muth der Vertheidiger von Kopenhagen wurde dadurch

so

so erhöht, daß sie die Belagerer durch öftere Ausfälle beunruhigten.

Indessen näherte sich die holländische Flotte. Die Holländer wollten Karl Gustavs Macht nicht zu hoch steigen lassen. Von England hatten sie jetzt wenig zu besorgen, weil Cromwel, der Freund des Königs von Schweden, um diese Zeit starb. Vergebens both ihnen Karl Gustav, für die Neutralität, die Befreyung vom Sundzölle, und die Verminderung aller übrigen Zölle, an. Die holländische, 35 große Schiffe starke Flotte, drang in den Sund ein. Wrangel gieng ihr (29. Oct.) mit 42 Schiffen entgegen; aber er wagte sich so unvorsichtig unter die geübtern holländischen Schiffe, daß er sehr beschädigt, und mit beträchtlichem Verlust an Mannschaft, nach Landskrone sich zurückziehen mußte. Die vereinigte dänische und holländische Flotte wollte hierauf (im Nov.) den Eingang in den landskröner Hafen versenken, und die schwedische Flotte dadurch einsperren. Karl Gustav näherte sich ihr, während eines Nebels, um ihre Stärke zu erforschen. Schon war er den feindlichen Schiffen so nahe,

11 2

daß

daß er das Gespräch der Matrosen verstehen konnte. Plötzlich zerstreute sich der Nebel, und über Karl Gustavs Boot fiel nun ein Kugelregen her, dem er aber glücklich entging. Der Nebel, und der frühzeitig sich einstellende Frost, verdeckten auch die Absicht der dänisch, holländischen Flotte. Doch Karl Gustav, der die Unmöglichkeit, der mit vielen Vertheidigern versehenen Stadt Kopenhagen sich durch einen stürmenden Angriff zu bemächtigen, immer mehr einsah, verwandelte die Belagerung in eine Einschließung, bey welcher er die Stadt auszuhungern gedachte. In einer Entfernung von drey viertel Meilen dehnte sich um Kopenhagen ein großes Lager, mit hohen Wällen, von seinem Urheber Karlstadt genannt, aus.

Indessen gaben sich Frankreich und England, welche die nordischen Mächte im Gleichgewichte zu erhalten wünschten, nebst Holland, viele Mühe, die Vollziehung des roeskilder Friedens zu bewirken. Es kam daher auch eine englische Flotte nach dem Sund. Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der sich mit Polen und Dänemark

gegen

gegen Schweden verbunden hatte, ließ sein Kriegsvolk zu 3000 kaiserlichen Reitern stoßen, vertrieb mit denselben die Schweden aus Holstein, und besetzte Schleswig. Aber Friedrichs Bundesgenossen konnten, des heftigen Frostes wegen, ihm nicht zu Hülfe kommen. Er mußte sich also auf seine eigenen Kräfte verlassen. Um einen stürmenden Angriff der Schweden abzuwehren, der ihnen bey den zugefrorenen Stadtgraben gelingen konnte, ließ er sowohl diese, als die See, fleißig aufeisen, und er bewies überhaupt eine Thätigkeit, die ihm zur Ehre gereicht. Diese war schon durch das Bestreben, unter den Bürgern, Handwerksgefelln, Studenten und fremden Schiffern, den Geist der strengern Kriegszucht einzuführen, nicht wenig beschäftigt. Aber es gelang ihm, diesen aus so verschiedenen Theilen zusammengesetzten Haufen zu so braven Kriegern zu bilden, daß Karl Gustavs Unternehmung, sich der Stadt durch einen stürmenden Angriff zu bemächtigen, völlig verunglückte. Karl Gustav, für dessen rascher Geist ein langer Aufschub unerträglich war, der eben so wenig die Ankunft der englischen Flotte, als der Bundesgenoss

genoss

genossen Dänemarks, erwarten wollte, wagte (1659 am 9. Febr.) einen Sturm, der sein Heer um 5000 Mann verminderte, der ihm seine besten Officiere kostete. Noch immer schmeichelte sich Karl Gustav mit dem Wahne, die Uebergabe von Kopenhagen durch Hunger zu erzwingen; aber nun erschien im Grunde die englische Flotte, um Frieden zu stiften; nun rückten die Kaiserlichen und die Brandenburger aus Holstein nach dem schwedischen Pommern. Auch England und Holland traten auf Dänemarks Seite, weil es sich geneigt zeigte, den Frieden anzunehmen. Die Dänen entriß den Schweden (im Nov.) Fühnen; dagegen brach Karl Gustav in Norwegen ein, wo er Friedrichshall, einen damals noch unbedeutenden Ort, besagerte. Als er jedoch während der Zeit zu Gothenburg eine Reichsversammlung hielt, tödtete ihn (1660 am 12. Febr.) ein bözartiges Fieber, welches daselbst wüthete, nach dem er noch nicht sechs Jahre regiert hatte. Sein Tod beförderte den Frieden, der (im März) zu Kopenhagen geschlossen wurde. Schweden überließ dem Könige von Dänemark die Handelsplätze auf Guinea, die Insel

sel Bornholm, und das Stift Drontheim. Für Bornholm erhielt er Güter, die in Schweden lagen. Nicht lange hernach (im May) söhnte sich Schweden durch den Frieden zu Oliva (einem Kloster bey Danzig) auch mit Polen aus. Dieses trat an Schweden den größten Theil von Livland ab; auch bestätigte es die Unabhängigkeit von Preussen.

Karl Gustavs Tod endigte einen Krieg, der sowohl für Dänemark, als für Polen, sehr gefährlich war. Ulfeld erhielt, durch den Kopenhagener Frieden, die Erlaubniß, seinen Wohnsitz wieder nach Dänemark zu versetzen, und seine ehemahligen Güter in Besitz zu nehmen; jedoch unter der Bedingung, wenn sein Criminalproceß in Schweden geendigt seyn würde. Er war nehmlich (1659 Oct.) in Schweden, wegen eines geheimen Einverständnisses mit Dänemark, in Verhaft und in eine schwere Untersuchung gerathen, und nur durch die Veredtsamkeit seiner Gemahlin gerettet worden. Geheftet, sein Schwager, der es ihm mißgönnte, der großen Gefahr so glücklich entgangen zu seyn, begab

begab sich nach Stockholm, wo er, während er öffentlich sich für ihn verwendete, heimlich an seinem Untergange arbeitete. Allein Ulfeld erhielt demungeachtet seine Freyheit und das Recht, seine Aemter wieder zu bekleiden. Der boshafte Sehested suchte nun, seinen Plan auf eine andre Art auszuführen. Er bath sich die Erlaubniß aus, seinem Schwager die angenehme Nachricht zu überbringen; aber er gieng nicht nach Malmoe, wo dieser gefangen saß, sondern nach Kopenhagen, wo er den Gesandten von Frankreich und England die Entdeckung machte, daß Ulfeld nicht gerettet werden könnte. Eldney, der engliche Gesandte, ließ diese erdichtete Nachricht dem Ulfeld sogleich bekannt machen. Dieser entwischte hierauf aus seinem Gefängnisse, in der Kleidung eines Predigers, die er selbst verfertigt hatte. Er wollte nach Lübeck schiffen; ein Sturm schleuderte ihn aber nach Seeland, und nun begab er sich, obgleich wegen seiner dasigen Aufnahme noch nicht sicher, nach Kopenhagen. Hier traf ihn jedoch (im Jul.) das Schicksal, daß er, nebst seiner ihn nachfolgenden Gemahlin, abermahls verhaftet, und in einem Schlosse auf

auf Bornholm eingesperrt wurde. Nachdem er diese Einsperrung 9 Monathe und 13 Tage ausgehalten hatte, machte er eifrige Anstalten, sich durch die Flucht zu retten. Seine Gemahlin verwandelte ihre Bettücher allmählig in ein langes Seil; auch traf sie noch einige andre Vorbereitungen. Der Befehlshaber des Schlosses, der den Plan merkte, ließ sich in arglistige Unterhandlungen ein, durch die er eine Anweisung auf 5000 Thaler erpreßte. Ulfeld aber täuschte ihn dem noch. Er, seine Frau, und sein Bedienter ließen sich (1661 April) an ihrem Seile, 21 Ellen hoch, herunter. Als Ulfeld dem Besitzer eines Bootes eine verhältnißmäßig zu große Belohnung geben wollte, schöpfte derselbe Verdacht. Ulfeld wurde nun wieder nach Malmoe gebracht, aber von seiner Gemahlin getrennt.

Indessen hatte der König Friedrich, der Urheber seines Unglücks, die Rechte eines uneingeschränkten Monarchen erlangt. Hierzu bahnte ihm der durch den letztern Krieg verursachte traurige Zustand seines Reiches den Weg. Ein Drittel des Landes war verwüstet;

set; die Staatscassen waren leer, die Menge der Schulden sehr beträchtlich; die Kronegüter befanden sich entweder in den Händen der Gläubiger, oder in der Gewalt der Schweden; die Bürger waren entweder durch Plünderungen, oder durch Kriegscontributionen, verarmt. Es fehlte an Geld, die Soldaten zu bezahlen, und diese erlaubten sich daher allerley Gewaltthätigkeiten. Wenn von neuen Abgaben, um den Staatsbedarf zu decken abzuwehren, die Rede war, so wollte der reiche Adel der Theilnahme an denselben sich immer entziehen. Die niederen Stände fühlten das Drückende dieser Vorrechte, die sich der Adel anmaßte, bis zur äußersten Unzufriedenheit. Diese wurde in der Reichsversammlung, auf welcher man (seit dem Sept. 1660) über die Noth des Reiches Verathschlagungen anstellen wollte, besonders sehr merklich. Aber der Bürgerstand, und die Geistlichkeit, fühlten sich auch dadurch gekränkt, daß sie durch den Adel der Theilnahme an der Königswahl, und an andern Staatsangelegenheiten, allmählig beraubt worden waren; daß Bürger und Bauern keine Landgüter mehr kaufen sollten; daß die Bürger

ger von Kopenhagen verhindert wurden, von den ablichen Rechten, die ihnen der König als eine Belohnung ihrer tapfern Vertheidigung der Stadt zugesichert hatte, Gebrauch zu machen. Sie waren ganz überzeugt, daß, mit völliger Unterdrückung des königlichen Ansehns, der Adel alle Staatsgewalt sich zuetignete. Diesen Zustand wollten die der Waffen gewöhnten Bürger, die das geworbene Militär auf ihrer Seite hatten, nicht länger fortdauern lassen. Der König, der sich dabey ganz leidend zu verhalten schien, trug bloß auf eine Vermehrung der beständigen Kriegsmannschaft an, weil, wie die traurige Erfahrung gezeigt hatte, Leute, die man erst im Nothfalle anwarb, gegen geübte Soldaten eine schlechte Figur spielten. Aber die Stände, und vornehmlich der Adel, der sich vor einer größern Armee, als vor einem Werkzeuge einer uneingeschränkten Regierung fürchtete, machte große Einwendungen dagegen. Hierauf war von der Befriedigung der Staatsbedürfnisse die Rede. Der Adel schlug eine Abgabe von den Lebensmitteln vor. Dieser wurde jedoch von dem Bürgerstande, und der Geistlichkeit, verworfen. Die

Die Geistlichkeit schloß sich, dem Hofe zu Gefallen, an den Bürgerstand an, dessen Ansehn derselbe, um ihm gegen den stolzen Adel zu brauchen, zu befördern suchte. Bürger und Geistliche verlangten, daß die königlichen Lehngüter nicht bloß an den Adel, sondern an die Meistbietenden, verpachtet werden sollten. Diesem Antrage setzte sich der Adel mit allem Nachdruck entgegen. Um ihm nun seine übermäßige Gewalt zu entziehen, entwarfen einige von der Bürgerschaft und der Geistlichkeit den Plan, die Königswahl abzuschaffen, und das schwedische Reich in der gegenwärtigen Familie erblich zu machen.

Die Urheber dieses Planes waren der Dr. Johann Evanning, Bischof von Seeland, der Bürgermeister von Kopenhagen, Hans Ransen, der deutsche Kanzler, Theodor Lente, ein gelehrter Westphälinger, und der königliche Cabinetssecretär, Christoph Gabel, ein eben so unternehmender als muthvoller Mann. An diese schlossen sich Sehersted, entweder aus Nachsicht, oder aus Klugheit, imgleichen der dem Könige äußerst

ergebene, und bey dem Volke sehr beliebte Commandant von Kopenhagen, Hans Schack, an. Evanning, ein Jütländer, mit Erfahrung, Ansehn, Entschlossenheit, Klugheit, und großen Kenntnissen, Reichthum vereinigend, war vom Professor zu Kopenhagen Bischof von Seeland geworden, wo er sich eine genaue Bekanntschaft mit den Staatsangelegenheiten und den Staatsbeamten, erworben hatte. Ransen, ein eben so beredter als feiner Mann, besaß das Zutrauen des Königs in so großem Maße, daß er ihm freyen Zutritt gestattete, daß er ihm einst öffentlich seinen Degen umhengte. Diese beyden Männer waren die Seele des Plans. Der gutmüthige Friedrich fand die Ausführung desselben bedenklich, weil er den Mißbrauch der uneingeschränkten Gewalt befürchtete; aber seine Gemahlin, eine Tochter des braunschweig-lüneburgischen Herzogs Georg, eine schöne, edle, freygebige Dame, unterstützte diesen Plan um so eifriger. Die Bürger von Kopenhagen verehrten sie besonders; aber ihrem Gedächtnisse war es auch unvergeßlich, wie ihre Königin, während der Belagerung, fast alle Nächte, unter ihnen

auf

auf dem Walle umherritt, wie sie mit ihrer sanften, lieblichen Stimme sie zur standhaftesten Tapferkeit aufforderte. Sie war es, die den Secretär Gabel leitete. Wegen der Ausführung dieses Plans berathschlugte man sich (5. Oct.) in dem Hause des Bischofs Ewaning. Ewaning und Mansen hatten einen schriftlichen Aufsatz entworfen. Dieser wurde von allen Anwesenden gebilligt. Allmählig schlossen sich alle geistlichen und städtische Deputirten an dieselben an. Die beyden Stände überschlachten nun ihren Antrag dem Adel, der darüber um so mehr in Verstärkung gerieth, je weniger Einigkeit unter seinem eignen Stande herrschte, je weniger der niedere Adel mit der großen Gewalt, die sich der höhere anmaßte, zufrieden war, je mehr sich die militärische Macht in den Händen des Bürgerstandes befand. Um den Widerstand zu vermindern, brauchte man das Mittel, unter dem Vorwande einer Musterung der Armee, alle adelichen Officiere aus der Stadt zu entfernen, damit die Bewachung der Stadt, und ihrer Wälle, bloß der Bürgerschaft anvertraut seyn möchte.

Durch

Durch diese Vorbereitungen mit Muth erfüllt, wagten es nun die vereinigten Stände, eine vom Adel in Vorschlag gebrachte Verordnung wegen des Stempelpapiers zu verwerfen, und dem Könige deswegen eine Schrift zu überreichen. Als Ewaning und Mansen von der Berrichtung dieses Auftrages zurückkamen, begegnete ihnen auf der Schloßbrücke einer von den Reichsräthen. Dieser fragte sie: wo sie gewesen wären, und ob sie den blauen Thurm (das Gefängniß für die Staatsverbrecher) kannten? Mansen zeigte ihm, als Antwort, die Marienkirche, und den Glockenthurm. Eben dieser kleine Vorfall erzeugte aber bey den vereinigten Ständen den Entschluß, die Ausführung ihres Planes zu beschleunigen. Der schimpflichen Herrschaft der vielen kleinen Herren überdrüssig, und auf den guten Charakter des Königs vertrauend, hatten sie den festen Vorsatz, ihr Vorhaben, selbst durch die Gewalt der Waffen, auszuführen.

Der Bürgerstand, und die Geistlichkeit, erschienen nun (10. Oct.) in feyerlichem Zuge, in der Versammlung, und der Bischof Ewaning

ning forderte den Adel auf, sich an die beyden andern Stände anzuschließen. So merklich der Eindruck seiner Rede auf die Anwesenden sich zeigte, so wenig konnte sich doch der Adel sogleich zur Einwilligung entschließen, und er suchte sie wenigstens aufzuschieben. Die unadelichen Stände begaben sich daher allein zum König. Evanning hielt auch hier eine Rede. Der gutmüthige Friedrich fand die Sache noch immer bedenklich. Der Adel, dadurch aufgemuntert, wollte sich aus der Stadt entfernen, um die Aufhebung der Versammlung zu bewirken. Nur die Vergablichkeitsfertigkeit eines Reichsrathes hielt ihn noch zurück. Indessen hatten die Urheber der Revolution Zeit, die nöthigen Massregeln zu ergreifen. Man verdoppelte die Bürgerwachen; man beorderte in allen Quartieren der Stadt Bürgermannschaft, auf den ersten Schall der Sturmglocken, gleich in Waffen zu erscheinen. Als nun der Adel sich zum Trauerschmause eben niedergesetzt hatte, erschien der Stadtmajor in dem Saale, und sagte einem seiner Bekannten in das Ohr: der König habe befohlen, jedermann in die Stadt, aber niemand hinauszulassen. Bald

vers

verbreitete sich in der Versammlung allgemeines, lautes Geräusch; bald erfüllte die Herzen der meisten ängstliche Besorgniß, daß sie der König von der Bürgermiliz würde niederhauen lassen. Vergebens bemühte sich der Stadtmajor, sie von ihrer Angst zurückzubringen. Der sonst so trohige Adel weigerte sich jetzt nicht länger, zur Revolution seine Einwilligung zu geben.

Die Versammlung der Stände erschien hierauf (16ten Oct.) im königlichen Pallaste, und in Gegenwart derselben, so wie des ganzen Hofes, vernichtete jetzt Friedrich III die Abschrift der von ihm unterzeichneten Capitulation. Auf dem Schloßplatze, vor der Börse, war eine Bühne aufgebaut, welche von der bewaffneten Bürgerschaft, von dem königlichen Leibregimente, und von andern geworbenen Truppen, umgeben war. Auf dieser leisteten Reichsstände, Reichs- und Hofbeamten u. a. m. die Huldigung. Dieß war die letzte Handlung des damaligen Reichstages. Auf diesem war ausgemacht worden, daß die Kronlehne, jedoch erst nach dem Abgange der bisherigen Besitzer, in Aemter verwandelt

delt; daß, zur Bezahlung der Staatsschulden, eine Kopfsteuer entrichtet, und eine beständige Armee von 24000 Mann unterhalten werden sollte. Die Beförderer der Revolution erhielten, durch Güter und Aemter, ihren Verdiensten angemessene Belohnungen, und der Stadt Kopenhagen wurden große Vorrechte zu Theil. Neun Monathe hernach (1661 Aug.) huldigte auch Norwegen dem uneingeschränkten Erbmonarchen. Die Rechte desselben bestimmte das sogenannte Königsgezet. Demselben zufolge sollte das Reich untheilbar seyn, der König sich zur augsburgischen Confession bekennen, und mit dem 13ten Jahre volljährig seyn.

Nicht lange nach der Staatsveränderung in Dänemark spielte Ulfeld seine Rolle zu Ende. Er war, auf die Bitten des Grafen von Ranzau, wieder zur Freyheit gelangt. Dennoch entwarf der durch seinen unmäßigen Ehrgeiz immer beunruhigte Mann den Plan, in Dänemark eine Empörung anzustiften, um durch Hülfe derselben zu seinen ehemaligen Würden zu gelangen. Er reisete, um sich Unterstützung zu verschaffen, nach Paris und Amsterdam.

dam. Zu Brügge ließ er (1662 Jul.) den harten Commandanten von Malmoe, den Generalmajor von Fuchs, durch einen seiner Söhne, den er deswegen von Paris hatte kommen lassen, auf der Gasse, in dem Wagen sitzend, ermorden. Er wußte den Vorfall auch so glücklich darzustellen, daß man ihn für schuldlos erklärte. Nun war er aber so unvorsichtig, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, dem Freunde Friedrichs III, den Plan zu einer Gegenrevolution in Dänemark zu entdecken. Friedrich Wilhelm berichtete ihn an den König Friedrich. Dieser unterwarf nun (1663 Jul.) sein Verfahren einem peinlichen Gerichtshofe. Man setzte auf seinen Kopf einen Preis; man vollzog die Strafe an seinem Bilde. Ulfeld kam verkleidet nach Basel, als Hofmeister seiner Söhne, die er für junge französische Herren ausgab. Schon an einer Brustkrankheit leidend, setzt er sich auf ein Schiff, um den Rhein hinunter zu fahren, und wird von einer heftigen Colik getödtet. Seine Söhne, die den väterlichen Mahnen verläugneten, hatten sonderbare Schicksale. Seine Gemahlin begab sich nach England, um von Karl II die Wiederbezahlung

lung des Geldes zu verlangen, das ihm ihr Gemahl, in seinen bedrängten Umständen, geliehen hatte. Dieser ließ sie in die Gewalt der Dänen kommen. Nun mußte sie 23 Jahre lang, in einem engen Gefängnisse, ein trauriges Leben hinbringen, bis ihr Friedrichs III. Nachfolger, Christian V. (1685) ihre Freiheit, und eine Pension, gab.

Auch Friedrich III. starb (1670 am 9. Febr.) an einer Colik. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich sehr leischenschaftlich mit der Chemie. Vorri, ein mayländischer Chemiker, der sich schon im Dienste Christians IV. befunden hatte, und dem auch die Königin Christina ihr Vertrauen schenkte, verleitete ihn (1668) das sogenannte Goldhaus zu Kopenhagen aufzuführen, und ein bewegliches Schmelzhaus sich überall nachfahren zu lassen. Dem Könige kosteten die vergeblichen Versuche, den Stein der Weisen zu finden, einige Millionen Thaler; aber der Dr. Vorch, ein Däne, Vorri's Gehülfe, erwarb sich ein großes Vermögen, von welchem er 50,000 Thaler zur Unterstützung von 16 Studenten bestimmte. Wenn übrigens Friedrich III. auch kein Gold machen lernte

lernte, so erwarb er sich doch um sein Reich das Verdienst, die schon von seinem Vater angefangne Posteinrichtung zu vollenden, und die auswärtigen Handelsniederlassungen seiner Nation zu vermehren. Die Dänen fiengen an, nach den caratbischen oder westindischen Inseln, zu schiffen; sie legten auf der Küste von Guinea, im Reiche Acara, Friedrichsburg (1650) und Christiansburg (1659) an. Es bildete sich auch eine guineische Handelsgesellschaft, die Friedrich in seinen Schutz nahm.

Friedrichs III. Nachfolger, Christian V., war nicht so, wie sein Vater, ein warmer Verehrer der Wissenschaften, die politische Erdkunde und die Kriegsbaukunst ausgenommen; doch hatte er, sich durch Reisen und das Studium der Geschichte, eine ziemlich geistige Bildung erworben. Gutmüthig, erkenntlich, und freigebig, wohnte er, seine königliche Würde vergessend, dem Gastmahle eines wohlhabenden und gutlauntigen Mannes, auch wenn denselben weder Stand noch Rang auszeichneten, mit froher Theilnahme bey. Mit Fremden und mit Gesandten, pflegte er hingegen sich selten lange zu unterhalten.

Für

Für die Reize des schönen Geschlechtes war er sehr empfindlich, und dennoch führte er eine glückliche Ehe. Seine schöne, muntre Gemahlin, die er sich selbst gewählt hatte, hielt ihn doch nicht ab, die sechzehnjährige reizende Tochter seines Leibarztes Dr. Paul Woth, Sophie Amalie, nachmalige Gräfin von Sambye, liebenswürdig zu finden. Der schwachgeistige Christian überließ sich zu sehr der Leitung von Günstlingen, deren Geschmack an Vergnügungen mit dem seinigen übereinstimmte. Adam Levin von Knud, ein mecklenburgischer Edelmann, von Jugend auf Christians Gesellschafter, aber in keine Staatsgeschäfte sich einmischend, sondern nur für des Königs Vergnügen eifrigst sorgend, von eben demselben aber auch wie sein Bruder geliebt, war, sehr gnädig, lange weiter nichts, als Ober-Kammerjunker, und wurde erst spät (1695) geheimer Rath. Christians V zweyter Liebling, war Ulrich Friedrich Guldenslöwe, sein Halbbruder, ein wohlgebildeter, witziger, munterer, einnehmender junger Herr, der auf herrliche Gärten und Schlösser, auf kostbare und geschmackvolle Gastereyen und Bälle seine großen Einkünfte verwendend, an dem Staats-

Staatsangelegenheiten wenig Theil nahm, und Norwegen in seinem Namen durch einen Vicesatthalter regieren ließ. Die Stelle, die diese beyden Lieblinge Christians V unbesetzt ließen, die Stelle eines Rathgebers, eines Ministers, füllte Schumacher aus.

Peter Schuhmacher, der Sohn eines kopenhagener Weinhändlers, der von Christians V Vater unterstützt, seine vorzüglichen Geistesfähigkeiten so frühzeitig ausbildete, daß er schon in seinem elften Jahre öffentlich disputirte, und anatomische Entdeckungen machte, stieg, nachdem er fremde Universitäten und Länder besucht hatte, im Dienste des Königs, bis zur wichtigen Stelle eines Cabinetssecretärs empor. Er war der Verfasser des Königsgesetzes. Als er aber seinen Einfluß gar zu eigennützig behandelte, so entzog er sich dadurch König Friedrichs Vertrauen so sehr, daß dieser seinem Nachfolger den Rath gab, zwar Schuhmachers große Kenntnisse zu benutzen, aber ihn nicht höher steigen zu lassen. Dennoch übertrug ihm Christian V, zum großen Aerger des neidischen Guldenslöwe, die ganze Leitung der Regierungsgeschäfte, und der eben so rechts-

schaffne

schaffne, als kluge Minister, machte sich um die Staatsverwaltung durch gute Anordnungen verdient. Er verminderte unter andern die See- und Landzölle, auch ließ er durch einen französischen General den dänischen Kriegesstaat auf französischen Fuß einrichten. Die Ausdehnung des Handels war aber besonders ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Die trankebarsche oder ostindische Gesellschaft wurde (1680) nicht nur erneuert, sondern man stiftete auch eine westindische Compagnie, die die von den Dänen unter Friedrich III besetzte, aber wieder verlassene Insel, von neuem in Besitz nahm, und zu diesem auch noch die Insel St. Jan hinzufügte. Schuhmacher, der Urheber dieser für die Dänen so wohlthätigen Anordnungen, der, unter den Namen eines Herren von Greiffenfeld, geadelt worden war, veranlaßte seinen König (1671) den Grafen- und Frenherrenstand einzuführen, um den Adel für die durch die Revolution verlorne Rechte gleichsam schadlos zu halten. Der neue Stand sollte zwar bloß auf Güter von einer bestimmten Größe eingeschränkt seyn, aber auch manchen Vorrechte genießen. Die neuen Grafen

ver-

verschönerten zum Theil die Hauptstadt Kopenhagen durch Palläste. Christian V selbst machte sich vornehmlich um denjenigen Bezirk Kopenhagens, den sein Vater und Großvater nicht umgebaut hatten, theils durch viele schöne Gebäude, theils durch Festungswerke, verdient. Die Einwohner wurden durch neue Aufkümmlinge, besonders auch durch ausgewanderte Franzosen und durch Holländer, vermehrt. Für die, für welche der Elephanten-Orden entweder zu erhaben, oder zu kostbar war, stiftete Christian V den Dannebrog-Orden, der vom Danebrog, d. i. der h. Reichsfahne, seinen Namen entlehnte.

Greiffenfeld wurde indessen geheimer Rath und erster Staatssekretär; er wurde (1673) kurz nach einander Ritter des Elephanten Ordens, Großkanzler, Graf, und Besitzer eines großen Lehngutes. Er übersprang 19 andre geheime Räte im Range, so daß er gleich die vierte Stelle nach dem Könige einnahm. Auch sein Bruder, Albrecht Schuhmacher, ein Mensch ohne Kenntniß und Gewandtheit, wurde, unter dem Namen Guldens

densparre, geadelt, und zu hohen Aemtern befördert. Greiffenfeld selbst stand jetzt so hoch, daß ihm ein Herzog von Holstein seine Tochter zur Gemahlin geben wollte; allein Greiffenfeld lehnte diese Heirath, wahrscheinlich aus Neigung für eine sehr lebenswürdige französische Prinzessin, ab. Dadurch zog er sich den Zorn des Vaters, der Braut und der Verwandten, zu. So groß seine Verscheidenheit ehemals gewesen war, so theilte er doch, mit vielen andern Glückskindern, das Schicksal, von Schmeichlern zu stolzen Gesinnungen sich hinreißen zu lassen. Nur schämte er sich, seiner Mutter den Zutritt zu erlauben, und sich ihrer anzunehmen. Aber er stand auch mit den vornehmsten Fürsten und Ministern im Briefwechsel. Der Kaiser Leopold I erhob ihn (1674) zum Reichsgrafen; Frankreich both ihm die Cardinalswürde, und Friedrich Wilhelm die Insel Rügen, als ein Reichsfürstenthum, an. Auf dieser Höhe sich befindend, näherte er sich aber seinem Sturze, den seine Feinde und Neider, vornehmlich Gildenslöwe, ihm zubereiteten. Ohne sein Schicksal zu ahnden wurde er (1676 März) im königlichen Vorzimmer

zimmer, unvermuthet in Verhaft genommen, und nach der Cittadelle gebracht. In der Stadt herrschte deswegen die lebhafteste Freude, weil man ihn und seinen Schwager, den Bürgermeister Hag, auferst haßte. Man fand in seinem Hause anderthalb Millionen Thaler französischen und englischen Geldes; man fand viele unerbrochne Briefe und Bittschriften, die an den König gerichtet waren; man wollte Beweise von einem geheimen Einsverständnisse mit den Feinden des Königs entdeckt haben. Seine vielen Feinde, zu welchen fast alle Minister und Generale gehörten, bewiesen sich sehr geschäftig, diesen Verdacht zu vermehren. Man übergab die Untersuchung seiner Handlungen und Papiere einer besondern Commission. Greiffenfeld wußte sich gegen alle Beschuldigungen sehr gut zu rechtfertigen. Dennoch mußte er vor einem besondern Criminalgerichte erscheinen. Man warf ihm vor, Aemter und Würden verkauft, des Königs Geheimnisse verrathen, und demselben schlechte Rathschläge ertheilt zu haben. Man konnte ihm nichts beweisen. Die großen Summen von fremden Gelde, die man bey ihm fand, hatte er für Edelsteine und Juwelen

Juwelen, die ihm vom Könige geschenkt worden waren, erhalten. Dennoch wurde er (im May) zum Tode verurtheilt. Er gieng (am 5. Jun.) seiner Hinrichtung ohne sichtbare Kennzeichen von Furcht und Schrecken, entgegen. Aber das Zerbrechen seines Wappens erschütterte den ehrgeizigen Mann bis zum Erblaffen. Seine Todesstrafe wurde in eine ewige Gefangenschaft verwandelt. Er starb (1699 März) drey und zwanzig Jahre nach seiner Verhaftung, und wenige Wochen nach seiner Freylassung, als ein trauriges Beyispiel von der Gefahr, welcher ein herrschender Minister ausgesetzt ist.

Dänemark wurde noch zur Zeit seiner Ministerwürde mit Schweden in einen Krieg verwickelt, den Ludwigs XIV großer Einfluß verursacht hatte. Der minderjährige König Karl XI von Schweden wurde, theils durch die übertriebene Sorgfalt seiner Mutter, theils durch die Nachlässigkeit des Grafen Horn, seines Hofmeisters, von der Bekanntschaft mit der Regierungskunst und den Wissenschaften, vielleicht absichtlich, zurückgehalten, damit er sich die Herrschaft des Reichsrathes um

um so eher gefallen lassen möchte. Dem jungen Könige wurden von den vielen Vereitern, Tanz- und Fechtmeistern, die ihn beständig umgaben, gegen den Adel, der ihm freylich oft wenig Achtung bezeugte, ein lebhafter Haß eingebläst. Die Vornehmsten des Adels, die Reichsräthe, waren aber unter einander selbst uneinig. Sie theilten sich in die gräfliche und nicht gräfliche Parthey. An der Spitze der letztern stand der Graf de la Gardie, der, eben sowohl wegen seines großen Reichthums, und seiner vielgeltenden Gewalt, als wegen seiner ausländischen Abkunft, verhaßt war. Die gräfliche Parthey arbeitete daher an seinem Sturze. Auch stimmte sie für die Theilnahme am Kriege, als einer Quelle von Ansehn und Reichthum. Ihre Gesinnungen benutzte der französische Gesandte, Schweden zu einer Kriegsverbindung mit seinem Monarchen zu bereeden, ungeachtet die Staatscasse sich leer befand, ungeachtet es der Armee an allen Bedürfnissen fehlte, ungeachtet die Flotte keine tüchtigen Officiere hatte. Schweden sollte für 24000 Mann, die es in Pommern aufstellen würde, jährlich 400000 Thaler bekommen. Frankreich

reich wollte auch den König Christian V von Dänemark bewegen, seine Verbindung mit den vereinigten Niederlanden aufzugeben; aber der dänische Hof widerstand den reichens Anträgen desselben so glücklich, daß er mit Holland (1673 May) einen feyerlichen Bund schloß, daß er ihm seine Armee und Flotte versprach. Durch diesen Bund sah er sich endlich genöthigt, gegen Schweden als Feind aufzutreten.

Schweden ließ (1674 Dec.) den alten General, Admiral Wrangel, mit 16000 Mann aus dem schwedischen Pommern, in das Brandenburgische einrücken. Man rechtfertigte diesen Einfall durch den Vorwand, daß der Kurfürst dem westphälischen und dem vossenschen Frieden zuwider gehandelt habe. Die Schweden verfuhrten gegen die Bewohner des brandenburgischen Landes (1675 May) mit großer Unbarmherzigkeit. Manche Stadt wurde zur Einnöde. Friedrich Wilhelm, der seinem Lande nicht gleich zu Hülfe kommen konnte, zog vom Rhein nach Franken, um daselbst seine Winterquartiere zu halten. Von da rückte

rückte er mit seinem Heere, das sich während des Winters vortreflich erholt hatte, so in der Stille nach Magdeburg, daß sein Anzug den Schweden ganz unbemerkt blieb. Dieß nun, terte ihn zu einer eben so schnellen, als entschlossenen Unternehmung gegen sie auf. Zwei Tage nach einander (am 11. und 12. Jun.) wurden die Thore von Magdeburg verschlossen gehalten. Am Abend des zweyten Tages setzten alle Kürassier und Dragoner, 5600 an der Zahl, nebst 1000 außerlesenen Musketierern, und 10 Dreyßfändern, über die Elbe. Die Infanterie wurde auf 146 große Wagen gepackt. Der Marsch gieng die ganze Nacht und den folgenden Tag fort. Doch ein anhaltender Platzregen hatte die Wege so verschlimmert, daß der Kurfürst 3 Meilen von Rathenau Halt machen mußte, und daß er erst am folgenden Tage (am 14ten) nach Rathenau kam. Dens noch wurde die schwedische Besatzung dieser Stadt überfallen. Die Schweden zogen sich hierauf bey Zebrbellin zusammen. Sie wählten hier eine vortheilhafte, durch viele Kanonen verwahrte Stellung. Die Brandenburger, die sie (am 15.) angriffen, bestanden

den meistens aus ermüdeten Cavallerie, die wenige Kanonen hatte. Dennoch siegte Friedrich Wilhelms Entschlossenheit und Tapferkeit, und die Schweden zogen sich in der folgenden Nacht schnell zurück.

Durch diese so glücklich ausgeführte Unternehmung wurde das Vertrauen, das man in Deutschland auf den Kurfürsten setzte, gar sehr erhöht. Der Kaiser Leopold zeigte sich bereitwillig, ihn zu unterstützen. Die Reichsversammlung versprach ihm Beystand. Dänemark schloß mit dem Kurfürsten (im Sept.) gegen Schweden eine förmliche Verbindung. Christians V. Vetter, der Herzog von Holstein; Gottorp, der mit Schweden heimlich im Einverständnisse lebte, mußte dem Könige seine Festungen und seinen Soldaten, überlassen, mußte seine Theil des Herzogthums Schleswig der dänischen Oberherrschaft unterwerfen. Im Lauenburgischen versammelten sich 18000 Dänen. Mit diesen eroberte Christian (13. Dec.) die schwedische Stadt Wismar mit Sturm. Noch verdient ein Zug von Greiffenfelds Entschlossenheit hier nachgeholt zu werden. Greiffenfeld munterte,

der

der strengen Winter; Bitterung ungeachtet, zur standhaften Belagerung Wismars auf. Der Oberfeldmarschall, der Herzog von Holstein; Plön, der seine Einmischung in die Kriegsangelegenheiten sehr übel aufnahm, rieth ihm bey der Feder zu bleiben. „Ich hoffe“ sagte Greiffenfeld „mit meiner Feder eben so viel auszurichten, als sie mit ihren 18000 Mann!“ und Wismar — wurde erstürmt. Die Gemahlin des Königes, die sich schon seit einem Monath im Lager befand, hielt, bey den gefährlichsten Unternehmungen, an seiner Seite, zu Pferde. Die Dänen halfen (1676), nebst den Braunschweig; Lüneburgern, den Brandenburgern, und den Mülasterern, die sich mit ihnen vereinigten, auch fast ganz Bremen und Verden erobern. Der Kurfürst von Brandenburg bemächtigte sich der pommerschen Städte Stettin und Stralsund.

Während der gefährlichen Lage, in welcher sich Schweden damals befand, trat Karl XI (1675 Aug.) die Regierung selbst an. Er verlangte von dem ersten Reichstage, den er versammelte, Beyträge zu den Kriegskosten.

Galletti Weltg. 13r Th.

¶

kosten.

kosten. Weil sich der Adel aller Theilnahme an den Steuern entzog, wollten die Geiselschen, die Bürger und die Bauern auch nichts weiter beytragen. Auf ihre Seite traten selbst einige Reichsräthe. Die Kriegscasse blieb also unangefüllt. Dennoch stimmte der an Frankreich verkaufte Reichskanzler, Graf de la Gardie, für den Krieg, während daß der alte Feldmarschall Wrangel bloß auf die Landvertheidigung gegen Dänemark antrug. Seine Meynung fand so viel Beyfall, daß de la Gardie in Ugnade kam. Karl ersetzte ihn durch einen Cablinersrath von 4 Personen. Das wichtigste Mitglied desselben war Lindenskiöld, ein sehr despotischdenkender Mann, der den König nicht nur in seinem Hass gegen den Adel, sondern auch in der Fortsetzung des Krieges, bestärkte. Karl XI wollte sein Heer sogar selbst anführen. Aber auch de la Gardie, der nun auf einmahl wieder Krieger wurde, zeigte eine außerordentliche Thätigkeit, neue Schaaren von Kriegsvolk in Bewegung zu setzen. Sein Eifer war um so nöthiger, je mehr die Dänen nun das schwedische Reich selbst angriffen.

Die

Die dänische Flotte bemächtigte sich (1675 April) der Insel Gottland, schlug, von dem holländischen Cornelius Tromp, als Admirals General angeführt, die schwedische Flotte an der Küste von Blekingen, und erleichterte dadurch dem Könige Christian die Landung in Schonen, wo er Helsingborg, Landskron, und Christianstadt eroberte. In Schonen rückte aber (im Oct.) Karl XI den Dänen entgegen. Der Lund erfolgte (am 3. Dec.) eine Schlacht, die jeder von den beyden Königen gewonnen haben wollte. Auf dem Schlachtfelde lagen 9000 Mann, und von den Dänen wurden 4000 vermisst. An das dänische Heer schloß sich Tromp mit 3000 Matrosen an. Christian belohnte ihn dafür mit der gräflichen Würde und dem Elephantenorden. Doch Karl XI nahm (1677 Jan.) den Dänen Helsingborg und Blekingen wieder weg, und nur mit Mühe wurde er von der Wiedereroberung von Christianstadt abgehalten. Christian, dessen Kriegsmacht durch 6000 münstersche und 1500 hessensche Truppen verstärkt wurde, hätte den König Karl, mit seinem nur halb so

N 2

starken

starken und entkräfteten Heere leicht besiegen können, wenn sein damaliger Liebbling, der Oberjägermeister von Hahn, aus Neid über den General von Solz, ihm einen lebhaften Angriff nicht widerrathen hätte. Wie oft hängt doch von solchen eigennützigen Privatabsichten der Erfolg eines Feldzuges ab! Die dänische Flotte bewies desto mehr Thätigkeit. Sie erseht (im May und Jul.) zwey Siege über die schwedische Flotte. Ihr Admiral Juel war ehemals gehelmer Rath und Vicepräsident der Schatzkammer gewesen. Im zweyten Treffen verlohren die Schweden 22 Schiffe, und über 4000 Mann. Erst am folgenden Tage stieß Tromp zu der dänischen Flotte. Der über sein verzögertes Ausbleiben verdrießliche Christian erhob den braven Juel zum General; Admiral; Lieutenant, und entzog dem Tromp den Oberbefehl. Juel verwüstete Oseland und Smaland, und Christian selbst kam bis zur Insel Rügen, wo er sich (1678) mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm vereinigte. Auch drang Gåldenlöwe von Norwegen aus in Schweden ein. Schwedens fürchtbarster Feind blieb aber immer der Kurfürst von Brandenburg, der ihm nicht

nur die vornehmsten Oerter in Pommern wegnahm, sondern auch seine Unternehmungen in Preussen mächtig störte. Hier waren (1678 Nov.) die Schweden schon bis Königsberg vorgeedrungen, und Friedrich Wilhelm, der sich nicht zu weit von Berlin entfernen wollte, der, 59 Jahre alt, von einem Katarth gepeinigt wurde, dessen Heer der Ruhe bedurfte, befand sich in großer Verlegenheit. Es war ein Marsch von mehr als hundert Meilen, und es herrschte eine strenge Wintertälte. Aber Preussen hatte, außer der Landmiliz, nur einige reguläre Regimenter, in allem nicht mehr als 7000 Mann, zur Vertheidigung. Ein herzhafter Entschluß war also nöthig. Friedrich Wilhelm nahm seine ganze Cavallerie, und von jedem Regimente Fußvolk 62 Mann auserlesene Leute, nebst einer doppelten Anzahl von Officieren, die das Ungemach nicht achteten. Alles zusammen bestand aus 4000 schweren Reitern, 1500 Dragonern, und 3500 Infanteristen. Die letztern wurden auf Schlitten gepackt. Neben dem Kurfürsten, der gleichfalls in einem Schlitten fuhr, trabte sein Feldmarschall Dörflinger her. Die Schweden, deren Trup-

pen

pen sehr geschwächt waren, zogen sich schnell zurück. Aber Friedrich Wilhelm durfte Schwedens Schwäche nicht benutzen. Holland hatte sich zu Nimwegen mit Frankreich wieder ausgesöhnt; auch der Kaiser Leopold und das deutsche Reich hörten auf, an diesem Kriege weiter Theil zu nehmen; Schweden befand sich aber demungeachtet noch so sehr in Verlegenheit, daß die Kurfürsten von Bayern und von Sachsen zur Rettung desselben 20000 Mann zu stellen sich verpflichteten, die der Kaiser und Frankreich zu zahlen versprochen. Ehe diese aber sich in Bewegung setzten, drangen (1679 März) die Franzosen, in den westphälischen Ländern des Kurfürsten von Brandenburg, bis Minden vor. Dieß beförderte (am 29. Jun.) den glücklichen Ausgang der zu St. Germain angefangenen Friedensunterhandlungen *). Der Kurfürst erhielt von Frankreich 800,000 Thaler, und von Schweden noch ein Stück von Vorpommern. Dadurch befreite sich Karl XI von seinem furchtbarsten Feinde, dem Kurfürsten von Brandenburg. Doch auch Dänemark wurde

von

*) Oben S. 224.

von Frankreich zur Aussöhnung mit Schweden gezwungen. Die Franzosen besetzten (1679 Jul.) die Grafschaft Oldenburg, und Ludwig XIV drohete, Oldenburg an Schweden und Delmenhorst an Münster, die auf diese Länder Anspruch machten, abzutreten. Christian V schloß hierauf (2. Sept.) mit Frankreich zu Fontainebleau, und (3. Sept.) mit Schweden zu Lund, Frieden, und gab alle schwedischen Eroberungen zurück. So viel wirkte Frankreichs Ueberlegenheit.

Zwölfter Abschnitt.

Schwache Regierung in Polen, bis Sobieski König wird. Eben so schwache Regierung der osmanischen Großsultane, deren Schicksal von den Janitscharen und den Großen des Serails abhängt. Kuiperli, Vater und Sohn, zwei vortreffliche Großwesire. Die Türken verlieren die Schlacht bey St. Gotthardt. Sie erobern Candia. Dagegen mißlingt die Belagerung Wiens.

Während daß Schweden, Polens gefährlichster Nachbar, sich in großer Noth befand, arbeitete sich eben dieses Polen aus seiner Staatsverwirrung wieder etwas empor. Die Kosaken ließen sich durch ihren neuen Anführer Bohdan Chmielnitzky Nachfolger, (1658) bereden, den russischen Schutz wieder gegen den polnischen zu vertauschen, und die Polen waren seitdem den Russen überlegen.

Aber

Aber die Früchte dieser Ueberlegenheit raubte ihnen (1661) eine Conföderation ihrer Soldaten, denen man ihren rückständigen Sold nicht auszahlen konnte. Sie kündigten der Regierung den Gehorsam auf, zwangen ihre Mitbürger, für ihre Verpflegung zu sorgen, und zogen sich, anstatt gegen die Russen anzumarschieren, immer mehr in das Innere zurück. Genug, man mußte mit ihnen unterhandeln, und (1663) den Anfang der Bezahlung machen. Man bezahlte sie mit schlechtem Gelde, mit welchem die Münzpächter damals das ganze Land überschwemmten. Die Soldaten kehrten nun zwar wieder zum Gehorsam zurück; aber die Kosaken diesseits des Dnepr unterwarfen sich dagegen dem türkischen Schutze, so daß die armen Polen jetzt nicht allein von Russen und Kosaken, sondern auch von Türken und Tataren, heimgesucht wurden. Im Innern drückten sie während der Zeit ansteckende Seuchen, Religionsverfolgung, schwache, partheyische Regierung. Johann Kasimirs französische Gemahlin, in deren Händen sich die meiste Regierungsgewalt befand, wollte, um auch künftig zu regieren, dem Herzog von Englien,

dem

dem Sohne des großen Conde, den sie ihrer Schwestertochter, Anna Gonzaga, zum Gemahl bestimmte hatte, die polnische Thronfolge versichern. Der König mußte ihren Plan (1661) dem Reichstage vortragen. Er handelte darin den so oft beschwornen Rechten der Nation zuwider. Daher wurde sein Antrag mit solchem Widerspruche, und solchem Lärme, empfangen, daß er ihn sogleich wieder zurück nehmen mußte.

Am nachdrücklichsten äusserte sich gegen denselben Georg Lubomirski, ein durch Alter, Reichthum und Würde angesehener Mann, Krongroßmarschall, und deutscher Reichsfürst. Um ihn zu ärgern, schenkte der König seinem Feinde Radziejowski, sein voriges Vertrauen. Lubomirsky wurde auf dem Reichstage für einen Majestätsverbrecher, für einen Feind des Vaterlandes, erklärt. Ja, man gieng soweit, ihm sein Leben, seine Ehre, sein Vermögen abzusprechen. Man vertheilte seine Staatsämter an andre, und Lubomirski mußte nach Breslau flüchten. Daß Johann Casimir den Lubomirski so despotisch behandeln durfte, dieß war bloß Sache einer Parthey.

they. In Polen durfte jeder, also auch der König, seinen Plan durchsetzen, sobald er die Gefahr übernahm. Die unvollkommenen Gesetze, und die noch unvollkommnere Vollziehung derselben, setzte ihm wenige Hindernisse entgegen. Richtersprüche konnten von dem Mächtigen und Reichen leicht gewonnen werden. Der König, im Besitze des Rechtes, geistliche und weltliche Staatsämter, Güter und Starosteyen, zu vertheilen, sah sich immer von einer großen Parthey umgeben. Die Kronbeamten waren Mitglieder des Senats, und daher meistens auch bereitwillig, seine Absichten befördern zu helfen; nur mußte er ihr Wahlrecht, ihre Freyheit von Abgaben, ihr Recht, die Bauern zu tyrannisiren, ungekränkt lassen. Einen dritten gaben sie dem Könige allenfalls preis. Dieß war jetzt der Fall, in welchem sich Lubomirski befand.

Doch Lubomirski hatte gleichfalls eine große Parthey. Durch diese wurde der Reichstag zerissen; durch diese entstand Bürgerkrieg. Mit Lubomirski, der (1665) mit 800 Kriegern zurück kam, vereinigte sich ein Theil

Theil von den nicht bezahlten Soldaten. Lubomirski, der nur 5000 Mann unter seinen Fahnen zählte, erzwang (1666) durch seine Siege über die königliche Armee einen Vergleich, der ihn in alle seine Rechte und Würden wieder herstellte. Die Wahl eines Thronfolgers sollte indeß ausgesetzt bleiben. Doch Lubomirski befand sich in solcher Gefahr, ermordet zu werden, daß er sich abemahls nach Breslau begeben mußte. Hier wurde er im folgenden Jahre (1667) plötzlich vom Tode überrascht.

Durch den Bürgerkrieg wurden die Polen von einer nachdrucksvollen Gegenwehre gegen ihre Feinde abgehalten. Sie mußten daher (1667 Jan.) dem russischen Zaar Schmölenst, Sewerien, Czernichow, und die Ukraine jenseits des Dneprs auf beständig, Kiew aber auf 2 Jahre, abtreten. Die größte Hälfte der Kosaken kam dadurch mit Rußland in Verbindung, die übrigen blieben theils unter polnischem, theils unter türkischem Schutze. Die polnischen erhielten ihre ehemaligen Freiheiten wieder.

Die Urheberin der damaligen polnischen Staatsverwirrung, die Königin Marie Luise starb

starb um diese Zeit (im May) ohne Kinder und von niemand, als ihrem schwachen Gemahle, bedauert. Ohne ihre Leitung war die Krone für den Johann Casimir eine drückende Last. Ludwig XIV, der dessen Abneigung gegen die Regierung benutzen wollte, um seinen Einfluß auf das nördliche Europa noch weiter auszudehnen, versprach ihm einen Jahresgehalt, wenn er die Wahl seines Nachfolgers auf den Prinzen von Conde lenken könnte. Johann Casimir machte hierauf seinen Entschluß, die Regierung niederzulegen, erst dem Senate, und hernach (1668 Sept.) dem Reichstage, bekannt. Die polnischen Herren hatten für ihn, für den letzten Jagellonen von mütterlicher Seite, noch so viele Anhänglichkeit, daß sie durch Vorstellungen, durch Bitten, durch Thränen, ihn von der Ausführung seines Entschlusses abzuhalten suchten; aber er blieb standhaft. Man bewilligte ihm den kleinen Jahresgehalt von 150,000 polnischen Gulden (25000 Thalern). Aber auch diese zahlte man ihm so wenig ordentlich aus, daß er in Frankreich, wohin er (1669) wieder zurückkehrte, hauptsächlich von den Einkünften, die ihm zwey von Ludw.

wlg

wig XIV vertriehene Abteyen abwarfen, leben mußte. Er starb drey Jahre hernach (1672).

Die polnischen Herren machten auf dem Wahltag, auf welchem sie ihrem Staate wieder ein Oberhaupt verschaffen wollten, das ausdrückliche Gesez, das künftig kein König die Krone sollte niederlegen können. So wenig vertrauten sie auf den Werth der vaterländischen Krone! Unter mehreren Fürsten, die sich um dieselbe bewarben, hatte der Prinz von Conde im Senate den größten Anhang; aber der Adel, dem er wegen der schon unter der vorigen Regierung gewagten Schritte verhaßt war, bestand auf seiner Austreibung. Die Senatoren ließen hierauf wieder sechs Wochen verfließen, ohne die Wahl des neuen Königes zu entscheiden. Der darüber unwillige Adel schloß endlich den Senat in seinem Bezirke des Wahl: Landes bey dem Dorfe Wola ein. Dieß verursachte ein Gesecht mit Säbeln und Pistolen. Einige wurden verwundet, andre gar getödtet. Die Uneinigkeit verbreitete sich nun durch alle Woivodschaften. Endlich thaten einige von den klügern Senatoren den Vorschlag,

schlag, einen Piasen (d. i. Inländer) den Fürsten Michael Thomas Korybut Wisniowiezki, dessen Vater Woivode in Rothrußland (Gallzien und Lodomirien war) und der von den alten lithauischen Herzogen abstammte, zum Könige zu wählen. Der neue König, erst 30 Jahre alt, sehr verschuldet, ohne Ansehn, Einfluß, Würde, aber eben daher keine Partheysucht reißend, weinte, als man ihm seine Wahl ankündigte, bittere Thränen; aber er mußte sich die Krone dennoch aufsetzen lassen. Ein so schwacher König brachte natürlich die Folge hervor, daß die Großen ihn verachteten, daß sie alle seine Handlungen tadelten, daß alle Reichstage auseinander giengen. Doch Wisniowiezki beförderte selbst das Ende mancher Reichsversammlung, weil sein Ansehn auf derselben so wenig galt. Die Unzufriedenheit über seine Regierung wurde immer lauter. Der Primas (der Erzbischof von Gnesen) bemühet sich, ihn in heftigen Briefen noch mehr herabzusetzen, und er scheute sich gar nicht diese Briefe einzugestehen. Man machte es dem Könige unter andern zum Vorwurfe, daß er sich deutsch kleidete. Zur Entschuldigung

gung führte er den Umstand an, daß die polnische Tracht zu theuer sey.

Das geringe Ansehn des Königes zeigte sich besonders bey dem Kriege zu, welchen Polen mit den Türken verwickelt wurde. Ein Theil der Kosaken, die bey Polen geblieben waren, unterwarf sich der Pforte, und nun erschienen die Tataren als Bundesgenossen derselben. Diesen leistete der Kronsgroßfeldherr Johann Sobieski, mit einem kleinen Heere, dem Friedrich Wilhelm 1500 Brandenburger zugesellte, einen äußerst überdachten und glücklichen Widerstand. Der türkische Großsultan, Muhammed IV, erstaunte, als er (1672 Aug.) den kleinen Haufen von Kriegern sah, und ahndete Kriegsglück. An die Türken schlossen sich aber noch Tataren und Kosaken an. Nun war die Ueberlegenheit zu groß. Kaminiak, die feste, wohlversehene, berühmte Vornauer Polens, wurde von den Türken mit Sturm erobert; der Großsultan ritt in die Domkirche, und sieben Kirchen wurden in Moscheen verwandelt. Die Türken drangen bis Lemberg, der Hauptstadt Galiziens, vor. Nur eine große

große Summe rettete sie von der türkischen Gewalt. Polen mußte den siegreichen Türken den Frieden unter schimpflichen Bedingungen abkaufen; es mußte ihnen ganz Podolien abtreten, die Herrschaft über einen Theil der Kosaken überlassen; es mußte einen jährlichen Tribut von 22000 Ducaten versprechen. Vergebens ersocht Sobieski noch in eben dem Jahre, am Dneister, über die Tataren einen glänzenden Sieg, durch welchen er 20000 gefangne Polen befreyte. Die Partheyen trieben hierauf von neuem ihr Spiel. An der Spitze der Mißvergnügten stand der brave Sobieski. Gegen seine Parthey wurde von den Anhängern des Königes eine Conföderation errichtet, die der König selbst beschwor. Sobieski conföderirte nun seine Armee. Endlich wurde (1673) wieder ein Reichstag gehalten. Sobieski gab dem Könige manchen Beweis von Verehrung. Er küßte ihm nicht, so wie andre Senatoren, die Hand; er sprach kein Wort mit ihm. Der Reichstag erklärte den mit den Türken geschlossenen Frieden für ungültig. Zu dem Heere, welches man denselben entgegen stellen sollte, gieng nicht nur Sokolletj Weltz. 13r Th. 3 blieb

bieski, sondern der König selbst, ab. Den letztern brachte aber eine Krankheit bald nach Lemberg zurück, wo er (10 Nov.) sein Leben endigte. Die Polen bekamen hierauf an dem vortrefflichen Sobieski einen ihrer besten Könige, der 22 Jahre hindurch das Ansehn des polnischen Staates aufrecht erhielt, und besonders die Türken kraftvoll bekämpfen half.

Das türkische Reich hatte in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts schwache Regenten, die sich in der Gewalt der Janitscharen befanden. *) Auf Achmed I folgte (1617) sein jüngerer Bruder, Mustafa I, der, der Regierung ganz unfähig, in der Wahl seiner Vertrauten und Lieblinge so unvorsichtig war, daß er weder auf Herkunft, noch auf Verdienste, Rücksicht nahm. Dadurch machte er sich bey den Janitscharen, und dem Volke zu Constantinopel, so verhaßt, daß es seiner Mutter, die sich wegen einer ihr zugesügten Kränkung zu rächen suchte, gar nicht schwer wurde, ihn wieder vom Throne

*) Theil XI, S. 219.

Throne zu entfernen. Sie hatte die Großen auf ihrer Seite. Während daß Mustafa (1618) sich auf der Jagd befand, wurde sein achtjähriger Bruder Osman II zum Sultan ernannt, und Mustafa mußte sich in einen Thurm einsperren lassen. Für den kleinen Osman regierte anfangs Dilaver, sein ehemahliger Lehrer, erst als Mustri, und hernach als Großwessir. Der erwachsene Osman hatte kriegerischen Muth, aber seine Unternehmungen wurden nicht vom Glücke begünstigt. Er ließ sich (1621) von den Polen die er bey Choczim eingeschlossen hatte, auf 20000 Mann niederhauen. Nun beleidigte er auch noch die Janitscharen, die, wegen der Einschränkungen, denen er ihre übertriebenen Anmaßungen unterwerfen wollte, schon ohnedieß über ihn aufgebracht waren. Er dankte, als sie ihren rückständigen Sold verlangten, 2000 derselben, nebst eben so vielen Spahi's, ab. Um ihre Erbitterung noch mehr zu reizen, verbreiteten Osmans Feinde das Gerücht, daß er die Absicht habe, das ganze Corps der Janitscharen aufzuheben. Sie erregten endlich (1622) einen schrecklichen Aufstand; sie tödteten den Großwessir

Dilaver, und riefen den Mustafa, den sie aus seinem Gefängnisse herausgeholt hatten, wieder zum Sultan aus. Osman, der nun vergebens den Aufrührern große Geschenke anboth, wurde in einen der berühmten sieben Thürme eingesperrt, und, nach einer äusserst unbarbarischen Behandlung, ermordet.

Mustafa, noch alberner und unthätiger, als während seiner ersten Regierung, mußte sich ganz dem Großwesir überlassen. Der türkische Staat hatte jetzt mit dem weströmischen Kaiserthume einerley Schicksal. Die Pascha's der Provinzen hielten sich wenigstens für eben so berechtigt, als die Janitscharen, die türkischen Prätorianer, eine gewisse Unabhängigkeit sich anzumassen. Der König von Persien benutzte diese Schwäche der türkischen Regierung, manches, was ihm die Türken weggenommen hatten, wieder zu erobern. Mustafa's und seines Großwesirs Regierung sang immer tiefer im Zutrauen des Volkes. Da man das nahe Ende derselben vermuthen konnte, so wollte man die jüngern Brüder, die Mustafa's Stelle einnehmen konnten, vorher aus der Welt schaffen;

fen; aber Murad, der jüngere derselben, wehrte sich, als er ermordet werden sollte, mit solcher Entschlossenheit, daß Volk und Janitscharen ihn in Schutz nahmen. Da nun die Pascha's immer fortfuhren, auf die Befehle und Verordnungen der Pforte keine Rücksicht zu nehmen, so fühlte der Divan endlich (1623) die dringende Nothwendigkeit, den schwachen Großsultan gegen einen kraftvollen zu vertauschen. Der Musti schlug den Soldaten und dem Volke den unerschrocknen Murad vor. Sein Vorschlag wurde genehmigt, und Murad IV zum Sultan ausgerufen.

Murad IV Ghazi (b. i. der Tapfere) gehört zu den unternehmendsten und kraftvollsten Beherrschern des türkischen Reichs. In den Leibesübungen so außerordentlich gewandt, daß so leicht kein Janitschar sich mit ihm messen durfte, zeigte er als Feldherr Unerschrockenheit, als Oberrichter Unpartheylichkeit, sammelte er, seiner Prachtliebe ungeachtet, einen ansehnlichen Schatz, ohne seine Unterthanen mit drückenden Abgaben zu belegen, trank er aber auch den Wein lieber, als ihn ein

ein Mohamedaner trinken darf. Seine kriegerischen Unternehmungen wurden vom Glück begünstigt. Er eroberte (1637) nicht nur Erivar, die Hauptstadt des persischen Armeniens, sondern auch die weltberühmte Stadt Bagdad in Irak Arabi. Auch siegte er über den Großemir der Drusen, Diese Leute, eine Art christlicher Secten, deren Glaube jedoch aus allerley Religionen zusammengesetzt ist, bewohnten, seit mehreren Jahrhunderten, die gebirgigen Gegenden von Syrien. Der Stifter ihres Staates war Eimu Ismael Drusi, der hundert Jahre vor dem ersten Kreuzzuge lebte. Ihr damahliger Großemir war Fakkardin, der sich zu Florenz gebildet hatte. An der Spitze von 20000 Mann glaubte er sich gegen die türkische Oberherrschaft gesichert. Aber der Pascha von Damask, den Murad IV mit 100000 Mann gegen ihn anrücken ließ, benutzte die Uneinigkeit, die damahls unter den Drusen herrschte, so geschickt, daß Ali, Fakkardins Sohn, nach einer braven Gegenwehr von anderthalb Jahren, der Uebermacht weichen mußte. Den Vater lockte man (1634) nach Constantinopel, um ihn

zu erdrosseln. Indessen lebte auch Murad IV nicht allzu lange. Er trank den Wein so unmaßig, daß er schon im 32ten Jahre (1639) ein Opfer dieser Unmäßigkeit wurde.

Sein Nachfolger wurde der an Körper und Geist gleich schwache Bruder Ibrahim, der einzige von Osmans Geschlecht noch übrige Prinz. Dieser vertraute, die Regierungsgeschäfte seiner räukevollen Mutter und dem Großwesir an, um dem Spiele der Wollüste sich desto ungeförter überlassen zu können. Durch stärkende Mittel, durch öftere Abwechslung in den Gegenständen seiner sinnlichen Liebe, durch die mit Spiegeln bedeckten Wände seines Schlafzimmers, suchte er den Reiz seiner sinnlichen Vergnügungen immer von neuem zu erhöhen. Selbst die schönen Töchter der Paschen waren vor seinen wollüstigen Ansehtungen nicht sicher. Sogar die Tochter des ehrwürdigen Musti ließ er in sein Seraj holen: wenn er sie nur, nach dem Genuße einiger Tage, ihrem Vater nicht noch verächtlich zurückgeschickt hätte! Der gekränkte Vater stellte sich nun an die Spitze von 30000 Mann, erklärte den Sultan für unfähig, die Regierung ferner zu führen, und ließ ihn durch

die Janitscharen wieder in sein altes Gefängniß bringen, wo ein Strick bald sein Leben endigte.

Unter seinem Nachfolger, Mohamed IV., spielte der osmanische Staat wieder eine würdevolle Rolle. Er dankte dieß hauptsächlich dem Großwesir Kuiperli, dem Sohne eines französischen Negaten, der, durch seine Einsichten und seine Rechtschaffenheit, das allgemeine Zutrauen sich so sehr erwarb, daß er es wagen durfte, bey seinem Tode (1661) seinen Sohn Ahmed zu seinem Nachfolger vorzuschlagen, und dieser erhielt auch, seiner Jugend ungeachtet, die wichtige Stelle eines Großwesirs. Ahmeds ganzes Bestreben war darauf gerichtet, in den Osmanen den Geist ihrer Vorfahren von neuem rege zu machen. Nun wurden die Venezlaner, deren Seemacht einige Zeit hindurch den Türken furchtbar gewesen war, genöthigt, die Inseln Tenedos und Stalimene wieder herauszugeben. Nun benutzte die Pforte die Unzufriedenheit, welche die Siebenbürgen über die unduldsame östreichische Regierung erpfanden, ihre Herrschaft in Ungern weiter auszu-

auszubreiten. Die Pforte, die so manche schöne Gelegenheit, von der Noth des östreichischen Monarchen Vortheil zu ziehen, aus Rechtschaffenheit vernachlässigte, versäumte es, die siebenbürgischen Fürsten Bethlen Gabor und Georg Ragoczy, die sich im dreißigjährigen Kriege mit den Feinden des Hauses Oestreich verbanden, nachdrücklich zu unterstützen. Endlich aber erwachte doch unter dem jüngern Großwesir Kuiperli der echte militärische Geist von neuem. Kuiperli belagerte, während der siebenbürgischen Unruhen, welche die beyden Fürsten Kemen und Apaffi veranlaßten, die wichtige Gränzfestung Großwardein, und Kaiser Leopold I, den der Graf von Porcia durch die Lustbarkeiten, die er veranstaltete, von der Aufmerksamkeit auf den Türkenkrieg ganz abzog, gab dem General de Souches so wenig Truppen, daß er Großwardein seinem Schicksale überlassen mußte. Die kleine Besatzung wehrte sich 7 Wochen lang, bis von 850 Mann nicht mehr als 150 übrig waren. Nun trat zwar der berühmte Montecucculi als Obergeneral gegen die Türken auf; aber sein Heer bestand aus nicht mehr, als 14 bis 15000 Mann,

Mann, an welche sich die Truppen des Fürsten Remen angeschlossen. Diese wurden (1661 Jun.), bey Clausenburg in Siebenbürgen, von 60000 Türken so entschieden geschlagen, daß die Kaiserlichen und Siebenbürgen auf 5000 Mann verlohren. Da diese nun auch durch ansteckende Krankheiten sehr vermindert wurden, so mußte Montecucculi Siebenbürgen ganz aufgeben. Leopold und seine Minister fühlten sich so wenig geneigt, den Krieg mit den Türken fortzusetzen, daß sie den Friedensunterhandlungen, die ihnen der schlaue Rusperti (1662) antrug, willig die Hand bothen. Schon wähten sie, nahe am Schlusse zu seyn, als der Großwesir mit einem zahlreichen Heere vor Ofen erschien, als er die Einräumung von Siringwar, und noch drey andern Festungen, verlangte. Leopold und seine Minister befanden sich in großer Verlegenheit. Der Kaiser hatte damahls noch keine große stehende Armee. Von den protestantischen Ungern durfte man keine nachdrucksvolle Unterstützung erwarten. Die ungarischen Großen äusserten über die fremden Befehlshaber in den Festungen, und über das ausländische Kriegsvolk, das sich viele

Aus:

Ausschweifungen erlaubte, schon ohnedieß ihre Unzufriedenheit. Die deutschen Reichsfürsten zeigten auch keine große Bereitwilligkeit, ihre Landeskinder für das Haus Oesterreich in Ungern fechten zu lassen. Der Hof zu Wien hätte sich daher sehr gern mit der Pforte verglichen; aber der Großwesir verlangte, ausser den Festungen, noch einen jährlichen Tribut von 50000 Ducaten, und 2 Millionen Thaler Kriegskosten. Leopold und seine Minister bothen nun alle Mittel auf, um den Türken ein ansehnliches Heer entgegen zu stellen. Der deutsche Reichstag bewilligte endlich (1663) eine Geldunterstützung von 50 Römernonathen. Einige Fürsten gaben auch Kriegsvolk her. Dennoch belief sich die Armee in Ungern, die unter Montecucculi's Befehl stand, doch nicht höher, als auf 20000 Mann. Von den 20000 Ungern, die sich an sie anschließen sollten, war ein großer Theil unbrauchbar. Um so ungehinderter konnte der Großwesir, mit seinen 140000 Streichern, bis Gran vordringen, konnte er, nach einer Belagerung von 6 Wochen (im Sept.) die Festung Neuhausel erobern,

erobern, und sich dadurch zur Wegnahme mehrerer anderer Oerter den Weg bahnen.

Jetzt wurden endlich die deutschen Reichsfürsten, und die übrigen Mächte von Europa, auf das bedenkliche Vordringen der Türken aufmerksam. Den Reichsfürsten gieng der entschlossene Bischof von Münster, Bernhard von Galen, mit seinem Beyspiele vor. Er stellte dem Kaiser 1206 Mann, und sein Eifer reizte die Reichsversammlung zu Regensburg so glücklich zur Nachahmung, daß sie eine Armee von mehr als 55000 Mann bewilligten. Das Kriegsvolk von Kursachsen und Kurbrandenburg war unter dieser Zahl noch nicht einmahl begriffen. Auch Ludwig XIV schickte einige tausend Mann nach Ungarn; auch einige italienische Reichsfürsten ließen ihre Truppen gegen die Türken marschieren, aber keiner derselben bewies eine thätigere Theilnahme an diesem Kriege, als der Pabst Alexander VII, der in die Kriegscasse des Kaisers 700,000 Thaler stießen ließ.

Der

Der Krieg gegen die Türken nahm jetzt bald einen andern Gang. Zwar konnte der Obergeneral Montecucculi (1664), da die Reichsarmee nur sehr langsam herbeyrückte, dem Großwessir die Eroberung der Festung Neuseringwar nicht verwehren; aber die Türken fühlten doch nun bald die Ueberlegenheit der Christen, die sich nicht sowohl auf ihre Zahl, als auf ihre höhere Taktik, gründete. Dieß bewies besonders die Schlacht bey St. Gotthardt. Der Großwessir gieng mit seiner Armee über den Raab, um die vereinigten Christen anzugreifen. Als er aber (1. Aug.) erst die Hälfte derselben übergesetzt hatte, griff ihn Montecucculi mit so glücklichem Erfolge an, daß der Großwessir die Schlacht. und 17000 Mann, verlor. Die Franzosen waren die ersten, die unter die Türken eindrangen. Die Erwartungen, die man sich von diesem glänzenden Siege machte, wurden jedoch nicht erfüllt. Das vereinigte Heer war bereits bis auf 24000 Mann vermindert, und die Reichsfürsten schienen zur Ergänzung ihrer Mannschaft nicht sehr geneigt. Die Ungarn fochten mit geringer Bereitwilligkeit gegen die Türken, weil der Hof zu Wien ih-

ren

ren Glauben zu wenig schonte. Die französischen Officiere waren mit den ungrischen Herren einverstanden. Man durfte ihnen also auch nicht trauen. Die kaiserliche Schatzkammer konnte die Kriegskosten nicht weiter bestreiten. Leopolds Minister gaben daher den Friedensvorschlägen des Großwesirs gern Gehör. Dieser war, bey einer längern Entfernung von Constantinopel, in Gefahr, durch die Ränke seiner Feinde gestürzt zu werden. Er wünschte daher Frieden, und Oestreich gestand ihm vortheilhafte Bedingungen zu. Die Pforte behielt Großwardein und Neuhausel; ihr Anhänger Apaffi blieb auch Fürst von Siebenbürgen. Das türkische Gebieth war also damals nahe genug bey Wien!

Künperli lenkte hierauf Mohameds IV Aufmerksamkeit auf die Eroberung der Insel Candia, die seine Vorfahren schon manchemal vergeblich versucht hatten. Diese große, schöne Insel gehörte dem Freystaate Venedig. Künperli rüstete sich zu dieser Unternehmung, die bey der unbedeutenden Seemacht der Pforte sehr schwierig war, mit großer Sorgfalt. Er

brauchs

brauchte zu seiner Rüstung einige Jahre. Diese Zeit benutzten die Häupter des venezianischen Staates, den Vertheidigungsstand der Insel zu verbessern. Das übrige Europa lebte damals im Frieden. Es wurde daher der Republik gar nicht schwer, Kriegsvolk zu bekommen. Der Kaiser und der Herzog von Braunschweig; Lüneburg liehen ihr verschiedene Regimenter; jeder muthsvolle Officier stellte sich als Voluntär ein; an Vertheidigern fehlte es daher der Insel nicht. Der Großwesir, der mit 70000 Mann landete, belagerte zuerst (1667 May) die Festung Canea. Er beschloß ihre Festungswerke mit Kugeln von 60, 100, 120 Pfunden. Aber das Jahr gieng zu Ende und die Standhaftigkeit der Belagerten hatte alle Angriffe der Türken vereitelt. Die See blieb ihnen immer offen, und die niedergestürzten Festungswerke wurden bald wieder hergestellt. Im folgenden Jahre befand sich zwar die Festung beynahe in der Gefahr, sich an die Türken ergeben zu müssen; aber ihre sehr verminderte Besatzung wurde durch Kriegsvolk von verschiedenen christlichen Mächten, und vornehmlich durch 7000 Franzosen,

die

die Ludwig XIV schickte, so sehr verstärkt, daß sie (im Jun.) einen Ausfall wagten. Doch ein in die Luft fliegendes Pulvermagazin verursachte einen Schrecken, der die ganze Unternehmung fruchtlos machte, und, da nun die Franzosen gar wieder abzogen, und die wenigen tausend dienstfähige Leute, die noch übrig blieben, täglich durch tödtliche Krankheiten vermindert wurden, so mußte der Stadthalter Morosini (im Sept.) endlich in die Uebergabe der Festung einwilligen, und so kam die Insel Candia in die Gewalt der Türken. Aber nicht leicht hat eine Eroberung der neuern Zeit mehr Menschen und mehr Geld gekostet. Von den Venezianern wurden 31000, von den Türken 119000 Menschen getödtet. Die Türken hatten 56 Stürme gewagt, und 472 Minen springen lassen; die Belagerten hatten 96 Ausfälle unternommen, und 1173 Minen angezündet. Sie brauchten aber auch 51000 Fässer Pulver und 180000 Centner Blei.

Gegen den unternehmenden Kluperli, der Candia eroberte, stach der Sultan, Mohamed IV, der seine ganze Zeit dem Vergnügen der

der Jagd widmete, gewaltig ab. Er wollte, als ihm eine von seinen Frauen einen Nachfolger gebohren hatte, seine Brüder ermorden lassen, damit sie den Janitscharen, zur Ausübung ihres Wankelmuths, keine Gelegenheit geben möchten, und kaum ließ er sich durch die Vorstellungen des Musti noch davon zurückhalten. Den einen dieser Prinzen, den Solimar, übergaben die Befehlshaber der Janitscharen der Sultans Mutter, und dem Aga derselben, so wie dem Musti, legten sie die Verbindlichkeit auf, für die Erhaltung desselben verantwortlich zu seyn. Die übrigen Prinzen wollte Mohamed, in dessen Gewalt sie blieben, tödten lassen; aber die Janitscharen lernten so gewaltig, daß er seinen Plan nicht ausführen durfte.

Daß Mohamed von den Soldaten, und der Nation nicht geliebt wurde, das zeigte sich in dem Kriege, den die Pforte, der Kosaken wegen, mit Polen führte. Zu der Armee, deren Oberbefehl er selbst übernahm, konnte er kaum 15000 Mann zusammenbringen. Ueber den Seraskier Hussain, der bey Choczim mit 60000 Mann stand, ersocht

Balketti Weltg. 13r Th. Na der

der polnische Krongrafseidherr Sobieski, am Tage nach dem Tode des Königs Michael (11 Nov.), einen entscheidenden Sieg, der den Türken ihre halbe Armee kostete. Aber manche Umstände verhinderten den braven Sobieski, alle Früchte dieses glänzenden Sieges einzuerndten. Die Nachricht von dem Tode des Königs erfüllte den Adel mit dem Gedanken an die neue Wahl. Die rauhe Jahreszeit forderte ohnedieß zur Beziehung der Winterquartiere auf. Sobieski kehrte nach Lemberg zurück. Hier wurde er mit dem lautesten Jubel, mit der herzlichsten Dankbarkeit, empfangen. Man nannte ihn den Retter des Vaterlandes. Man glaubte, bey der damaligen Nationalfreude, die Trauer um den verstorbenen König noch aufzuheben zu müssen.

Die Aufmerksamkeit des polnischen Adels war jetzt aber hauptsächlich auf die neue Königswahl gerichtet. Man vereinigte sich erstlich zu der mündlichen Verabredung, keinen *Gränder* zu wählen. Die Anhänger der verwitweten Königin, die eine große Zahl ausmachten, suchten ihr auf diesem Wege,

in

in einem ausländischen Könige, wieder einen Gemahl zu verschaffen. Aber der ausländischen Fürsten, die man in Vorschlag brachte, waren nicht weniger, als funfzehn oder sechzehn. Für keinen derselben schien sich der Gesandte Ludwigs XIV eifriger zu verwenden, als für den Prinzen von Conde. Doch während der öffentlichen Bemühungen für denselben, arbeitete er heimlich zum Vortheile des vorzuziehlichen Sobieski, der dem Hofe zu Versailles sehr gut bekannt, der mit einer französischen Dame verheyrathet war. Doch Sobieski's Verdienste um das Vaterland waren auch viel zu einleuchtend, als daß die Bemühungen des französischen Gesandten nicht hätten gelingen sollen. Die Wojwodschafft von Mothrußland rief (im Sept.) zuerst den Sobieski als König aus. Sobieski, der sich gerade unter ihren Mitgliedern befand, nannte den Prinzen von Conde; aber der Ausruf seines Namens gieng von einer Wojwodschafft zur andern fort.

Sobiecki, 45 Jahre alt, von vornehmer
Herkunft, von großem Vermögen, von gro-
ßem

seinen Ansehen bey dem Adel und bey der Armee, mit herrlichen Geistesgaben vorzügliche Eigenschaften des Herzens verbindend, und, was ihn jetzt besonders empfahl, ein vorzüglicher Feldherr, war einer der besten Könige, welche die Polen jemahls gehabt haben. Er bestand (ein Beyspiel, das noch nicht vorgekommen war) auf dem Aufschub der Krönung, um den Türken desto schneller entgegenziehen zu können. Die Türken hatten Chocim wieder erobert, hatten die Ukraine in Besitz genommen. Sobieski jagte sie nicht nur aus diesem Lande, sondern (1675) auch aus Rothrußland, wieder heraus. Nun ließ er sich (1675 am 2. Febr.) erst krönen. Der Reichstag bath ihn (auch dieses war noch niemals geschehen), die Stelle eines Krongroßfeldherrns ferner zu bekleiden. Aber Mannschaft und Geld kam so langsam herbey, daß der muthvolle Sobieski mit nicht mehr, als 15000 Mann, der türkischen Armee entgegenrückte. Er verschanzte sich bey Zorawno in Rothrußland. Hier schlossen ihn (im Sept.) auf hundert tausend Türken und Tataren, die den Ibrahim Schaytan (Teufel), einen unternehmenden Mann, zum Oberbefehlshaber hatten, so sorgfältig ein, daß man ihn in Warschau schon für verloren hielt. Doch die Annäherung der späten Jahreszeit benahm, wie gewöhnlich auch jetzt, den Türken und Tataren alle Neigung, den Feldzug fortzusetzen, und der Seraskier hatte vom Großsultan den Befehl, den Rückzug anzutreten. Um so williger ließ er sich in die von Sobieski ihm angetragenen Unterhandlungen ein. Man wurde (im Oct.) vorläufig einig, daß die Türken zwey Drittel von der Ukraine, dem Kosakenlande, an Polen zurückgeben, die Festung Kaminitz aber, nebst ganz Podolien, behalten sollten. Diese vorläufige Verabredung verwandelte sich zwey Jahre hernach (1678) in einen sogenannten ewigen Frieden. Aber kaum 5 Jahre waren es, daß Sobieski gegen die Pforte nicht als Feind auftrat.

Die Pforte hielt es der Politik gemäß, die über die österreichische Regierung mißvergnügten ungrischen Herren, in ihrer Empörung gegen dieselben, zu unterstützen. Die ungrischen Herren hatten aber manche Ursachen ihres Mißvergnügens. Die Festungen des

des Landes vertraute man deutschem Kriegsvolke an, und alle hohen Kriegsbefehlshaber stellen wurden bloß an Ausländer verglichen. Eben diese ausländischen Officiere aber behandelten die Eingebornen mit einem kränkenden Stolz, und erlaubten ihren Soldaten einen für die ungrischen Landbewohner sehr drückenden Muthwillen. Diese Bedrückungen wurden um so empörender, weil sie zugleich von Religionsverfolgungen begleitet waren. Alle Vorstellungen, die man deswegen zu Wien machen ließ, waren vergeblich. Eine Verbindung, welche die Magnaten (1671) schlossen, um sich selbst Recht zu verschaffen, wurde verrathen, und dieß hatte die traurige Folge, daß verschiedene derselben theils ihr Leben oder ihr Vermögen einbüßten, daß alle Orter mit österreichischen Truppen besetzt, daß den Protestanten viele Kirchen und Schulen weggenommen wurden. Die Mißvergnügten in Oberungern widersetzten sich zwar diesen Bedrückungen, aber ihre Widersetzlichkeit wurde von den kaiserlichen Generalen mit unarmherziger Strenge gezüglicht.

Doch

Doch Ludwig XIV, dessen Einfluß sich über ganz Europa verbreitete, fand es den Planen seiner Eroberungssucht sehr angemessen, Oesterreichs Kriegsmacht in Ungern zu beschäffigen. Daher unterstützte er die Mißvergnügten nicht allein mit Geld und Kriegsbefürfnissen, sondern er schickte ihnen auch Officiere, und sein Gesandter zu Constantien bewirkte, daß der Großsultan an diesen Handel Antheil nahm. Ein großer Theil der Mißvergnügten in Oberungern hatte den Grafen Emerich Tököli zum Anführer gewählt; da jedoch viele Magnaten sich nicht mit ihm einlassen, sondern vielmehr mit dem Kaiser vergleichen wollten, so gerieth Tököli in ein so lebhaftes Gedränge, daß er (1682) die Pforte um ihren Beystand bath, und Mohamed IV sagte ihm, durch seinen Großwesir Kara Mustafa verleiht, diesen Beystand zu. Die Pforte verlangte nun vom Kaiser Leopold, er sollte sein Kriegsvolk aus Ungern herausziehen, und dem Grafen Tököli die Länder, auf die er Anspruch machte, einräumen. Leopold, der bey seiner damaligen Lage gegen Frankreich, einem neuen Kriege mit den Türken auszuweichen wünschte, schickte

schickte einen außerordentlichen Gesandten nach Constantinopel, um einen billigen Vergleich zu befördern; allein der Divan war von Ludwig XIV so gut gestimmt, daß der kaiserliche Gesandte nicht einmahl vor dem Großsultan erscheinen durfte, daß man zu den vorigen Forderungen noch die Summe von einer halben Million Gulden hinzufügte.

Mohamed hatte zwar den Entschluß gefaßt, dem Feldzuge gegen Oestreich selbst beizuwohnen, und er war deswegen von Adrianopel nach Belgrad gegangen; aber das leidenschaftliche Vergnügen, das ihm die Jagd machte, entfernte ihn schon nach einigen Tagen vom Schauplatze des Krieges, und bestimmte ihn, die Leitung der kriegerischen Unternehmungen seinem Großwesir ganz zu überlassen. Dieser bestand, aller Einwendung Tököli's und anderer ungrischen Herren ungeachtet, auf seinem Plane, die Kaiserstadt Wien selbst anzugreifen. Während daß er selbst mit der Hauptarmee sich der Stadt Raab näherte, streiften 30000 Tataren, denen das Geschütz und Gepäck folgte,

selbst, bis an die Gränze des östreichischen Kreises. Hierdurch gerieth die bey Pressburg unter dem Befehle des Herzogs von Lothringen versammelte kaiserliche Armee, die nicht mehr als 30000 Streiter zählte, in die Gefahr, eingeschlossen zu werden. Um ihr zu entgehen, wollte sich der Herzog in die Nähe von Wien zurückziehen; aber die Türken rückten so schnell hinter ihm her, daß er kaum sein Fußvolk auf der Donauinsel Schütt in Sicherheit bringen, und die Reiterey nach Deutschaltenburg schicken konnte. Manches Dorf in der Gegend von Wien wurde nun von den Tataren abgebrannt. Der Schrecken in der Hauptstadt verbreitete sich so sehr, daß, außer dem kaiserlichen Hofe, der sich nach Linz in Oberösterreich begab, noch sechstausend andre Personen die Flucht ergriffen.

Wien befand sich damahls gar nicht in dem Zustande, eine lange Belagerung auszuhalten. Schon näherten sich die Türken, als die Pallisaden erst eingerammt wurden. Kara Mustafa hielt sich nur zu lange bey Raab auf. Dadurch gewann der Herzog von

von Lothringen Zelt, die Besatzung Wiens durch 10000 Mann Fußvold zu verstärken, die, nebst der Bürgermiliz und den Studenten, die Zahl der Vertheidiger der Kaiserstadt bis auf 20000 erhöheten. Der Oberbefehlshaber derselben war der Graf Ernst Rüdiger von Stahrenberg, der allen Angriffen der Türken, die (seit 18. Jul.) die Stadt aus 250 Kanonen und Mörsern beschossen, und einen Sturm nach dem andern wagten, eine unerschütterliche Standhaftigkeit entgegensetzte. Indessen hatte, durch Gefechte und Krankheiten, die Zahl der Vertheidiger Wiens beträchtlich abgenommen; auch waren die Türken den Festungswerken desselben schon so nahe, daß man mit ihnen sprechen konnte. Aber schon waren auch seit dem Anfange der Belagerung sechs Wochen verstrichen, und die Türken, die Wien von der Gefahr, in die türkische Gewalt zu gerathen, retten wollten, hatten in dessen Zeit gehabt, ihren Anzug zu vollenden. Der König Sobieski von Polen rückte mit 30000, der Kurfürst von Sachsen mit 11000, der Kurfürst von Bayern mit 10000 Mann, herbey. An diese schlossen sich noch 8000 Mann

Mann fränkische Truppen, und die Ueberreste der kaiserlichen Armee unter dem Herzoge von Lothringen, an. Das Ganze bildete ein Heer von 65000 Mann. Der Großwesir hatte die Besetzung des der Stadt Wien nahen Kahlenbergs verdammt; er hatte sich nicht einmahl des neben seinem Lager sich ausdehnenden Wienerwaldes bemächtigt. Sein Lager konnte daher von allen Seiten leicht angegriffen werden. Während daß die Sachsen über den Kahlenberg hinüber drangen, rückten die Polen von vorn gegen das türkische Lager an. Die Türken geriethen bald so sehr in Verwirrung, daß Kara Mustafa vergebens 30000 auserlesene Streiter um sich her versammelte, daß er, um den Zerstreuten wieder Muth zu machen, Mohameds Fahne vergebens aufpflanzte. Er mußte endlich gleich andern die Flucht ergreifen. Wien war gerettet, und den Türken hatte diese fruchtlose Belagerung gegen 49000 Mann gekostet. Das ganze türkische Lager, und alles Geschütz, wurde eine Beute der Sieger. Man berechnete den Werth derselben zu zehn Millionen Gulden. Aber die abziehenden Türken und Tataren schleppten 87000 Mann

Menschen aus dem östreichischen Lande mit fort. Unter diesen zählte man allein 14900 Mädchen, worunter sich 204 Gräfinnen, Baronessinnen und Fraulein befanden. Wie manche Eltern, wie mancher Bräutigam, mögen da bittere Thränen geweint haben! Die vornehmste Ehre der Rettung Wiens schrieb sich der König Sobieski zu, und die beyden Kurfürsten, die bey dieser Rettung sich doch so wirksam gezeigt hatten, erndeten bey dem stolzen Kaiser wenig Dank und Ruhm ein.

Drey-

Dreyzehnter Abschnitt.

Ludwig XIV vergrößert seine Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande, und entreißt dem deutschen Reiche ein Land nach dem andern. Während der Zeit demüthigt er nicht nur die afrikanischen Seeräuber: Staaten, sondern auch Genua. Während der Zeit läßt er über seine reformirten Unterthanen eine schreckliche Verfolgung ergehen.

Ludwig XIV suchte die östreichische Kriegsmacht in Ungern zu beschäftigen, um seine Vergrößerungsentwürfe am Rhein desto ungestörter ausführen zu können. Die Ruhe, die der nimwegische Friede seinen Waffen gewährte, benutzte er, um seine Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande in einen immer furchtbarern Zustand zu versetzen. Von der Landarmee wurde nach dem Frieden nur ein

ein gerinacrer Theil abaebant; die meisten und besten Truppen bekamen, nebst allen Officieren, ihren Sold auch fernerhin. Alle Jahre wurden Uebungsläger gehalten. Zu einer Schule für junge Officiere sollten sechs Compagnieen von Cadetten dienen, die in die Festungen Metz und Dornik vertheilt wurden. Ein Reich, wie das französische, dessen Monarch sich hauptsächlich mit Eroberungen beschäftigte, mußte gegen fremde Angriffe durch Gränzfestungen gesichert seyn. Weil nun Frankreich, von Grevich bis Hünningen, keinen festen Punkt besaß, so wurde bey Hünningen eine neue Festung angelegt. Auch wurden Saarlouis, Pfalzburg, Landau, und verschiedene andre Oerter in einen so festen Zustand versetzt, daß am Ende alle Zugänge zu Frankreich hinlänglich gedeckt waren, daß auch in diesem Punkte Frankreich vor allen übrigen Staaten in Europa den Vorzug hatte. Die Vergrößerung der Seemacht war ein Gegenstand, den der veltumfassende Louis, der Schöpfer des französischen Kriegesstaates, nicht aus den Augen ließ. Viele neue Kriegsschiffe machten eine Vermehrung der Matrosen nöthig.

Die

Die Zahl derselben stieg bis auf 60000. Man theilte sie in 3 Classen ab; 20000 waren für die Kriegsschiffe, 20000 für die Handelschiffe, und 20000 zur Reserve, bestimmt. Zur Bildung der Seeofficiere diente eine besondre Unterrichtsanstalt.

Während daß die Vergrößerung des Kriegesstaates große Summen verzehrte, dauerte der ungeheure Aufwand, den Ludwig XIV seinen Gebäuden und Hofunbarkeiten widmete, ununterbrochen fort. Wie viel kostete nicht allein das prachtvolle Versailles! Als dieses erstaunenswür-dige Denkmahl architektonischer Verschwendung seiner Vollendung schon nahe war*), schien dem Ganzen der Charakter der Erhabenheit, der Würde, der Dauerhaftigkeit, zu fehlen, der ihm, als dem Wohnsitz eines der mächtigsten Monarchen, nicht fehlen sollte. Daher wurde alles wieder niedergerissen, und, nach einem andern prächtiger in die Augen fallenden Plane, von Grund auf neugebaut. Nach sieben Jahren war die Arbeit vollendet, und man sah

*) Oben S. 164.

sah in derselben alles Außerordentliche der Kunst, des Geschmacks, und der Größe, vereinigt. Es schlossen sich an dasselbe große schöne Gärten, mit bewundernswürdigen Wasserleitungen, an. Das ehemalige Jagdschloß verwandelte sich bald in eine volkreiche Stadt. Es wurde ein glänzender Königsitz.

Doch Colbert, und sein Sohn, der Marquis von Seigneli, mußten, um die zur Verrückung dieses Aufwandes nöthigen Summen aufzutreiben, zu immer neuen Gelderpressungen ihre Zuflucht nehmen. Das meiste Geld erforderten indessen doch ihres Monarchen kriegerische Unternehmungen. Es zeigte sich bald, daß Ludwig nicht die Absicht hatte, seinen Nachbarn eine lange Ruhe zu gönnen. Sein Kriegsvolk räumte nicht die deutschen Oerter, die es, dem nimwegischen Frieden zufolge, räumen sollte; ja es wurden von denselben noch mehr solche Oerter besetzt, auch, so wie vorher, Kriegssteuern erpreßt. Doch Ludwig rückte nun auch mit Ansprüchen auf die Reichsstädte, die Reichsritterschaft, und auf die Vasallen und Lehnsleute der drey lothringischen Bisthümer, die ausser dem

dem Gebiete derselben lagen, heraus. Jenen war, im westphälischen Frieden, die Fortdauer ihrer Reichsunmittelbarkeit feyerlich zugesichert worden. Indessen schien die Sache doch noch einer zweydeutigen Auslegung unterworfen. Ludwig wartete auch mit der Ausführung seiner Ansprüche gar nicht lange. Schon einige Jahre nach dem Frieden (1653) wurden von den Reichsstädten, und der Reichsritterschaft, darüber Klagen geführt. Da halfen aber weder Klagen, noch Vorstellungen und Unterhandlungen. Ludwig bemächtigte sich (1673) der zehn elsassischen Reichsstädte, ließ ihre Festungswerke schleifen, und zwang sie zur Unterwürfigkeit. Weder in den Unterhandlungen, noch in dem Friedensschlusse zu Nimwegen, wurde wegen ihres Schicksals etwas ausgemacht. Ludwig hielt sich deswegen berechtigt, sowohl die Reichsstädte, als die Reichsritterschaft im Elsaß, huldigen zu lassen. Hierzu mußten sich auch die unmittelbaren Reichsstände, die von den lothringischen Bisthümern etwas zu Lehn trugen, verstehen.

Doch Ludwig trieb seine Anmaßungen bald noch weiter. Roland de Navault, ein Parlamentsrath zu Metz, übergab dem Minister Louvois einen Plan, nach welchem er auch alles dasjenige in Besitz nehmen könnte, was zu den an Frankreich abgetretenen Ländern jemahls gehört hatte. Louvois wies diesen Plan anfangs zurück; bald fand er ihn jedoch sehr ausführbar. Um nun der Sache einen Anstrich des Rechtes zu geben, wurden, zu Metz, Breybach und Besançon, drey Commissionen, oder sogenannte Reunionskammern, niedergesetzt, denen man die jene Oerter betreffende Untersuchung auftrug. Diese erstreckten sich aber nicht allein über einzelne Oerter und kleine Bezirke, sondern über ganze Grafschaften und Fürstenthümer. Die Besitzer derselben wurden zur Huldigung vorgeladen, und, im Falle ihres Nichterscheins, mit dem Verlust ihrer Lehne bedroht. Auf eben diese Art verfuhr man, mit noch weniger Recht, gegen die spanischen Niederlande. Vergebens machte die deutsche Reichsversammlung deswegen Vorstellungen. Ludwig setzte ihnen die stillschweigende Einwilligung bey dem nimmwegischen Friedensschlusse

entz

entgegen. Man bildete sich endlich von deutscher Seite ein, daß ein zu Frankfurth am Mayn (1681 Sept.) eröffneter Congress die Sache zu einem Vergleich führen würde. Wie erstaunte man aber nicht, als die Nachricht ankam, daß indessen die große und wichtige Reichsstadt Straßburg in französische Gewalt gerathen sey! Durch 300,000 Thaler erwarb sich Ludwig unter dem Magistrate derselben so gute Freunde, daß die Besetzung dieser Stadt den französischen Truppen, die Louvois allmählig um sie her versammelte, gar keinen Kampf verursachte. Der Bischof, ein Herr von Fürstenberg, verrieth seine Freude darüber durch den Ausruf: „Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren!“ Der Münster, die Hauptkirche, wurde hierauf den Katholiken eingeräumt. Um die Behauptung der Stadt zu sichern, ließ Louvois eine Citadelle anlegen, bey welcher Bauban seine ganze Kunst erschöpfte. So wurde Straßburg der französische Hauptschlüssel zu Deutschland! An eben dem Tage (30. Sept.) versicherte sich Ludwig auch des Eingangs zu Italien. Der Herzog von Mantua, Karl IV, der sehr viel Geld verschwendete,

Vb 2

vers

verkauft ihm die Festung Casale in Montferrat für 1,200,000 Livres.

Weil der Kaiser damals mit den Türken in einen gefährlichen Krieg verwickelt war, die damals (1683 Jul.) eben Wien belagerten, so mußte man zu Vergleichsunterhandlungen mit Frankreich um so williger die Hand bieten. Ludwig erzwang einen für ihn vortheilhaften Ausgang derselben durch 3 Armeen, die er zu gleicher Zeit ins Feld rücken ließ, durch die harte Behandlung der Niederlande, durch die Eroberung der Festung Luxemburg, die sich, nach einem heftigen Angriffe, (1684 Jun.) an den Marschall Crequet ergeben mußte, durch die Besetzung der Stadt Trier. Die Generalstaaten hatten, des lebhaften Wunsches ihres Statthalters ungeachtet, gar keine Neigung zum Kriege. Sie verglichen sich daher mit Frankreich. Ihrem Beispiele mußte Spanien und der Kaiser folgen. Zwischen dem letztern, dem deutschen Reiche, und Frankreich, wurde zu Regensburg (1648 am 15. Aug.) ein zwanzigjähriger Waffenstillstand geschlossen. Ludwig erhielt Straßburg, Kehl, Luxemburg,

Luxemburg, und alles, was er bis zum 1ten Aug. 1681 mit seinem Staate vereinigt, oder reinnirt hatte.

Während das Ludwig XIV dem deutschen Reiche, und der spanischen Monarchie, so manches entriß, ließ er auch die Seeräuberstaaten auf der nördlichen Küste von Afrika seine Uebermacht empfinden. Die Republiken in der ehemahligen Berberien thaten dem europäischen Handel großen Eintrag. Unter diesen Republiken zeichnete sich besonders Algier aus, welches schon Karls V Unwillen so lebhaft reizte, daß er in eigener Person einen Seezug gegen dasselbe vornahm, welcher aber unglücklich ausfiel. *) Sein Nachfolger Philipp III, der die afrikanischen Mauren, wegen eines Einverständnisses mit ihren Glaubensgenossen in Spanien im Verdacht hatte, ließ zweymahl (1601 und 1603) einen Versuch machen, die Stadt Algier durch einen unvermutheten Ueberfall in Besitz zu nehmen; aber beyde Mähle war seiner Flotte der Wind nicht günstig. Die Moris;

cos,

*) Theil X, S. 418.

co's, die (1609) mit so unbarmherziger Un-
duld'amkeit aus Spanien vertrieben wurden,
wanderten größtentheils nach Afrika, wo sie
vornehmlich in Algier, Afer, und Weinbau,
Handwerke und Künste, in einen neuen
Schwung versetzten, wo sie auch auf die
Seemacht einen so wichtigen Einfluß hatten,
daß dieselbe beträchtlich vermehrt, und besser
eingerrichtet wurde. Die algierischen Corsaren
machten nun auf alle europäischen Handels-
schiffe Jngd. Sie schonten nicht einmahl die
jenigen Mächte, die mit der Pforte in freund-
schaftlichem Verhältnisse standen. Die Pforte,
deren Regierung damahls so viele Schwä-
che verrieth, durfte es nicht wagen, die
Freiheit, die sie sich anmaßten, einzuschrän-
ken. Das Ansehn des Pascha's, der die
Rechte der türkischen Oberherrschaft ausüben
sollte, sank immer tiefer. Endlich brachte es
die Williz (1627) durch einen Aufstand dahin,
daß ihr der Großsultan, dem damahls ein
Krieg mit Persien viele Sorge machte, das
Recht zugestehen mußte, das Oberhaupt des
Staates selbst zu wählen. Er heißt Den
d. i. Oheim, weil der Großsultan als der
Großvater und die Republik als die Mutter,
betrach-

betrachtet wird. Der Pascha stellte seitdem
gleichsam nur einen Gesandten der Pforte vor.
Der Den ist zwar Präsident des Divans,
oder des Staatsraths; aber sein Schicksal
ist von dem Kriegsvolk so abhängig, daß
schon mehr als einer abgesetzt worden ist.
Der Corsarenkrieg der Algierer bekam, seit
dieser Revolution, einen lebhaftern Gang.
Algierische Flotten von 40 bis 50 Schiffen,
mit 40 bis 50 Kanonen und 3 bis 400
Mann Besatzung, beeinträchtigten den Han-
del der europäischen Nationen auf eine sehr
empfindliche Weise, und lehrten meistens
mit reicher Beute, und vielen hundert Chris-
tenenslaven, nach Hause. Viele von den
Lehtern nahmen den mohamedanischen Glaus-
ben an, und machten sich, als sogenannte
Menegaten, um den algierischen Seekrieg,
durch ihre Kenntniß der Oerter und Schiff-
fahrt, verdient. Die Seestädte von Italien
und Spanien lebten, wegen der Ueberfälle
der Corsaren, in beständiger Besorgniß. Den
höchsten Gipfel erreichte die algierische Sees-
macht um die Mitte des siebzehnten Jahr-
hunderts, als die Pforte mit Venedig, als
England mit Holland in Krieg verwickelt
war.

war. Die algierischen Corsaren beunruhigten jetzt nicht allein das mittelländische Meer; sie wagten sich auch in das atlantische Meer, und in die Nord- und Ostsee; sie landeten sogar an den holländischen Küsten. Manche englische und holländische Flotte bedrohte daher die Stadt Algier. Endlich schloß dieser Staat (1679) mit Holland und (1682) mit England einen festen Friedensvertrag, der, wenn die versprochenen Summen oder Geschenke nicht eintrafen, manchemal gebrochen wurde. Frankreich führte schon zur Zeit Ludwigs XIII (1631 bis 1640) mit Algier einen Krieg, der ihm über 80 Schiffe, am Werthe von 4 Millionen Livres, kostete. Ludwig XIV nahm es aber gewaltig übel, daß die Algierer sich erdreisteten, seinen aufblühenden Handel zu stören. Sein Admiral du Quesne erschien (1682) vor Algier, und setzte ihm, von den erst erfundenen Bombardiergallotten, so schrecklich zu, daß der Divan und das Volk sich schon entschlossen fühlten, um Frieden zu bitten, als der ungesetzte Wind die französische Flotte zur Abfahrt nöthigte. Die kühnen Algierer verfolgten sie nicht nur sehr lebhaft, sondern landeten

auch auf den Küsten von Languedoc und Provence. Um sie wegen dieses Trevels zu züchtigen, schickte Ludwig im folgenden Jahre (1683 May) seinen Admiral du Quesne abermahl's vor Algier. Die Bomben desselben verwandelten den ganzen untern Theil der Stadt in Schutt und Asche, und die Algierer geriethen in so große Verlegenheit, daß sie abermahl's um Frieden bitten mußten. Sie lieferten gegen 700 französische Sklaven aus; aber du Quesne schrieb ihnen noch so harte Bedingungen vor, daß sie lieber die Fortsetzung der Gegenwehre beschloßen. Das Bombenwerfen fieng sich also von neuem an, und dauerte bis zur ungünstigen Herbstwitterung. Die Algierer mußten fast alle Forderungen des französischen Admirals eingehen; sie mußten (1684) durch eine feyerliche Gesandtschaft, die sie nach Paris schickten, den stolzen Monarchen Frankreichs um Vergebung bitten lassen.

Vor der Seemacht desselben zitterte auch Tunis und Tripoli. Auch zu Tunis war (seit 1575) ein Dey, den die Miliz wählte, an die Stelle des Aga, des Präsidenten des Divans,

Diwans, gekommen. Diesem war ein Bey, als Großschahmeister, zugeordnet. Du Quesne zeigte sich kaum vor dem Hafen der Stadt, als man sich zu einem Vergleiche bequeme. Nicht so leicht war der Kampf mit Tripoli. Die Einwohner dieser Stadt, deren Oberhaupt den Titel eines Pascha führte, und gleichfalls vom Kriegsvolke abhieng, machten, nach dem Beispiele von Algier und Tunis, auf alle Handelsschiffe der europäischen Nationen Jagd. Du Quesne verfolgte jedoch einige von ihren Corsaren (1687) bis in den Hafen der Insel Scio, und bohrte sie hier in den Grund. Die Pforte, die doch die Schutzherrschaft über die Seeräuberstaaten sich anmaakte, ließ es ruhig geschehen. Als aber die Corsaren von Tripoli dennoch fortfuhren, den Kaufleuten von Marseille Schiffe wegzunehmen, ließ Ludwig XIV (1685) durch den Marschall d'Estrees, die Stadt Tripoli durch Bomben so schrecklich verwüsten, daß sie nicht nur die weggenommenen Schiffe wieder herausgeben, sondern auch noch 500000 Livres Kriegskosten zahlen mußte.

Die

Die italienische Republik Genua sollte den Algierern Bomben und Kugeln geschickt, sie sollte für Spanien Kriegsschiffe gebaut haben. Diese Verschuldigung war für den mächtigen Ludwig ein hinlänglicher Vorwand, sie durch den Admiral du Quesne (1684) mit Bomben ängstigen zu lassen. Es flogen derselben gegen 14000 in die Stadt. Dadurch wurde der Pallast des Doge, die Schatzkammer, das Arsenal, und überhaupt auf hundert, zum Theil prächtige Häuser, in Steinhäufen verwandelt. Das schlimmste war, daß nun die Republik sich entschließen mußte, ihren Doge, nebst vier Senatoren, nach Versailles zu schicken, um dem stolzen Ludwig eine feyerliche Abbitte zu thun. Dieser behandelte jedoch mit größerer Leutseligkeit, als seine Minister, den Doge.

Colbert, der vornehmste unter denselben, lebte damals nicht mehr. Er, der zur Kaufmannschaft bestimmt, und anfangs Schreiber, durch seine Talente sich so emporgeschwungen hatte, beförderte Künste und Wissenschaften nicht aus Neigung, sondern aus Politik, und hatte sich durch die vielen Auflagen, der

ren

ren Urheber er war, und durch das Unbiegsame und Raue in seinem Betragen, bey dem Volke so verhaßt gemacht, daß man seiner Leiche eine militärische Bedeckung geben mußte. Seine Familie wurde von der Unterdrückung des unbarmherzigen Louvois bloß durch den Schuß der Maintenon gerettet. Louvois verschaffte die Stelle eines Finanzministers einem seiner Verwandten, Claude le Pelletier, der sie aber, weil ihm Louvois Verwaltungssystem unerträglich war, bald wieder niederlegte.

Die Aufmerksamkeit, die Colbert auf Frankreichs Gewerbestand richtete, war Ursache, daß die Reformirten, deren Betribsamkeit so ausgezeichnet war, noch etwas geschont wurden. Aber mit seinem Tode schienen alle Grundsätze politischer Religionsduldung in Vergessenheit zu gerathen. Schon seit mehreren Jahren hatte man an der allmählichen Unterdrückung der Reformirten gearbeitet. Man entzog ihnen nach und nach alle bürgerlichen Rechte. Erst erschwerte man ihnen den Zutritt zu Aemtern und Bedienungen, ja sogar zu Zünften und Innungen, und end-

lich nahm man ihnen auch die Stellen, die sie bereits bekleideten. Durch eine königliche Verordnung wurden sie (1680) für untüchtig erklärt, bey Finanzen und Pachtungen angestellt zu werden. Diese Ausschließung von Aemtern gieng von einem Jahre bis zum andern immer weiter. Endlich sprach man den Reformirten die fernere Ausübung der Privilegien ab, die sie, als Kaufleute, als Weinändler u. s. w., zur glücklichen Betreibung ihres Gewerbes, erhalten hatten. Man wollte sogar keine reformirten Hebammen mehr gestatten. Durch diese harte Einschränkung des Gewerbes kamen viele reformirte Familien in die traurige Lage, entweder ihren Glauben zu verleugnen, oder, um der äußersten Dürftigkeit zu entgehen, aus dem Lande zu wandern. Nun wurden aber auch allerley listige Mittel gebraucht, um die in einer so schlimmen Lage sich befindenden Reformirten zur Annahme der katholischen Religion zu bewegen. Eine königliche Verordnung befreyte alle diejenigen, die zur katholischen Kirche übergiengen, drey Jahre hindurch, von der Bezahlung der Schulden. Man befreyte wohl gar die Neubekehrten

von

von der Theilnahme an der Bezahlung der Schulden, die sie mit andern gemeinschaftlich gemacht hatte, und die diese nun allein übernehmen mußten. Die vermögendern Reformirten wurden auch angehalten, dasjenige zu entrichten, wovon die Neubekehrten nun befreyt waren. Sie wurden überdies noch mit besondern Auflagen gedrückt. Soldaten und Gefängnisse nöthigten sie, das Unmögliche gleichsam möglich zu machen. Das Verlangen, einem so traurigen Schicksale sich durch die Auswanderung zu entziehen, mußte natürlich sich lebhaft regen. Aber auch diesen Trost suchte ihnen Ludwigs tyrannische Regierung zu rauben. Die Auswanderung wurde unter den schärffsten Strafen verbotnen. Auch durfte niemand seine Habseligkeiten verkaufen, wenn er nicht den Beweis führen konnte, nach der Schließung des Verkaufs, noch ein Jahr im Lande geblieben zu seyn.

Nach solchen Vorbereitungen zur völligen Unterdrückung des reformirten Glaubens, näherte man sich der Erreichung dieser Absicht mit schnellen Schritten. Man schickte, unter dem Vorwande, die Uebertretungen des

Edicts

Edicts von Nantes abzustellen, sogenannte Religionscommissarien in die Provinzen. Der katholische war gewöhnlich ein königlicher Intendant, das heißt, ein geschickter, mit voller Gewalt versehener, und von dem Willen des Hofes sehr wohl unterrichteter Mann. Den reformirten Commissär stellte hingegen ein vom Hofe erkaufter hungriger Officier, oder sonst ein armer, aller Einsichten und Freyheit beraubter Edelmann vor. Diese Commissionen, welche die Geistlichkeit veranstaltete, wurden von derselben planmäßig in Bewegung gesetzt, wurden von ihr gebraucht, um die Rechte der protestantischen Kirchen von neuem untersuchen zu lassen, um durch diese Untersuchung, und durch listige Auslegungen, zur Entziehung derselben den Weg zu bahnen. Dieses unrechtmäßige Verfahren gieng auch auf die Privathandel über. Gewöhnlich verlorh der Reformirte, weil, nach dem Grundsatz der Mönche und Missionarien, der Nichtkatholische der Regel nach Unrecht hatte. Falsche Anklagen dienten dazu, um den Reformirten, vornehmlich aber ihren Predigern, Verfolgungen zuzuziehen.

Man

Man suchte die Wirkung des Religions-
edicts unter andern unter dem Vorwande, ihm
die nöthige Erklärung zu geben, zu schwächen.
Man behauptete z. B. unehliche Kinder ge-
hörten nicht zu denen, die ihre reformirten
Eltern erziehen dürften. Eine königliche Ver-
ordnung geboth (1681), daß die Kinder,
wenn sie sieben Jahre alt wären, die pro-
testantische Religion abschwören sollten, weil
das Edict nicht genau bestimme, daß sie sich
bis zu dieser Zeit in der Gewalt der Eltern,
befänden, und doch untersagte es das Edict
ausdrücklich, den Eltern ihre Kinder zu neh-
men. Die vermögendern Eltern sollten ihre
Kinder in den katholischen Schulen unterrich-
ten lassen, weil in den niedern Schulen, die
man den Reformirten gestattete, nur Franz-
ösisch Lesen und Schreiben, imgleichen Rich-
ten, gelehrt werden dürfe. Man nahm da-
her den Reformirten ihre Akademiceen; man
hob die Gerichtshöfe auf, bey welchen sie
die Mitgliedschaft getheilt hatten; man schränk-
te ihre Freyheiten bey Leichenbegängnissen,
man schränkte ihren Gebrauch der Kanzeln,
der Glocken u. s. w. ein. Sie sollten in
den Privathäusern ihre Psalmen nicht singen
dürf-

dürfen; ja sie sollten sie zu der Zeit, wenn
die Katholiken einen Umgang hielten, selbst
in ihren Kirchen nicht singen. Die Refor-
mirten durften auch kein katholisches Gefinde
halten, keine Vormundschaft übernehmen.

Den unglücklichen Reformirten, die man
auf alle mögliche Art und Weise einschränkte
wollte man nun den katholischen Glauben
geradezu aufdringen. Es erschienen unter
ihnen Missionarien und Controversprediger,
die meistens so hitzig und unverschämt ver-
fuhren, daß sie sich bey eifrigen Reformirten
eine ungünstige Behandlung zuzogen, welche
diese zur Veranlassung brauchten, daß gemei-
ne Volk gegen die sogenannten Ketzer in
Wuth zu versetzen. Selbst berühmte Schrift-
steller der damaligen Zeit schämten sich nicht,
den Eifer gegen die Reformirten anfeuern
zu helfen. Eins der gelehrtesten Journale
Frankreichs, das Journal des Savans, be-
hauptete gerade zu, daß man die Einführung
der katholischen Religion mit Feuer und
Schwert durchsetzen dürfe. Aber der feiner
fühlende Hof untersagte doch noch alle Ge-
waltthatigkeiten gegen die Reformirten, und
Gallotti Weltg. 13r Th. C c wünschte

wünschte sie lieber durch Geld, und andre gelinde Mittel, zur Verläugnung ihres Glaubens zu bewegen.

Zum Unglück für die Reformirten machte sich die Marquise von Maintenon, die ehedem selbst zu ihren Glaubensgenossen gehört hatte, eine Ehre daraus, der katholischen Kirche neue Glieder zuzuführen. Eben diese Maintenon, die den im Lebensgenusse schon ziemlich abgestumpften Ludwig in einen Scheinheiligen verwandelte, schilderte ihm, von dem Erzbischof von Paris, und andern Prälaten unterstützt, den Eifer des Kaiser Theodos, und Karls des Großen, die Ketzer auszurotten, so reizend, stellte ihm die Lehrsätze der Reformirten als so verabscheuungswürdig und seiner uneingeschränkten Regierung so ungünstig dar, verkündigte ihm einen so unsterblichen Ruhm, wenn er das von seinen Vorfahren angefangne Werk vollendete, verkündigte ihm, was für ihn besonders wichtig war, die glückliche Ausöhnung mit Gott, die seine Bekehrung der Reformirten in Frankreich, nach sich ziehen würde, so überzeugend, daß Ludwig für die Vertilgung der Ketzer ganz

ganz begeistert wurde. Louvois, der anfangs zu einer sanften Behandlung derselben rieth war jetzt der Meynung, daß man Gewalt brauchen müsse, um in den anderthalb bis zwey Millionen Reformirten alle Neigung zum Widerstande völlig zu unterdrücken.

Priester und Dragoner durchzogen hiersauf alle Provinzen, und blieben selbst von Paris nicht entfernt. Der Intendant machte den reformirten Einwohnern bekannt, daß sie, nach dem Willen des Königs, entweder freywillig, oder gezwungen, katholisch werden sollten. Wenn nun die Unglücklichen mit Seufzern mit Thränen, erklärten, daß sie bereit wären, dem Könige ihr Vermögen und Leben aufzuopfern, daß sie aber die Ketzerschaft wegen ihres Gewissens nur Gott schuldig zu seyn glaubten, so rückten Dragoner heran, die, Intendanten, Bischöfe, Missionarien, Mönche, an ihrer Spitze, alle Zugänge zu dem Orte besetzten, die nicht selten, mit dem Degen in der Faust, in den Ort eindringen, und „sterbt, sterbt, oder werdet katholisch!“ schreien; die, bey den Reformirten, einquartiert, schrecklich wirthschaft-

schafteten, den Leuten alles raubten, und sie noch überdies mißhandelten; die den Müttern die Kinder aus den Armen rissen, den Weibern die sie bey dem Palmenlesen übertraskten, die Haare abschnitten, die Priester, die ihre Gemeinden nicht verlassen wollten, wohl gar tödteten, Greise zum Altare schleppeten, um sie zum Genusse des Abendmahls auf katholische Weise zu zwingen, die dem katholischen Glauben wieder untreu gewordenen in die abscheulichsten Gefängnisse einsperrten, die Sterbenden bis zum Augenblicke ihres Hinscheidens mit Befehlungsverwunden quälten, die Leichname der Standhaftgebliebenen wieder ausgruben, mit Füßen traten, und auf den Schindanger warfen, die die Weiber vor den Augen der Männer, die Töchter in den Armen der Mütter entehrten. Wenn die Soldaten eigentlich niemanden das Leben nehmen sollten, so schienen sie doch die stillschweigende Erlaubniß zu haben, durch ihre Qualen und Drangsalen den Tod eines solchen Unglücklichen zu beschleunigen. Adliche wurden eben so wenig, als Bürger und Bauern, geschont. Diejenigen, die in Paris eine Zuflucht zu finden glaub-

glaubten, erhielten durch einen Parlamentsschluß die Weisung, wieder nach Hause zu gehen. Die Einwohner eines Ortes, die sich nicht wollten bekehren lassen, mußten alle Soldaten der übrigen aufnehmen, und der Hausherr wurde von dieser drückenden Einquartierung nicht eher befreit, als bis alle seine Hausgenossen den katholischen Glauben angenommen hatten. Die Commandanten aller Häfen und Gränzstädte hatten Befehl, ohne Zeugnisse der Bischöfe und Pfarrer, niemand aus dem Lande zu lassen. Den benachbarten Staaten muthete Ludwig zu, keine französischen Flüchtlinge mehr aufzunehmen, oder sie wohl gar zurück zu schicken.

Dem verblendeten Monarchen konnten die wenigen, die um ihn waren, nun leicht glaubhaft machen, daß der größte und vorzüglichste Theil der Reformirten sich bekehrt hätte, und daß nur noch wenige Hartnäckige übrig blieben, die weiter keine Achtung verdienten. So bereite man den Wiederruf der Rechte zu, die das Edict von Nantes den Reformirten Bewohnern Frankreichs zugesichert hatte. Dieser Wiederruf (vom 18. Oct 1685) wurde

wurde von allen Parlamenten ohne Widerspruch registrirt. Das unbarmherzige Wiederrufsedict geboth, alle reformirten Kirchen niederzureißen, alle Versammlungen der Reformirten einzustellen, die Prediger, die nicht weichen wollten, auf die Galeeren zu bringen, und die Kinder nicht ferner in den reformirten Glauben zu unterrichten. Manche von den Reformirten, die ihren Besitzungen, die dem süßen Aufenthalt im Vaterlande den väterlichen Glauben nachsetzten, heuchelten die Ableugnung desselben; weit mehrere aber schlichen sich auf unbekannten Wegen, unter mannigfaltigen Mühseligkeiten und Gefahren, nach benachbarten Ländern, wo ihre Religion die herrschende war; nach England, Holland, Deutschland, die Schweiz, wo man sie mit der größten Bereitwilligkeit aufnahm. Gleich anfangs wanderten auf 50000 der geschicktesten und fleißigsten Familien aus; die Zahl aller Ausgewanderten stieg aber in der folgenden Zeit bis auf eine halbe Million. Eine ganze Vorstadt von London wurde jetzt mit französischen Seidenfabricanten bevölkert. Es befanden sich unter diesen Flüchtlingen Leute, die dem Krytall seine Vollkommenheit

geben wußten. In Holland, in Savoyen, wurden ganze Regimenter von französischen Artilleristen errichtet, ganze Corps von französischen Officieren gebildet. In Deutschland bewies sich vornehmlich der weise Friedrich Wilhelm von Brandenburg sehr thätig, diesen betriebamen Leuten in seinem Lande, in welchem während des dreißigjährigen Krieges so manche Stadt verwüstet und entvölkert worden war, Wohnungen und Nahrung zu verschaffen. Gegen 20000 derselben wanderten, von besondern Commissarien geführt, in die brandenburgischen Städte, und mit ihnen langten zugleich Fabriken von allerley Zeugen, von Tressen, Hüten und Strümpfen, an. Man verfertigte nun im Auslande eine Menge Waaren, die man ehemals aus Frankreich verschreiben mußte, und Frankreich verlor also, durch Ludwigs unbesonnenen Befehrsungeifer, nicht allein viele brave Unterthanen sondern auch manchen Zweig seines blühenden Gewerbes. Schon in dieser Rücksicht kann der eitle Ludwig nicht der Große heißen! Sein vornehmster Rathgeber war jetzt der Jesuit de la Chaise. Die Glaubensgenossen desselben hatten, nachdem der schwache Monarch von einer Fistel glücklich geheilt worden war, bey Hofe ein großes Ansehn erlangt. De la Chaise, einer der heftigsten Verfolger der Reformirten, benötigte seine oberflächliche Münzkenntniß, um bey Ludwig, der sich alle Nachmittage mit seiner Münzensammlung beschäftigte, öfters all zu

zu seyn, und dessen ganzes Vertrauen sich zu erwerben. Er war nun derjenige, der die vornehmsten geistlichen Stellen austheilte, der die Herrschaft der Jesuiten befestigte. Und dieß war eben der Ludwig, der die Rechte der französischen Erzbischöfe gegen die Anmaßungen des Papstes in Schutz nahm; der durch ein National-Concilium (1682 Febr.) der geistlichen Herrschaft des Oberhauptes der Christenheit bestimmte Gränzen setzte; der (1687) die Quartierfreyheit des französischen Gesandten in Rom, nach welcher, innerhalb seines Bezirkes, kein Mißethäter verfolgt werden durfte, nachdrücklich behauptete. Der für die Ausübung der Gerechtigkeit so eifrig besorgte Innocenz XI brachte es dahin, daß die übrigen Mächte, die zu Rom Gesandten unterstellten, diesem schädlichen Vorrechte entsagten. Nur Ludwig wollte sich durchaus nicht dazu verstehen. Er gab sogar einem neuen Gesandten, den er nach Rom schickte, ein großes, bewaffnetes Gefolge mit, damit er sich, bey der Ausübung der Quartierfreyheit, mit Gewalt behaupten könnte; er gab, als der Papst seinen Gesandten nicht anerkannte, und ihn in den Bann that, dem Nuncius zu Paris Hausarrest; er besetzte Avignon. Endlich gab er aber doch nach; aber der Papst mußte sich auch die Einschränkungen seiner Macht in Frankreich gefallen lassen.

Druckfehler.

Seite	Zeile	lese man statt: hätte, hatte.
— 11 —	6	liegen d n, liegenden.
— 12 —	16	bedränken, bedrängten.
— 14 —	11	Diubrecht, Kuprecht.
— 16 —	8	uneingeschaffter, uneingeschaffter.
— 29 —	2	der, den.
— 40 —	9	dieser, diesem.
— 57 —	19	streiche man das Semicolon nach Officiere weg.
— 65 —	19	an wie, an wie.
— 105 —	9	einrückt, eingerückt.
— 114 —	7	finen, seinem und lege nach standen ein Comma
— 124 —	7	Regierungscharacter, Regierungscharacter.
— 127 —	6	selten, selten.
— 133 —	23	den, dem.
— 141 —	2	den, dem.
— 142 —	20	1564 Aug., 1654 Aug.
— 145 —	1	nach, nach.
— 147 —	23	streich man nach betrübter das Comma weg.
— 154 —	9	den Riß, dem Risse und Zeile 11 statt 1050, 1030.
— 157 —	14	siehe man nach Bastille ein Punkt.
— 159 —	23	versuchen, vorziehend
— 161 —	1	in seine Vorzüge, an seinen Vorzügen.
— 166 —	20	Mitralo, Monaco.
— 169 —	18	den, dem.
— 181 —	2	Mißverhältnissen, Mißverhältnissen.
— 182 —	3	Oberßel, Oberßel.
— 186 —	21	dm, den
— 188 —	20 und 21	lese man (deren Regenten hat n) nach: der Kaiser von und Brandenburgern.

Seite



- Seite 193 Zeile 23 lese man statt: dem, des.
 — 196 — 4 ihr Ende, am Ende.
 — 211 — 16 Monarch, Monarchen.
 — 212 — 21 geschlossener, geschlossenen.
 — 213 — 25 wieder, wieder.
 — 268 — 22 States, Staates.
 — 273 muß die Columnenzahl statt: 237, 273
 heißen.
 — 285 — 1 setze man vor einigen, von.
 — 8 Kriegsschiffen, Kriegsschiffe.
 — 21 Pfäle, Pfähle.
 — 315 — 25 Dieser, Diese.
 — 316 — 3 ihn, ihn.
 — 318 — 10 geistlichen, geistliche.
 — 319 muß die Columnenzahl statt: 193, 319
 heißen.
 — 325 — 17 streiche man das Comma nach er
 weg, und setze es nach sich.
 — 326 — 3 glückliche, unglückliche.
 — 336 — 17 seinen Soldaten, seine Soldaten
 — 18 seine Theil, seinen Theil.
 — 352 — 4 streiche man das Comma nach in weg
 und setze es vor in.
 — 356 — 21 sang, sank.
 — 359 — 8 streiche man das Comma nach ver-
 traute weg.
 — 368 — 10 Stadthalter, Statthalter.
 — 378 — 21 in dessen, indessen.
 — 388 — 23 1648, 1684
 — 390 — 26 Republick, Republik.
 — 398 — 3 hatte, hatten.



